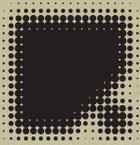


Berlin | Widerstand 1933 – 1945



Hans-Rainer Sandvoß

Widerstand in Pankow und Reinickendorf



Gedenkstätte
Deutscher Widerstand

Titelbild:

Reinickendorf, Strafanstalt Tegel,

Entlassung eines politischen Gefangenen (Albert Voß, 1935),
mit versteckter Kamera aufgenommen.



Berlin | Widerstand 1933–1945 Pankow und Reinickendorf

Hans-Rainer Sandvoß

Inhalt

Vorwort	S. 8
Einleitung:	S. 11
Wähler und Parteien – Der Felseneck-Prozess – Reformbemühungen – Widerstandsschwerpunkte	
1. Kapitel: Im Gefängnis Tegel	S. 17
Eine Strafanstalt im Norden Berlins – Anstaltspfarrer Erich Kürschner – Amtswechsel in Tegel – Gefängnispfarrer Poelchau brandmarkt Misshandlungen – Politische Gefangene – Verpflegung in der Haft – Ein helfender Mensch in Uniform – Tagesablauf im Gefängnis 1935/36 – Kontakte und Absprachen von Insassen – Ein aufmüpfiger Häftling – Schwarzhören – Religionsunterricht für Dissidenten – Beistand für Verfolgte – Dietrich Bonhoeffer in Tegel – Erschießungen	
2. Kapitel: Sozialdemokraten gegen Gewalt und Diktatur	S. 40
„Berlin bleibt rot!“ – „Eiserne Front“ in Bereitschaft – Um den 20. Juli 1932 – Kampflöser Untergang – Hermsdorfer Reichsbannerföhrer verschleppt und misshandelt – Ein Auslandskurier berichtet aus Berlin – Landgerichtsprozess gegen SPD-Leitung – Massenprozesse gegen Berliner Sozialdemokraten – Verhaftungen, Verhöre, Urteile – Gruppe „Humane Technokratie“ – Zwischen Illegalität und Einsamkeit – Gruppe „Nordbahn“ – Prozessserie „Scharfschwerdt und Andere“ – Jungarbeiter Bernhard Thurow – Verfolgte Pankower Gewerkschaftler – Metallarbeiter Otto Koch verschleppt (1944) – Stadtverordnetenvorsteher Johannes Haß	
3. Kapitel: Internationaler Sozialistischer Kampfbund	S. 76
Der Nelson-Bund – Antifaschismus – In Reinickendorf-Ost	
4. Kapitel: Der „Rote Stoßtrupp“	S. 82
Verbreitung von Untergrundschriften – Verhaftungswelle – Kurt Megelin tarnt sich („Freie Scholle“)	
5. Kapitel: Neu Beginnen	S. 87
Die geheime Organisation – „Neu beginnen!“ – Walter Pisternik – Einberufen zur Strafeinheit 999 – Herbert Borsky – Erich Kürschner und Fritz Erler	
6. Kapitel: Sozialistische Arbeiterpartei	S. 93
Eine Minderheitenpartei – Jacob Walcher und sein Kreis – Illegalität – Auslandskontakte – Entführung von Eugen Brehm – Auslandskuriere – Prozesse gegen die Berliner SAP – Hermann Schulz – Walter Kluge	

7. Kapitel: **Kommunistische Partei Deutschlands** S. 108
 Der unterschätzte Gegner – Verfehlter Parteiumbau -Oppositionelle und Überläufer – Stadtverordnete verschleppt – In den Folterkammern der SA – Rotfrontkämpferbund im Aufbau zerschlagen – Massenprozesse gegen den RFB – Verhaftungen in Reinickendorf-Ost – Illegale Kleinarbeit im Unterbezirk Pankow – Prozess gegen kommunistische Gewerkschafter (1934) – Prozess gegen Arbeitersportler (1935) – Die Münz-Aktion – Verfahren gegen die „Rote Hilfe“ – Flucht aus dem KZ – „Selbstmord“ in der Haft – Gruppe Neutert/Hauswald – Post vom „Schwarzen Karl“ – „Hermsdorfer Prozesse“ – „Versöhnler“ Max Frenzel – KZ-Haft für Erich Böhm – „Der rote Norden“ (Elisabeth Walter) – Frieda Wagenknecht, ein Opfer der Gewalt – In den Reihen Robert Uhrigs – Walter Budeus und seine Freunde – „Rote Kapelle“ – Unterschlupf in Frohnau – Ein „Fallschirmagent“ (Wittenau) – Anton Saefkow und Genossen – Zusammenarbeit mit Zwangsarbeitern – Verhaftungen bei Stolzenberg & Co. – Arbeitersportler: Paul Zobel, Hans Schulz, Werner Deckers, Fritz Goltz – Anton Saefkow – Illusionen in der „roten Festung“
8. Kapitel: **Schule und Jugend** S. 169
 Auflösung „weltlicher Schulen“ – Schüler des Reformpädagogen Wilhelm Blume – Scharfenberger wehren sich – Jungsozialist Willi Laukant – Kommunistische Arbeiterjugend – Gegen staatlichen Zwang – Bei den Märkischen Wanderern – Jugendprotest – Im Arbeiterlokal – Sie nannten ihn „Anti“ (Swing-Jugend) – Militarisierung der Jugend / Flucht aus dem „Wehrertüchtigungslager“
9. Kapitel: **Bekennende Kirche** S. 181
 „Deutsche Christen“ greifen nach der Macht – Ein Kirchenkreis im Norden Berlins – Kirchenkampf in Tegel – Kirchenpolitische Widersacher – „Rebellion“ – Gemeinde Borsigwalde – Bekenntnishochburg Pankow – Öffentlicher Protest – Pfarrer Rudolf Jungklaus – Aus den Akten der Kirchenbehörde – Verbindungen und Unterschiede – Beistand für Verfolgte – Gegner der „Euthanasie“-Aktion – Gesinnungstreue bis zum Schluss – Die Randgemeinden – Pfarrer Willi Süßbach in Blankenburg – Hermsdorf und andere „Notgemeinden“ – Frauen in geistlichen Ämtern – Kirchengemeinde Reinickendorf-Ost – In der Wehrmachtseelsorge (Pfarrer Dannenberg) – Die Tegeler Gemeinde im Krieg – Vom Ende der Bekennenden Kirche
10. Kapitel: **Katholiken** S. 224
 Beistand für Bedrängte – Pfarrer Joseph Lenzel
11. Kapitel: **Zeugen Jehovas** S. 226
 Prozesse gegen Zeugen Jehovas – Der Kurier – „Wehrfeindliche Verbindungen“ – Im KZ Sachsenhausen
12. Kapitel: **Individuelle Gegnerschaft** S. 233
 Der oppositionelle SA-Führer (Schwarze Front) – Carl von Ossietzkys letzte Station –

Künstler in „innerer Emigration“ – Ärzte als Helfer – Bei den „Kreisauern“ –
Werkmeister Otto Langrock – Oberst Wilhelm Staehle

13. Kapitel: **Aus der Betriebswelt** S. 241

Werkzeugmaschinenfabrik Lindner – Hermann Tops – Teves-Werke – Eine
sozialdemokratische Betriebsgruppe – Illegale kommunistische Gewerkschafter –
Firma Bergmann Elektrizitätswerke – Umgang mit Zwangsarbeitern – Kriegsende
und „Antifa“ in Wittenau

14. Kapitel: **Die Gruppe „Mannhart“** S. 252

Dr. Max Klesse – Der Kern der Verschwörer – Gruppencharakter – Flugblattaktionen im
Wohngebiet – Betrieblicher Widerstand bei Borsig – Umkämpfte Arbeiterschaft – Friedrich
Lüben und die Baukolonne – Verhaftungen und Prozesse – Weiterarbeit bis Kriegsende

15. Kapitel: **Aus dem Alltag der Verfolgung** S. 266

Eine Warnung – Sondergerichtsverfahren – „Wehrkraftzersetzung“ – „Hetzreden“
und „Feindbegünstigung“ – Denunziert – Weitgehend unbekannt geliebene Opfer –
Ein Deserteur

16. Kapitel: **Verfolgung der Juden / „Unbesungene Helden“** S. 272

Massenmord an Berliner Juden – „Unbesungene Helden“ – Die „Juden-Apotheke“ –
Ella Heidemann überlebt – Pankower und Reinickendorfer Verstecke –
Siegmond Weltlinger „taucht unter“ – Ein bestrafter Helfer

Anhang

Emigranten S. 286

Ehrungen – Gedenktafeln – Gräber S. 294

Literatur S. 298

Quellennachweis der hervorgehobenen Zitate S. 308

Bildnachweise S. 318

Personenverzeichnis S. 319

Straßen- und Ortsverzeichnis S. 333

Abkürzungen S. 338

Vorwort

Die sechste Veröffentlichung über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945 ist dem Norden Berlins, Pankow und Reinickendorf, gewidmet. In diesem Teil unserer Stadt haben wichtige Ereignisse des Berliner Arbeiterwiderstandes und der illegalen Betriebsopposition stattgefunden. Da es in diesen Bereichen und dem der Bekennenden Kirche enge Querverbindungen gab, sind beide Bezirke in einer Darstellung zusammengefasst worden. Besonders dieser Umstand führte dazu, dass eine sehr umfangreiche Broschüre entstand. Sie bietet andererseits die Chance, Fakten im Zusammenhang darzustellen, die man sonst künstlich hätte zerreißen müssen.

Die Arbeit ist so gegliedert, dass der Leser einzelne Kapitel gesondert herausgreifen kann. Die Reihenfolge der Kapitel entspricht keiner Wertung. Um trotz vieler Details und Namen die Darstellung lebendig zu halten, war ich bemüht, möglichst historisch-chronologisch vorzugehen. Damit die sehr faktenreiche Zusammenstellung lesbar bleibt, wurde auf einen detaillierten Anmerkungsteil verzichtet; alle Angaben sind jedoch belegt. Bei Anschriften sind überwiegend die alten Straßennamen und Hausnummern angegeben. Veränderungen (soweit bekannt) erscheinen in Klammern. Eckige Klammern in Zitaten stellen Ergänzungen des Verfassers dar.

Die Grundlage für diese Arbeit bilden wissenschaftliche Veröffentlichungen, Prozessunterlagen, Biographien, Erinnerungen, alte Adressbücher und besonders die Auskünfte von über 60 Zeitzeugen. Die meisten von ihnen wurden bereits Anfang der 1980er Jahre befragt. Ihnen ist es nicht zuletzt zu verdanken, dass diese Broschüre entstehen konnte. In einigen Fällen schlossen ihre Berichte Lücken in der Forschung.

Ich danke den Bezirksverwaltungen von Pankow und Reinickendorf, dem Landesarchiv Berlin, Herrn Dr. Reichhardt, dem Berliner Entschädigungsamt, der Senatsverwaltung für Inneres, der Justizvollzugsanstalt Tegel, dem Evangelischen Zentralarchiv, Elisabeth Stephani (†), dem Bischöflichen Ordinariat, den Kirchengemeinden von Borsigwalde, Hermsdorf und Pankow, der Hermann-Schulz-Schule, dem Archiv für die Geschichte der Arbeiterbewegung, dem Franz-Neumann-Archiv, dem Heimatmuseum Reinickendorf, der Stadtbezirks-Chronik Berlin-Pankow, Rudolf Dörrier (†), Generalsuperintendent i. R. Schuppan, Sieghild Jungklaus, Senta Maria Klatt (†), Käthe Täubner, Prof. Dr. Peter Steinbach, Anna Sabine Halle, Christel Frohnert, Gunda Bartels, Karin Vitiello, Ernst Seliger (†) von den Zeugen Jehovas, Dr. Rose Grützke, Frau Schmaske, Margot Richnow, Erwin Lenz (†), Manfred Kuhnke, Max Brzyski (†), Nicolaus Starost (†), Barbara Schieb-Samizadeh, Lore Stenzel, Karl Richter (†), dem Bund der Antifaschisten Pankow, der SPD-Reinickendorf und den Verfolgtenorganisationen BVN und VdN.

Zu ganz besonderem Dank verpflichtet bin ich meinem Hellersdorfer Kollegen, Dr. Horst Bein (†), der mir seine reichhaltige Materialsammlung zum „Berliner Arbeiterwiderstand am Kriegsende“ uneigennützig überlassen hat.

Für Anregungen, Kritik und weitere Hinweise bin ich jederzeit dankbar.

Hans-Rainer Sandvoß
(Abschluss des Manuskripts Januar 1992)

Vorwort zur 3. Auflage

Aufgrund mehrerer zusätzlicher Quellen, die im Bundesarchiv, im Landesarchiv Berlin und (dank Jürgen Hochschild) bei der Genossenschaftssiedlung „Freie Scholle“ gefunden wurden, haben wir die 1994 erschienene 2. Auflage verändert und erweitert. Dadurch konnten auch neue Zeitzeugenberichte eingearbeitet werden. Für wichtige Ergänzungen zum Kapitel über die Bekennende Kirche danke ich Else Gaede, Ingeborg Pohle und Pfarrer i. R. Dr. Rolf Prums.

Die hervorgehobenen Zitate sind im Anhang ausgewiesen.

Dr. Hans-Rainer Sandvoß
(Abschluss des Manuskripts Oktober 2008)



Pankow, Rathaus



Reinickendorf, Weiße Stadt

Einleitung

Mit der Eingemeindung Pankows und Reinickendorfs im Jahre 1920 erhielt das aus zwanzig Bezirken geschaffene Groß-Berlin im Norden der Reichshauptstadt sehr unterschiedlich ausgebildete Ortsteile.

Beide Bezirke, das eher bürgerliche Pankow und der große Industriestandort Reinickendorf mit seinen ausgeprägten Naherholungsgebieten, waren in sich nicht einheitlich strukturiert. Im Gegensatz zum innerstädtischen Bereich umfasste dieser Teil Berlins neben Großstadtsiedlungen auch gutsituierte Vororte, Laubenkolonien, Dörfer, landwirtschaftlich genutzte Flächen, Parks, Wälder und Seen. Im Norden Reinickendorfs befand sich zudem mit Frohnau eine Gartenstadt des mittleren und gehobenen Bürgertums. Nicht allein die Villengegend um das Schloss Niederschönhausen, sondern auch das Kerngebiet von Pankow um Rathaus und Dorfkirche herum (etwa am Amalienpark), repräsentierte eher den gehobenen Wohnbedarf von Beamten und Kreisen des Besitzbürgertums: Um die Jahrhundertwende war Pankow neben Charlottenburg die steuerkräftigste Gemeinde in der Region Berlin. Doch Bevölkerungswachstum und Verstädterungsprozess durchmischten das ehemalige Bauern- und Villendorf Pankow immer stärker.

Reinickendorf unterschied sich von seinem östlichen Nachbarbezirk vor allem dadurch, dass sich in den Ortsteilen Wittenau und Tegel-Borsigwalde mehrere Großbetriebe wie Rheinmetall-Borsig und die Deutschen Waffen- und Munitionswerke angesiedelt hatten. Die ebenfalls sehr bekannte Firma Bergmann Elektrizitätswerke lag in Wilhelmsruh, unmittelbar an der Grenze zu Wittenau. Obwohl Industriebezirk, war Reinickendorf trotzdem kein Arbeiterbezirk, denn die Beschäftigten, die zu Zehntausenden in den Norden der Stadt strömten, kamen aus allen Teilen Berlins und dabei nicht zuletzt aus Wedding und Prenzlauer Berg. (Ähnliches ergab sich im Süden der Reichshauptstadt, wo viele Arbeiter in Neukölln wohnten, aber in Tempelhof und Treptow beschäftigt waren.)

Trotz dieser Differenzierung hatte besonders Reinickendorf auch ausgesprochene Arbeiterkieze, in denen SPD und vor allem die KPD zahlreiche Anhänger besaßen. Viele von ihnen wohnten (S. 114ff.) im Bereich der Scharnweberstraße.

Aber auch Pankow (Kernbereich), das von bürgerlicher Tradition geprägt war, besaß Straßenzüge und Ecken, wo verstärkt Arbeiter und ihre Familien wohnten. Dabei ist zuallererst an jene Wohngebiete zu denken, die nahe der nördlichen Schönhauser Allee an Prenzlauer Berg grenzten (Schonensche-, Thulestraße), oder jene, die fließend zum Bezirk Wedding übergingen. Doch selbst Wollank- und Florastraße hatten eher eine gemischte Bevölkerungsstruktur. Wie in Reinickendorf-West, Reinickendorf-Ost (Schönholz) und Wittenau (Roedernallee) fand man auch im Bezirk Pankow (besonders in den Ortsteilen Blankenburg, Heinersdorf und Buch) größere Laubenkolonien und sehr einfache Häuser, in denen Arbeiterfamilien relativ preiswert durch die Not der Zeit kamen. Es sollte sich in den Jahren 1933–1945 zeigen, dass

aus diesen bescheidenen und abgelegenen Wohnquartieren mehrere sozialistische Widerstandskämpfer kamen (S. 84, 92, 132, 158.) und dass verfolgte jüdische Mitbürger gerade hier (S. 277ff.) wiederholt Verstecke fanden.

Wähler und Parteien

Reinickendorf verfügte 1925 mit 105 467 Einwohnern über eine höhere Bevölkerungszahl als Pankow mit 100 825. 1933 war die Differenz bereits auf über 20 000 angewachsen.

In den 1920er Jahren entfielen auf die Arbeiterparteien in Reinickendorf zwischen 55–60% der Wählerstimmen. In Pankow lagen die sog. bürgerlichen Parteien meistens an der Spitze der Gunst der Wähler, während SPD und KPD unter 50% blieben. Dieses Ergebnis war kein Zufall, denn der Arbeiteranteil an den Erwerbspersonen lag im westlichen Bezirk um 5% höher, Beamte und Landbevölkerung waren dagegen in Pankow stärker vertreten, was auch das relativ gute Abschneiden der rechtskonservativen Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) erklären dürfte. Während 1933 über 32% der Erwerbspersonen in Reinickendorf arbeitslos waren, zählte man in Pankow 27,5%. Trotz der niedrigeren Arbeitslosenzahlen erhielt die NSDAP in Pankow stets 3% mehr Stimmen als in Reinickendorf. (Entsprechend kann man auch dort zwischen der Arbeitergegend um die Scharnweberstraße und der Gartenstadt Frohnau unterscheiden.)

In beiden Bezirken wurden die Kommunisten am Ende der Weimarer Republik stärker als die Sozialdemokraten. Die zunehmende Arbeitslosigkeit und die Radikalisierung kosteten bei den „Linken“ hauptsächlich die SPD Stimmen, deren Anteil um ein Drittel auf etwas über 20% fiel. (Die Polarisierung ging auf der anderen Seite des politischen Spektrums zu Lasten der gemäßigt bürgerlichen Parteien). Trotzdem erbrachten 1933 beide Arbeiterparteien zusammen – in Pankow 5% und in Reinickendorf 13% – mehr Stimmen als die NSDAP.

Reichstagswahl vom 5. März 1933	KPD	SPD	Kampffront Schwarzweißrot	NSDAP
Pankow	22,2	21,5	11,0	38,4
Reinickendorf	27,1	21,7	8,0	35,7

Der Felseneck-Prozess

Verglichen mit dem Stadtzentrum herrschten im Norden Berlins in den 1920er Jahren und zu Beginn der 1930er Jahre eher ruhige Verhältnisse. Aber mit steigender sozialer Not (Massenarbeitslosigkeit) und zunehmender Gewaltneigung kam es 1932 dann doch mehrmals zu blu-

tigen Auseinandersetzungen, teilweise mit tödlichem Ausgang: Unterlagen des Landgerichts Berlin berichten aus Reinickendorf-West von bewaffneten Kämpfen mit der SA in der Scharnweberstraße. Am Tage vor der Reichstagswahl des 31. 7. 1932 provozierten SA-Mitglieder am Wochenmarkt Scharnweberstraße – gegenüber der Einmündung der General-Barby-Straße – Wahlzettel verteilende Reichsbanneranhänger (S. 41ff.) und schlugen brutal mit Übermacht auf Andersdenkende ein. Schließlich streckten NS-Schützen Reichsbanner wie Helmuth Hinz (S. 45) und RFB-Männer wie Ernst Beuthke (S. 158f.) lebensgefährlich nieder. Insgesamt gab es zehn Verletzte, alle aus den Reihen von SPD und KPD. Die juristische Aufklärung des politischen Verbrechens zog sich bis zum Jahresende hin und wurde aufgrund der Weihnachtsamnestie eingestellt.

Gerade in den von vielen sozialistischen Arbeiterfamilien bewohnten Laubenkolonien im Norden der Stadt setzte man sich wiederholt gegen den Versuch der NSDAP zur Wehr, auch hier Fuß zu fassen. Besonders bekannt wurde in diesem Zusammenhang der SA-Überfall auf die Laubenkolonie „Felseneck“ in Reinickendorf-Ost (Schönholzer Weg), wo Mitte Januar 1932 nach Prügeleien und Pistolenschüssen der kommunistische Arbeiter Fritz Klemke aus dem Büchsenweg durch die SA ums Leben kam. (Im heiß umkämpften Gebiet der Laubenkolonie hatten bei der Reichstagswahl im September 1930 vierhundert Bewohner für die SPD, zweihundert für die KPD, einhundert für die NSDAP und fünfzig für bürgerliche Parteien gestimmt.) Es kam zu einem spektakulären Prozess, in dem Rechtsanwalt Hans Litten (Foto nebenan) als Nebenkläger gegen die SA auftrat.

Es gelang der Justiz angeblich nicht, den Täter ausfindig zu machen. Der Prozess fand am 22. Dezember 1932 statt. Obwohl der anklagende Staatsanwalt Stenig den Mord als „eine rohe und bestialische Tat, als einen Schandfleck in der Geschichte der Berliner SA“ charakterisiert hatte, stellte das Gericht das Verfahren – mit Ausnahme eines Fahrraddiebstahls – auf Grund der Weihnachtsamnestie ein. Noch bevor das Urteil am 10. März 1933 schriftlich vorlag, verhaftete man Rechtsanwalt Hans Litten und schleppte ihn durch Gefängnisse und Konzentrationslager. Weihnachten 1933 versuchte Felix Hohl, ein früherer Mandant und Freund aus der anarchistischen Bewegung, den Rechtsanwalt mit Gewalt aus dem KZ Brandenburg zu befreien. Durch falsche „Mitverschwörer“ verraten, schlug die Aktion fehl. Felix Hohl, Betreiber einer Kraftfahrzeugwerkstatt in der Residenzstraße 102, wurde bis 1945 inhaftiert, darunter im KZ Bergen-Belsen. Hans Litten, für den Hitler tiefen Hass empfand (weil ihn der Jurist einst bei einem Prozess in die Enge getrieben hatte), wurde 1938 im KZ Dachau in den Tod getrieben. Im Verlauf der NS-„Machtergreifung“ sollte es wegen dieser Felseneck-Auseinandersetzung 1933 zu zahlreichen Verhaftungen in Reinickendorf-Ost kommen, denn die SA wollte „alte Rechnungen“ begleichen (S. 113ff.).



Hans Litten

Reformbemühungen

Die nur kurze Zeit der krisengeschüttelten Weimarer Republik (1919–1933) – der Historiker Hans Mommsen beschreibt sie treffend als „verspielte Freiheit“ – stand gerade in der Reichshauptstadt Berlin im Zeichen zahlreicher Reformen in den Bereichen Gesundheit, Schule, Verkehr und Wohnungsbau. Der sozialdemokratisch geprägte Berliner Magistrat unter dem bürgerlich-liberalen Oberbürgermeister Gustav Böß unternahm in der zweiten Hälfte der 20er Jahre mehrere Wohnungsbauvorhaben, mit denen das Elend der Mietskasernenstadt Berlin gelindert werden sollte. In diesem Zusammenhang sei an die Friedrich-Ebert-Siedlung in Wedding (Afrikanische Straße), die Britzer Hufeisensiedlung und nicht zuletzt an die „Weiße Stadt“ in Reinickendorf erinnert. In das nach dem weißen Farbanstrich benannte moderne Wohnungsbaugelände um die Arosener Allee (ehem. Schillerpromenade) zogen 1931 viele Facharbeiter, Stadt- und Postbedienstete und Gewerkschaftler. Aber auch Intellektuelle und Künstler fanden sich hier ein und trugen anfänglich zu einem ganz eigenen, aufgeschlossenen Geist bei. Mehrere politisch besonders engagierte Bewohner waren dann 1933 gezwungen zu emigrieren (S. 286ff.), andere gingen in den Widerstand (S. 51, 94, 114, 149).

Auch pädagogische Experimente und Reformen fanden im Norden ihren Niederschlag. Es sei an die „weltlichen Schulen“ – und hier besonders an die Niederschönhausener Gemeinschaftsschule (S. 170) – sowie die angesehene Schulfarm Scharfenberg (S. 172f.) erinnert. Die NS-Bewegung zerschlug die hoffnungsvollen pädagogischen Ansätze, konnte aber nicht verhindern, dass zahlreiche Absolventen dieser Einrichtungen im aufklärerischen und humanistischen Geist (S. 171) geformt worden waren.

Im Tegeler Schlossgebiet, das später im Rahmen der Bekennenden Kirche (S. 189) erneut eine positive Rolle spielen sollte, war seit 1927 eine moderne Psychoanalytische Klinik (S. 286f.) untergebracht. Aufgrund wirtschaftlicher Not musste sie Ende August 1931 geschlossen werden. Ihr Gründer, der sozialistische Arzt Ernst Simmel, war gezwungen, Deutschland 1933 fluchtartig zu verlassen. Desgleichen ging der Mediziner und Sexualpädagoge Dr. Max Hodann (S. 286), der den Bezirk als Leiter des Reinickendorfer Gesundheitsamtes geprägt hatte, ins Exil. Sein Stellvertreter, der Arzt Dr. Max Klesse (S. 252), wurde wie viele andere republikanische Staatsbedienstete von den braunen Machthabern entlassen. (Er erlangte im Widerstand eine wichtige Bedeutung.) Allein in den Bucher Krankenanstalten sollen 1933 über 100 Bedienstete (Ärzte, Angestellte, Arbeiter) aus politischen und „rassistischen“ Gründen ihren Arbeitsplatz verloren haben. Unter ihnen befanden sich so angesehene Fachleute wie der Psychiater Prof. Dr. Karl Birnbaum und der Kinderarzt Dr. Iwan Rosenstern. Es zählt zu den bedrückendsten Erkenntnissen, dass Tausende von Patienten aus Buch und Wittenau Jahre später einem der größten NS-Verbrechen, dem Massenmord an Schwerstbehinderten, zum Opfer fielen. Wir fanden leider nur wenige Hinweise auf Menschen, die diesen grausamen Untaten entgehen wirkten (S. 205, 235).

Widerstandsschwerpunkte

Auf Grund der sehr unterschiedlichen Sozial- und Gewerbestruktur Pankows und Reinickendorfs ist es verständlich, dass der betriebliche Widerstand ein besonderes Merkmal des (geographisch) westlichen Bezirks darstellte, während Pankow wiederum eine Hochburg der bekennenden Kirche (S. 195ff.) war. Trotzdem gab es im Pankower und Niederschönhausener Wohnbereich – zumal in der Nähe zum Stadtzentrum – auch oppositionelle Arbeiterkreise, etwa im Bereich des Arbeitersports und der Gewerkschaften. Und auch in Reinickendorf fanden sich Anhänger der Bekennenden Kirche. Besonders in Tegel und Hermsdorf regten sich diese Gegner der nazistischen Deutschen Christen.

Im Gegensatz zum gutsituierten Frohnau, mit einer (Zeitzeugen zufolge) eher rechtskonservativ bis NS-konformen Bevölkerungsmehrheit, in der wir nur vereinzelte Regime-Gegner fanden (S. 155, 236, 239, 270), beeindruckt im Nachhinein der mehr kleinbürgerliche Ortsteil Hermsdorf. Hier gab es sowohl eine relativ starke Widerstandsgruppe der Arbeiterbewegung (S. 138ff.), als auch eine sehr aktive Bekennende Kirche, die freilich außerhalb der Offizialkirche zusammenkommen musste (S. 214f.).

Wenn man von der großen Hohen Neuendorfer Gruppe Otto Scharfschwerdts (S. 64) absieht, war die Sozialdemokratie – selbst in ihrer Hochburg, der Genossenschaftssiedlung „Freie Scholle“ (S. 54ff.) – im Norden Berlins im Widerstand verhältnismäßig schwach vertreten. (Die eigentlichen Zentren der SPD-Opposition lagen eher in Friedrichshain, Prenzlauer Berg, Lichtenberg, Kreuzberg und Neukölln.) Andererseits zeichneten sich mehrere Sozialdemokraten als Helfer verfolgter jüdischer Mitbürger aus (S. 279, 284).

Die herausragende Widerstandsgruppe des in dieser Arbeit beschriebenen Teils von Berlin war die Gruppe „Mannhart“ um den Arzt Dr. Max Klesse (S. 252ff.). Dessen Anhänger und Mitverschwörer entfalteten nicht allein in Großbetrieben wie Borsig, sondern auch im ruhigen Heiligenseer Siedlungsgebiet (S. 254) beeindruckende Aktivitäten. Sie waren in der illegalen Arbeit viel umsichtiger als führende kommunistische Kreise, die ihre treuen Anhänger wiederholt (S. 116, 148, 152, 157, 166) leichtfertig in Gefahr brachten.

Freilich blieben auch diese Frauen und Männer der Gruppe „Mannhart“ eine kleine Minderheit und konnten auf das Geschehen keinen entscheidenden Einfluss ausüben.

Beginnen wollen wir unsere Chronik aus Dokumenten und Zeitzeugenaussagen mit einer Beschreibung des bekannten Gefängnisses Tegel. Hier waren in den Jahren der NS-Diktatur nahezu alle Richtungen des Arbeiterwiderstands, unterschiedlicher religiöser Gruppen und Anhänger bürgerlicher und militärischer Oppositionskreise eingesperrt.

Ihr Wirken belegt, dass es auch in der finstersten Zeit unserer Geschichte Deutsche gab, die aus Menschlichkeit und Gesinnungstreue mit Zivilcourage den Einsatz des eigenen Lebens wagten.



Strafanstalt Tegel



Strafanstalt Tegel

Im Gefängnis Tegel

Eine Strafanstalt im Norden Berlins

„Er stand vor dem Tor des Tegeler Gefängnisses und war frei. Gestern hatte er noch hinten auf den Äckern Kartoffeln geharkt mit anderen, in Sträflingskleidung, jetzt ging er im gelben Sommermantel, sie harkten hinten, er war frei.“

Mit diesen Worten beginnt (nach einer Vorbemerkung) Alfred Döblin in seinem Roman „Berlin Alexanderplatz“ das Schicksal des gestrauchelten Franz Biberkopf zu beschreiben.

Berlins bekannte Haftanstalt (für Männer) im Norden der Stadt sollte am Ende der Weimarer Republik nicht nur durch dieses Romanwerk (1929) etwas mehr in das Blickfeld der Öffentlichkeit rücken, sondern auch durch die Tatsache, dass der Herausgeber der radikal-demokratischen Zeitschrift „Die Weltbühne“, der Pazifist Carl von Ossietzky, 1932 wegen angeblichen Landesverrats viele Monate in Tegel eingesperrt war. Ossietzky (S. 233) kam durch die Weihnachtsamnestie im Dezember 1932 frei, doch die im Januar 1933 einsetzende „Nationalsozialistische (Gegen-)Revolution“ sollte schon bald dazu führen, dass sich das Gefängnis nicht mehr nur fast ausschließlich mit kriminellen Straftätern füllte, sondern im Laufe der Jahre Haftort von Hunderten politischer Gegner der NS-Diktatur wurde. (Die durchschnittliche Belegung betrug 1.800 Häftlinge, die in drei „Häusern“ untergebracht waren.)

Trotz aller bedrückenden Erlebnisse und Verhältnisse in Tegel, die wir im Folgenden schildern, darf eines nicht vergessen werden: Die zuvor durch die wilden KZ der SA (S. 48) geschleiften „Politischen“ empfanden den Aufenthalt in den herkömmlichen Haftanstalten (Untersuchungsgefängnis Moabit, Gefängnis Tegel) als Erleichterung. Darüber hinaus lebten viele in Angst, anschließend erneut ins KZ verschleppt zu werden (S. 71, 113ff.). So erinnert sich der Schriftsteller Arnold Bauer daran, 1937 den verzweifelten Ausruf eines Mithäftlings (dessen vermeintliche Entlassung kurz bevorstand) gehört zu haben: „Der Jude Breslauer wird ermordet!“ Auch der jüdische Sozialist Berthold Rudner wurde nach seiner Haft in Tegel erneut festgenommen und anschließend im KZ ermordet.

Wider Erwarten sollten Berliner Widerstandskämpfer auch an diesem Ort auf Menschen treffen, die versuchten, ihnen das Los zu erleichtern. Es waren nicht nur einzelne Beamte (S. 26, 37), sondern auch einige der Geistlichen (S. 34, 220) – und hier vor allem Pfarrer Poelchau –, die Menschlichkeit bewiesen.

Anstaltspfarrer Erich Kürschner

Tegel, Veitstraße 2a (und Spandauer Straße 30)

Aus Ostpreußen kommend, war Erich Kürschner seit 1928 als Strafanstaltspfarrer im Gefängnis Tegel tätig. (Das Amt des Oberpfarrers übte seit 1. Juli 1931 Emil Schilp aus.) Die drei evangelischen Tegeler Anstaltspfarrer waren zwar theologisch ausgebildet und von der Kirche ordiniert (zum Pfarrer geweiht), standen jedoch rechtlich betrachtet nicht in den Diensten der Kirche, sondern waren Beamte des Staates.

Diese Bestimmung nahm die Tegeler NSDAP wiederholt zum Anlass, Kürschners parteipolitische Betätigung zu kritisieren.

Aus einem Schreiben der NSDAP-Tegel vom 2. August 1932:

„Am Sonntag, dem 24. ds. Mts. morgens zwischen 9 und 10 Uhr, beteiligte sich Herr Pfarrer Kürschner an einem Propagandaumzug der sozialdemokratischen Partei in Neu-Tegel, wobei derselbe persönlich Propagandazettel auf der Straße und auch in den Wohnungen verteilte. Die Kolonne bestand aus 46 Mann, die in dieser Stärke allein schon gegen die Bestimmungen des Ausnahmezustandes verstoßen hat. Die Kolonne mit Pfarrer Kürschner blieb an jeder Straßenecke stehen und schrie: ‚Freiheit – Freiheit – Freiheit – wählt Liste I‘. Als in der Wittenuer Straße 3 Angehörige der NSDAP in Uniform die Kolonne passierten, rief Pfarrer Kürschner mit erhobener Faust samt seiner Kolonne:

‚Hitler nieder – nieder – nieder‘

Erschwerend fällt hierbei noch ins Gewicht, dass die Angehörigen der NSDAP auf dem Wege zum gemeinsamen Kirchgang der Partei waren.“

Aus einem Schreiben des Präsidenten des Strafvollzugsamtes an das Evangelische Konsistorium vom 10. September 1932:

„Zu der Beschwerde ... hat sich Strafanstaltspfarrer Kürschner wie folgt geäußert: ‚... , dass gerade ein Pfarrer in einem entscheidenden Moment der deutschen Geschichte der Stimme seines Gewissens folgend sich öffentlich gegen eine Bewegung wendet, deren rassen-antisemitische Begründung als eine Herabsetzung Jesu Christi und seiner Apostel auch von konservativen Christen weithin empfunden wird ... Ich muss daher den Versuch, meine staatsbürgerliche und kirchengesetzliche Bewegungsfreiheit einzuschränken, zurückweisen ...‘“

Der Oberstrafanstaltsdirektor in Berlin-Tegel hat dazu den nachstehenden Bericht erstattet: ‚... Ich habe darauf Pfarrer Kürschner zur Rede gestellt und ihm gesagt, dass ich sein Verhalten zu mindestens [für] geschmacklos halte. Jedenfalls möchte er in Zukunft vorsichtiger sein und wenigstens öffentliches Auftreten auf der Straße zu vermeiden suchen.‘“

Amtswechsel in Tegel

Nachdem Anstaltspfarrer Devrient im Oktober 1932 mit 60 Jahren in den Ruhestand gegangen war, wurde die Stelle zur Neubesetzung ausgeschrieben, worauf sich unter anderem im Dezember 1932 Pfarrer Harald Poelchau bewarb. Er konnte auf eine mehrjährige Tätigkeit in der Berliner Gerichtshilfe verweisen und war neben seiner theologischen Ausbildung seit 1930 im Besitz der staatlichen Anerkennung als Wohlfahrtspfleger (heute Sozialarbeiter).

Tatsächlich erhielt Harald Poelchau unter den Bewerbern den Zuschlag und wurde zum 1. April 1933 zunächst auf Probe und schließlich zum 1. Juli 1933 fest angestellt. Was die einstellende Behörde offensichtlich nicht wusste war die Tatsache, dass Poelchau wie Pfarrer Erich Kürschner den „Religiösen Sozialisten“ angehörte. (Die übergroße Mehrheit der landesweit rund 18.000 evangelischen Geistlichen war eher konservativ-monarchistischer Einstellung, den Religiösen Sozialisten gehörten nur wenige Hundert an.) Aber Harald Poelchau war von seinem Naturell her viel zurückhaltender, unauffälliger als Kürschner und auch politisch nicht so exponiert wie der kämpferische Tegeler Sozialdemokrat.

Man mag es als eine besondere Ironie der Geschichte – oder als eine Fügung – betrachten, dass Harald Poelchau im selben Monat (Juli 1933) die Festanstellung erhielt, als Erich Kürschner wegen seiner politischen Überzeugung entlassen wurde.

Aus einem Schreiben des Preußischen Justizministeriums (gez. Dr. Freisler) vom 14. Juli 1933:

„Durch den beifolgenden Abschied werden Sie auf Grund des § 4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 (RGBl. I S. 175) mit sofortiger Wirkung aus dem Justizdienst entlassen.“

Erich Kürschner wandte sich im August 1933 an das Konsistorium (Kirchenleitung) und bat um die Rücknahme in den Kirchendienst. Dabei wies er auf seine soziale Notlage hin, denn er hatte eine kranke Ehefrau und zwei minderjährige Kinder zu versorgen.

Aus einem Schreiben Pfarrer Kürschners an die Berlin-Brandenburger Kirchenleitung (Konsistorium) vom 1. August 1933:

„Bei meiner Dienstenlassung durch die staatliche Behörde hat diese verständlicherweise die innersten Motive meiner politischen Haltung nicht gewürdigt, sondern sich an die äußere Erscheinungsform meiner religiös-sozialistischen Betätigung im Rahmen der SPD von 1921–1928 gehalten, wie sie ihr durch meine Personalakten bekannt geworden war. Naturgemäß sind in diesen mehr Beschwerden politischer Gegner enthalten als positive Zeugnisse der Tausende von sozialistischen Arbeitern, denen ich durch mein Auftreten wieder Mut machte, sich zum Christenglauben zu bekennen. Die religiöse Mission ist für mich das Wesentliche gewesen.“



Erich Kürschner

Da die deutsch-christliche Kirchenleitung Kürschner nicht entgegen kam, eröffnete er aus eigener Initiative im November 1933 gegenüber dem Sportpalast (Schöneberg) eine „Psychotherapeutische Praxis“. Schon im Jahr darauf wurde beim Berliner Sondergericht Anklage gegen Erich Kürschner wegen „heimtückischer Angriffe auf die Reichsregierung“ erhoben. Als Beweise dienten private Briefe, in denen (z. B.) die NSDAP als eigentliche Verursacherin des Reichstagsbrandes bezeichnet worden war. Diese Briefe an eine ehemalige junge Freundin hatte deren jetziger Freund den NS-Behörden übergeben. Nach „Schutz“- und Untersuchungshaft wurde Erich Kürschner jedoch am 11. Januar 1935 in einigen Punkten von der Anklage freigesprochen, zum anderen Teil stellte man das Verfahren ein. Im Juli desselben Jahres teilte Kürschner dann der Kirchenleitung, die sich bis dahin nicht hilfsbereit gezeigt hatte, den Verzicht auf die Ausübung eines geistlichen Amtes mit. (Dieser Schritt mag auch durch das Bekanntwerden der o. g. Briefe, die teilweise erotischen Inhalts waren, beeinflusst worden sein.)

Trotz aller Verbitterung blieb Erich Kürschner in seiner Gegnerschaft zur NS-Diktatur ungebrochen und schloss sich einer sozialistischen Widerstandsgruppe (S. 92) an. Er wurde deswegen 1939 zu einer siebenjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Während seiner Haft im Zuchthaus Brandenburg wurde sein früherer Tegeler Amtsbruder Harald Poelchau ein dankbar aufgenommenen Besucher.

Gefängnispfarrer Poelchau brandmarkt Misshandlungen

Wedding, Afrikanische Straße 140b – Wohnung von Harald Poelchau

Harald Poelchau schreibt in „Die Ordnung der Bedrängten“:

„Mit 29 Jahren, sehr jung für diese Aufgabe, kam ich 1933 in das Gefängnis Berlin-Tegel, eine Anstalt mit drei Häusern zu je 600 Plätzen. Mir fiel das Haus III zu.“

Im Rahmen der Strafanstaltsseelsorge in den drei Tegeler „Häusern“ des Gefängnisses war Pfarrer Poelchau für das Haus III zuständig, Oberpfarrer Schilp für das Haus II, Haus I war nach der Entlassung Kürschners zeitweise nicht besetzt.



Harald Poelchau

Da sich der Oberpfarrer auf Krankenurlaub befand, entfiel der Jahresbericht 1933/1934 über die geleistete Strafanstaltsseelsorge in allen drei Häusern zwangsläufig auf Harald Poelchau. Der junge Pfarrer muss von den Gefangenen schlimme Dinge erfahren haben, denn er übte eine sehr deutliche Kritik.

Aus dem Strafanstaltsbericht von Dr. Poelchau für die Zeit vom 1. April 1933 bis 31. März 1934:

„Die hohe Zahl politischer Gegner, d. h. meist überzeugungstüchtiger, gut organisierter Arbeiter, brachte zunächst eine allgemeine Hebung des Niveaus mit sich. Zugleich aber entstand durch die Gefangenen, die häufig durch harte Misshandlungen vor der Untersuchungshaft und dabei bis in die Strafhaft hinein nachwirkende körperliche Schädigungen äußerst verbittert waren, eine so gespannte Atmosphäre, dass es des Einsatzes aller seelischen Kräfte bedurfte, um im Einzelgespräch ihnen eine Richtung aus der Verbitterung heraus in ein positives Lebensverhältnis zu weisen.“

Als Oberpfarrer Schilp 1936 den Bericht der drei Gefängnisseelsorger (Schilp, Knodt, Poelchau) vorlegte, sucht man vergeblich ähnlich mutige Sätze.

Aus dem Bericht des Oberpfarrers Schilp vom Mai 1936:

„Die Bildungsstufen unserer Insassen sind völlig verschieden, von geistig Höchstqualifizierten bis zum völlig Abgestumpften. In zwei Berichtsjahren hatten wir viele Sittlichkeitsverbrecher und viele politische Gefangene.“

Nachdem Emil Schilp am 30. Dezember 1936 an seinem Schreibtisch verstorben war, folgte ihm der Theologe Andreas Reymann im Amt des Oberpfarrers, d. Verf.

Im Gegensatz zu seinen eher zurückhaltenden Vorgesetzten nahm sich Pfarrer Poelchau der menschlichen Sorgen und Nöte der politisch Vorbestraften sehr einfühlsam an.

Politische Gefangene

Besonders in den frühen Jahren der NS-Diktatur saßen in Tegel viele Hundert Widerstandskämpfer aus den Reihen der Arbeiterbewegung ein. Sie waren vom Berliner Kammergericht wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu Gefängnisstrafen zwischen einem und drei Jahren verurteilt worden, weil sie an illegalen Zusammenkünften teilgenommen und Unterschriften verbreitet hatten. In der zweiten Hälfte der 30er Jahren hagelte es wegen derselben „Verbrechen“ bereits Zuchthausstrafen (S. 142f.).

Auf Grund dieser Rechtsprechung findet man die meisten politischen Gefangenen in Tegel in den Jahren 1933–1936. Ihre Anzahl und gruppenmäßige Zusammensetzung wurde bisher

nicht systematisch erfasst. Stellvertretend seien darum folgende Menschen in einem Überblick genannt:

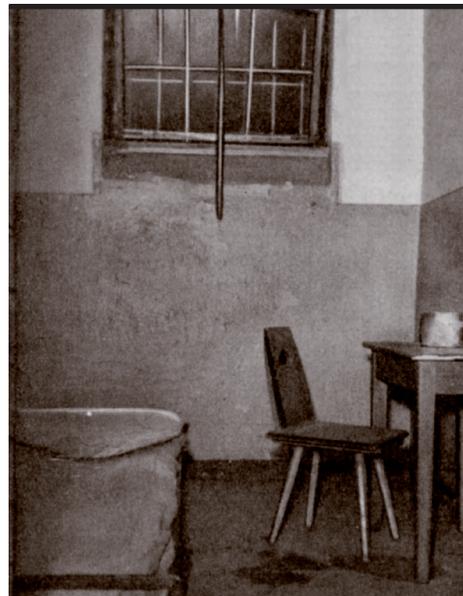
Aus den Reihen der Sozialdemokratie waren es Franz Neumann (nach dem Krieg Vorsitzender der Berliner SPD), Gustav Weber, Martin Stein und Walter Höppner – auf die wir bereits an anderer Stelle (S. 58) verweisen –, ferner Franz Klühs (einst Stellv. Chefredakteur des „Vorwärts“) sowie der Weddinger Albert Voß, der Lankwitzer Wilhelm Nemack, die Friedrichshainer Wilhelm Frese und Otto Breihahn, der Gewerkschaftssekretär Karl Siegle und der Kreuzberger Bruno



Entlassungen aus der Haft (F. Neumann, Bildmitte), mit versteckter Kamera aufgenommen

Debba. Von der Neuköllner Gruppe „Parole“ saßen Friedrich Naujoks und das Leitungsmitglied Rudolf Schuch ein, aus demselben Bezirk stammten die Mitglieder des „Proletarischen Pressedienstes“ Fritz Kadler, Herbert Rehfeld und Walter Zobel. Vom „Roten Stoßtrupp“ (S. 82) kamen Karl König – nach dem Krieg Berliner Senator – Heinrich Spliedt, Erwin Muths und Kurt Elsner. Während die drei Erstgenannten zur Spitze der Gruppe („Roter Stab“) zählten, hatte Kurt Elsner zu den Aktiven im Südwesten Berlins gehört. Mitglieder im Kreis der „Roten Kämpfer“ waren die Häftlinge Franz Peter Utzelmann, Erwin Unger und Rudolf Schwarz, Anhänger von „Neu Beginnen“ (S. 87) Rudolf Thon, Wilhelm Urban, Berthold Rudner, Theo Thiele und Eberhard Hesse – die Letztgenannten waren nach 1945 einflussreiche Funktionäre der Berliner SPD. Aus den Reihen des ISK (S. 76) war Otto Scaruppe bestraft worden. Mehrere Tegeler Häftlinge hatten für das Reichsbanner (S. 41) Untergrundarbeit geleistet; zu ihnen zählten Herbert Dewald, Alfred Kühn, Otto Gresens, Ernst Voß und Otto Redmann. Aus der kleinen Sozialistischen Arbeiterpartei (S. 93) stammten besonders viele Häftlinge, unter ihnen die Leitungsmitglieder Max Köhler, Karl Baier, Hans Eggert, Hermann Reich und Dr. Klaus Zweiling, ferner Karl Mülle (Köpenick), Hans Beldner (Prenzlauer Berg), Erich Drucker (Charlottenburg), Willi Voß (S. 102) und die Kreuzberger Karl Voffrei und Willi Zahlbaum (S. 25ff.). Zu den eher prominenten Häftlingen dürfte der Olympiakämpfer und NS-Gegner Dr. Otto Peltzer zählen. Man hatte ihn angeblich nicht aus politischen Gründen eingesperrt, sondern ausschließlich seine Homosexualität zum Vorwand genommen. Der Sportler hatte sehr unter verrohten Wärtern zu leiden, berichtet der Mithäftling Willi Zahlbaum. (Dr. Peltzer wurde in den Kriegsjahren sogar ins KZ gesperrt.)

Neben den oben aufgezählten kleinen sozialistischen Gruppen bildeten die Anhänger der KPD eine größere Schar der Häftlinge. Arbeitersportler wie Erwin Brachmann und Werner Schmulz (Wedding), Adolf Bothe (Spandau), Helmuth Wagner (Prenzlauer Berg) und Heinz Kapelle (Neukölln) standen für einen wichtigen Zweig des frühen KPD-Widerstandes. Helmuth Wagner und Heinz Kapelle setzten nach der Entlassung ihren Kampf fort und wurden deshalb ermordet. Kommunistische Gewerkschafter waren Helmut Podgorsky aus Weißensee, Willi Boremski und Bruno Poeck aus Mitte, der Neuköllner Georg Thiele, der Köpenicker Georg Walter, die Weddingener Hans Brenning und Hans Burckhardt und die Siemensarbeiter Hans Thiele und Herbert Strase. (Siehe die „Spandau“-Darstellung dieser Reihe.) Etliche Anhänger des „Roten Frontkämpferbundes“, darunter mehrere Charlottenburger, zählten zu den frühen „Politischen“ in Tegel. Sie waren hauptsächlich auf Grund von Verfahren aus der Endphase der Weimarer Republik, bei denen es um bewaffnete Auseinandersetzungen zwischen SA und



Gefängniszelle
von Bernhard Lichtenberg



Bernhard Lichtenberg



Horst Günter Schmidt

RFB (S. 116) ging, eingesperrt worden. Stellvertretend sei an den Kreuzberger Franz Lange (S. 30) erinnert.

Die verschärfte „Rechtsprechung“ der NS-Justiz sollte in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre vor allem die Kommunisten als zahlenmäßig stärkste Gruppe des Arbeiterwiderstandes treffen. Ihre Anhänger wurden nunmehr für geringe Delikte wie Geldspenden für die „Rote Hilfe“ (S. 133) bereits mit Zuchthaus bestraft. In den späten 1930er Jahren und besonders in den 40er Jahren waren in Tegel eher Gegner aus religiösen Motiven inhaftiert.

In erster Linie waren es Anhänger der Zeugen Jehovas (S. 226ff.), die in Massenprozessen zu kürzeren Haftstrafen verurteilt worden waren und anschließend an die Zeit in Tegel einige Monate im KZ leiden mussten. Nach Kriegsausbruch kamen sehr viele Wehrdienstverweigerer aus den Reihen dieser Gruppe. Viele traten von der Wehrmacht-Haftanstalt Tegel ihren letzten Weg zu den Erschießungsständen in der Jungfernheide an (S. 39). Stellvertretend sei an den Spandauer Horst Günter Schmidt erinnert, der in Tegel und Brandenburg in Ketten lag, dessen Todesurteil aber allein auf Grund des Kriegsendes nicht mehr vollstreckt werden konnte (Foto nebenan).

Dr. Hermann Stöhr, einer der wenigen Wehrdienstverweigerer aus den Reihen der evangelischen Kirche, war gleichfalls in Tegel inhaftiert. Engagierte Anhänger der Bekennenden Kirche waren der Lichterfelder Pfarrer von Lutzki und die führenden Mitarbeiter der illegalen Kirchlichen Hochschule Superintendent Martin Albertz (S. 217) und Prof. Günther Dehn. Auch der berühmte Theologe Dietrich Bonhoeffer war Häftling in Tegel (S. 36). Nach dem Scheitern des Attentats vom 20. Juli 1944 folgten ihm mehrere frühere Mitverschwörer an diesen Ort.

Zur Katholischen Kirche gehörten der Jesuit Alfred Delp (Kreisauer Kreis, S. 236), der Gewerkschafter Nikolaus Groß, die Pater Bruno Schmidt und Franz Reinisch und Berlins Dompropst Bernhard Lichtenberg. Er hatte seit 1938 in der Hedwigskathedrale öffentlich für Juden und Insassen von Konzentrationslagern gebetet und protestierte (1941) auch

gegen den Massenmord an Behinderten. Wie Bernhard Lichtenberg, der auf dem Transport von Tegel ins KZ Dachau verstarb, wurden auch seine Glaubensbrüder Alfred Delp und Nikolaus Groß Opfer der NS-Diktatur. Pater Bruno Schmidt, der wegen „Kanzelmissbrauchs“ und Vergehen gegen das „Heimtückegesetz“ über drei Jahre inhaftiert worden war, konnte Gefängnis und KZ überleben.

Mehrere Tegeler Gefängnisinsassen sollten auf Grund der Haftbedingungen, wobei besonders die mangelhafte ärztliche Versorgung und die sehr schlechte Ernährung erwähnt werden müssen, bleibende gesundheitliche Schäden davontragen: Der Sozialdemokrat Franz Klühs starb schon bald nach der Haftentlassung, der Reichsbannerfunktionär Alfred Kühn verlor die Sehkraft eines Auges und Pfarrer Albertz beklagte sich 1945, dass ihn die Einzelhaft im Polizeigefängnis Alexanderplatz (Juni 1944 - April 1945) gesundheitlich nicht so geschädigt hätte wie die Zeit 1942 in Tegel.

Willi Zahlbaum (1914–2002), ein ehemaliger politischer Häftling, erinnert sich:

„Der Strafvollzug in Tegel war berüchtigt. Die Anstalt besaß einen üblen Ruf. In der Berliner Unterwelt, die sich in so genannten Ringvereinen wie ‚Immertreu‘, ‚Hand in Hand‘ und ‚In Treue fest‘ nach strengen Statuten organisiert hatte, herrschte schon während der Weimarer Republik die Auffassung, zur Strafverbüßung lieber in ein Zuchthaus als nach Tegel. Im Gefängnisstrakt gab es mehr Einzel- als Gemeinschaftszellen. Die meisten Räume waren verwandt. Die Häftlinge wurden nach Methoden preußisch-militärischer Kasernenhofmanier unter Zwang gehalten, zeitweilig verschärft durch Maßnahmen persönlicher Willkür faschistisch gesonnener Stationswachtmeister oder aus der SA hinzugezogener Hilfsbeamter.“

Verpflegung in der Haft

Die Verpflegung der Gefangenen in Tegel war ein steter Klagepunkt. „Politische“, die aus Erfahrung sprachen, berichteten, dass sie im Zuchthaus Luckau besseres Essen bekamen als in diesem Berliner Gefängnis. Die Kost in Tegel war berüchtigt!

Erich Drucker schreibt in seinen Erinnerungen:

„Mittags gab es Eintopfgericht, abwechselnd Wasserreis ohne etwas dazu, Wassernudeln ohne etwas dazu, Kohl mit ausgekochten Knochen, Kohlrüben ohne etwas dazu, eine den meisten [widerstrebende] widerliche Fisch- oder Heringssuppe. Die besten Gerichte in der Woche waren dicke Linsen und ‚Rumfutsch‘, eine Komposition von Hülsenfrüchten. Sonntags gab es entweder Blutwurst mit Kartoffelbrei oder mit gelben Erbsen. Die waren etwas fetter. Wenn man Glück hatte, fischte man aus einem Liter Erbsensuppe auch mal einen Kubikzentimeter Fleisch. Ein wirkliches Stück Fleisch gab es dreimal im Jahre: jeweils am ersten Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfeiertage.

Abends gab es wieder ein Stück Brot und viermal wöchentlich meist eine ekelhafte, mit Mäusedreck verbesserte Wassersuppe aus Brot und Grieß. Mittwochs abends gab es ‚Kaffee‘ mit weißem Käse. Montag abends gab es Hering mit Kartoffeln, Brot und Kaffee. Am Sonntag Abend war das halbe Stück Brot mit Margarine bestrichen, dazu gab es ein Stück Blut- und Leberwurst. Das Essen soll pro Kopf und Tag 23 Pfennig gekostet haben.“

Willi Zahlbaum (1914–2002):

„Die warme Verpflegung, in der Regel mit Talg zubereitet und gewöhnlich zweimal wöchentlich aus Essensresten zusammengekocht, war kaum genießbar. Wenn die wässrigen, zermanschten Heringskartoffeln ausgeteilt wurden, verbreitete sich im Zellenbau ein widerlicher Gestank. Ein säuerlicher, dickflüssiger Brei, zubereitet aus den Rückständen in den Kesseln von mehreren Tagen, war nur mit Mühe herunterzubringen. Im Häftlingsjargon hieß dieser muffig schmeckende Pamps ‚Rumfutsch‘. Wer, aus welchen Gründen auch immer, nach dem Nazi-Strafrecht in Tegel einsitzen musste, war zusätzlich verurteilt, ständig ein quälendes Hungergefühl erdulden zu müssen.“

Die vom Exil-Vorstand der SPD herausgegebenen „Deutschland-Berichte“ berichten im Januar 1936:

„In Tegel beträgt die Besuchszeit 10 bis 15 Minuten. Es dürfen nur die allernächsten Verwandten kommen und nur in Abständen von 6 Wochen. Das Essen ist in Tegel sehr schlecht. Morgens gibt es ein kaffeeähnliches Getränk, dazu zwei Schnitten Brot und Marmelade. Mittags bekommt man im 7-tägigen Turnus immer dasselbe. Einen Tag Brotsuppe, einen Tag Kartoffeln und Hering, einen Tag Hülsenfrüchte (abwechselnd), einen Tag Reis, einen Tag dünne Gemüsesuppe. Sonntags gab [gibt] es eine Soße mit einer Andeutung von Fleisch. Abends erhält man wieder zwei Schnitten, abwechseln mit Schmalz bestrichen oder Wurst (die Wurst ist von schlechter Qualität), gelegentlich Tomaten.“

Ein helfender Mensch in Uniform

Ehemalige politische Häftlinge berichten, dass in Tegel drei Arten von Wachtpersonal vertreten waren:

- Der obrigkeitshörige Beamte, der ohne Wenn und Aber alles ausführte, was angeordnet wurde,
- eine Minderheit älterer erfahrener und patriotischer Beamter, die sich als christlich und humanistisch eingestellt zeigte,
- Hilfswachtmeister aus den Reihen der SA, die dumm, brutal und geschäftig waren.

Jene o. g. Minderheit Beamter, die auch in der Uniform Mensch blieb, sollte sich den Gefangenen besonders einprägen. Auch der KPD-Abwehrapparat erhielt durch Berichte Emigrierter wie Richard Note Kenntnis davon. Der frühere Häftling Willi Zahlbaum erinnert sich im Folgenden an einen älteren Hauptwachtmeister, der ihm zum väterlichen Freund wurde.

Willi Zahlbaum (Foto als Soldat einer Strafeinheit) berichtet:

„Nach dem Vorsteher hatte Hauptwachtmeister Thünke* im Zellenbau (Haus III) das Sagen. Er beeindruckte allein schon durch seine stämmige Figur. Thünke war über 1,80 m groß, breitschultrig und von massivem Körperbau. Sein breitflächiges Gesicht zierte ein gepflegter, hochgezwirbelter Kaiser-Wilhelm-Bart. Er wirkte beherrscht, ich sah ihn niemals eilig. Mit seiner kräftigen, dunkeltönenden Stimme erreichte er mühelos Häftlinge wie Wachtmeister in jeder Entfernung, in jedem Flur. Thünke erteilte seine Weisungen ohne nervöse Hektik. Ich erinnere mich nicht, ihn jemals hysterisch lautstark erlebt zu haben. Hauptwachtmeister Thünke ist mir als wortkarger Mann in Erinnerung geblieben. Obwohl er mich wohlwollend behandelte, hat er niemals das Gespräch mit mir gesucht oder auch nur eine einzige Frage an mich gerichtet.

Ich vermute, ihn wird mein dürrtisches Aussehen, mein kränklich blasses Gesicht gedauert haben. Mir war anzusehen, dass ich eigentlich immer hungrig war. Besonders an den Wochenenden hatte ich damit Probleme. Ich hätte um Brot betteln können, aber das wäre mir vor meinem moralischen Selbstwertgefühl wie Verrat vorgekommen.

Und da geschah etwas Merkwürdiges. An einem Juli- oder Augustsonntag öffnete sich einige Zeit nach der Essensausgabe die Zellentür. Eine kräftige Hand schob mir behutsam eine Schüssel mit einem noch dampfenden Nachschlag entgegen. Dazu kein einziges Wort. Es war Thünke, er hatte Dienst, zeigte sich aber nicht an der Tür. Vielleicht ein Signal, dass er mich, soweit möglich, in seine Obhut nehmen würde.

Seit jenem Sonntag durfte ich hoffen, gelegentlich ein Stück Brot oder einen Schlag Essen 'außer der Reihe' zu erhalten. Es geschah im Monat vielleicht zwei bis drei Mal, und nur dann, wenn Thünke als verantwortlicher Hauptwachtmeister in der Zentrale saß.

Nachdem er vom Tode meines Vaters erfuhr, drückte er mir in seiner Aufsichtsstation wortlos mehrere Scheiben Brot in die Hand. Dies hat mich ganz besonders tief berührt.

Ich meine, Thünke war ein liberaler Konservativer, ein Beamter, dem Gesetze und Verordnungen verpflichtende Orientierung sind, und der sich ein Gefühl für menschliche Gerechtigkeit bewahrt hatte.

Ansonsten war die Haftanstalt ein Dschungel. Manch Krimineller hat einen ‚Politischen‘ verpiffen, um amnestiert zu werden.“

*Es handelt sich (laut Berliner Adressbuch) vermutlich um Hauptwachtmeister Wilhelm Tünker aus Waidmannslust, d. Verf.



Willi Zahlbaum (X)

Tagesablauf im Gefängnis 1935/36



Erich Drucker

Erich Drucker war von November 1935 an einundeinviertel Jahr eingesperrt:

„Der Tag begann in Tegel um 7 Uhr mit einem Gongschlag, der den Gefangenen aufzustehen befahl. Die Zellen wurden aufgeschlossen, die Kübel zur Entleerung vor die Türen gestellt. Die Kalfaktoren brachten sie zurück und füllten die Krüge mit Trinkwasser.

Beim zweiten Gongschlag brachten sie das Frühstück: Trockenes Brot und ein braunes Getränk, das ‚Kaffee‘ hieß. Beim dritten Gongschlag mussten die, welche außerhalb ihrer Zellen arbeiteten, die ‚Fahne‘ werfen, d. h. einen Riegel an der Tür nach außen schieben, damit ihre Türen aufgeschlossen würden und sie zum Abmarsch antreten könnten. Beim vierten Gongschlag traten diese Gruppen sowie die zur ersten Freistunde gehörenden Stationen auf dem Hofe an. Beim fünften Gongschlag nach 25 Minuten kehrte die erste Freistunde zurück in ihre Zellen oder zu ihren Arbeitssälen. Bei den nächsten Gongschlägen hatten die zur zweiten Freistunde gehörenden Stationen sich entsprechend zu verhalten.

Kurz vor 12 Uhr kehrten alle in ihre Zellen zurück. Es gab Mittagessen. Um 1 Uhr wurde wieder zur Arbeit gerufen. Nachmittags gegen 4 Uhr wurde wieder Trinkwasser gebracht und wurden die Kübel wieder entleert. Um 5 Uhr, für manche Kolonnen eher, wurde die Arbeit beendet. Die Gefangenen kehrten ‚heim‘. Um 6 Uhr gab es Abendbrot. Danach trat der Feierabend ein. Um 8 Uhr wurde das Licht in den Zellen ausgeschaltet.

Am Sonnabend war schon um 12 Uhr Arbeitsschluss. Die Zellen mussten dann gründlich gesäubert werden. Abendbrot gab es eine Stunde früher. Am Sonntag wurde nicht gearbeitet. Nur die Kalfaktoren versahen ihren Dienst: Essen und Wasser besorgen und die Kübel entleeren. Die Gefangenen blieben in den Zellen. Die meisten empfanden die Langeweile des Sonntags als Strafverschärfung.

Das Kübelsystem war eine üble Einrichtung, ganz besonders im Sommer, und in den Zellen, in denen mehrere Gefangene lagen. Im Arbeitssaal gab es für 30 Gefangene 3 Kübel, die nur am Nachmittag entleert wurden. Wegen Überfüllung entleerten die Gefangenen die Kübel oft in die im Saal befindliche Trinkwasserleitung.“

Kontakte und Absprachen von Insassen

Allen Kontrollen und Aufsichtsbeamten zum Trotz, vermochten es die „Politischen“, Kontakte aufzunehmen und Absprachen zu treffen.

Der Sozialist Erich Drucker (1905–1986) berichtet:

„Im zweiten Monat bekam ich Arbeit in einem Saal mit 25 bis 30 Gefangenen. Die Aufsicht war nicht streng. Man konnte sich unterhalten. Vorsicht war geboten: es waren Kriminelle und Politische durcheinander. Unter den Kriminellen gab es auch SS- und SA-Männer, sogar höhere Ränge, die meistens Unterschlagungen oder Betrügereien begangen hatten. Sie waren Nazis geblieben. Man musste damit rechnen, dass sie Politische denunzierten, wenn sie konnten und etwas dabei für sich herauschlagen wollten. Wir Politischen hatten einander bald herausgefunden und diskutierten politische, geschichtliche, ökonomische, wissenschaftliche und philosophische Fragen. Die Zeit wurde uns niemals lang. Die meisten waren Arbeiter, die auf ihren Parteischulen gelernt hatten.“

Willi Zahlbaum (1914–2002) erinnert sich:

„Trotz Studiums kritischer Literatur war ich mit der alten Einstellung der Jugendbewegung nach Tegel gekommen: Der Mensch ist gut!

Doch im Gefängnis lehrten mich zwei Mithäftlinge, die Kommunisten Karl Gutjahr und Franz Lange, Menschen realistisch einzuschätzen und nicht so blauäugig.

Es war im Arbeitssaal, wo wir alte Telefongeräte zerlegten. Ein erfahrener Genosse flüsterte mir zu: ‚Willi mach die Augen auf! Weißt du, warum der Häftling da oben fünf Telefonapparate nach Metallarten zerlegt, aber du nur drei? Er steckt dem Kalfaktor Brot und Tabak zu. Und der Arbeitende da hinten ist ein SS-Mann, der (1934) einen Juden tot geschlagen hat. Da die Tat auch der internationalen Öffentlichkeit bekannt geworden war, musste er verurteilt werden. Er sitzt aber nur sechs Monate hier. Bei dem musst du vorsichtig sein!‘

Die Tegeler Haftzeit wurde zur ‚Schule‘ für mich. Als ich 1936 entlassen wurde, war ich ein anderer Mensch geworden.“

Franz Peter Utzelmann (1896–1972) wurde 1937 als Untersuchungshäftling auch im Gefängnis Tegel eingesperrt. Dabei traf er auf Mitverschwörer aus dem Kreis seiner Widerstandsgruppe „Die Roten Kämpfer“, darunter das Leitungsmitglied Dr. Alexander Schwab.

Franz Peter Utzelmann erinnert sich 1967:

„Ich konnte mit Schwab in der Untersuchungshaft stundenlang reden ... 18 Monate U-Haft ermöglichten durch gemeinsame Zahnarztbesuche und Pfarrstunden, Gefangenentransporte zum Polizeipräsidium (Alexanderplatz) und den Aufenthalt in Sammelzellen viele Absprachen. So war nach einem halben Jahr alles abgestimmt...“

Erich Drucker:

„Zur Freistunde traten wir im Hause unten an, zellenweise. Dann begannen im Hof Freiübungen. Zuletzt traten wir der Größe nach an. Wenn nicht einer ganz besonders groß oder klein war, konnte er sich seine Nachbarn aussuchen. Es war zwar verboten, miteinander zu reden, doch konnten die Beamten es nicht verhindern. So tauschten wir politischen Gefangenen die erfahrenen Tatsachen untereinander aus und kommentierten sie. Es gab noch andere Möglichkeiten, miteinander in Verbindung zu kommen: beim Kirchgang, zu dem auch wir Dissidenten uns deshalb meldeten. Da wurde außerdem noch geschmuggelte Ware, Tabak, Zigaretten und anderes, ausgetauscht. Unser Pfarrer wusste, dass wir nicht aus Frömmigkeit seinen Gottesdienst besuchten.

Besonders geeignet war auch die Meldung zum Zahnarzt, da dieser einmal an einem bestimmten Tag in der Woche im Hause war. Man konnte sich dort mit den Genossen, die sonst unerreichbar waren, treffen und lange miteinander reden. Es war dem Zahnarzt unmöglich festzustellen, ob die Zahnschmerzen, die im Augenblick aufgehört hatten, nur zur Ausrede dienten.“

Ein aufmüppiger Gefangener

Auch wenn es Möglichkeiten für die Politischen gab, sich auszutauschen und zu helfen, so blieb ihr Gefangenendasein fern jeder Idylle einer „Universität des Lebens“.

Der Kommunist Franz Lange (1904–1985) sollte eine dreijährige Gefängnisstrafe in Tegel verbüßen. Doch eine witzige Bemerkung, die er bei der Visite des Generalstaatsanwaltes in seiner Zelle gewagt hatte, führte zu einer sehr empfindlichen Strafverschärfung.

Franz Lange erinnert sich 1985:

„Er fragte einiges (was ich so tue und ob ich mich beschweren werde...) und dann griff er nach den 3 Büchern, die ich im Regal hatte. Er nahm den Band ‚Malerei durch die Jahrhunderte‘ in die Hand und blätterte darin. Auf einen weiblichen Akt zeigend, fragte er: ‚Bedrängt Sie das nicht?‘

Worauf ich antwortete:

‚Nein, Herr Generalstaatsanwalt, das Essen sorgt schon dafür, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen!‘ Daraufhin wandten er und der Direktor sich zum Ausgang der Zelle und gingen. Nach drei oder vier Minuten wurde die Zelle wieder aufgeschlossen. Der Hauptwachtmeister kam rein und sagte: ‚Na, da hast du dir was eingebrockt... So etwas sagt man doch nicht zum Generalstaatsanwalt!‘

Am nächsten Morgen erschien der Oberlehrer und räumte mein Bücherregal aus. Am folgenden Tag wurde ich zum Direktor bestellt, und der sagte zu mir:

‚Na ja, dass ihre Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür werden wir schon sorgen.‘ Und dann wurde ich vom Gefängnis Tegel in ein Strafarbeitslager ins Moor (Emsland) überstellt.“

Schwarzhören

Ein anderer Vorwand für Strafverschärfungen ergab sich, wenn Häftlinge beim Schwarzhören erwischt wurden. 1933/34 soll es deswegen sogar zu einem oder mehreren Verfahren gekommen sein.

Willi Zahlbaum:

„Durch das Zerlegen von Telefonapparaten ergab sich die Möglichkeit, Teile für ein eigenes Rundfunkgerät zu erhalten. Röhre, Membrane und Kristallstein (Hörmuschel). Man schloss das Gerät an die Heizung an, versteckte es im Kissen und lag in der Bettkuhle Radio hörend. Es war eine gefährliche Sache, denn darauf standen 30 Tage Arrest. In der Arrestzelle wurde auch geschlagen.

Durch diese Rundfunkgeräte wussten Häftlinge beispielsweise, dass der Boxer Max Schmeling im Sommer 1936 in der ersten Runde durch k.o.-Schlag siegte.

Manche Häftlinge verrieten sich beim Radiohören selbst. Ich erinnere mich, dass jemand – vermutlich beim Hören einer bunten Sendung – in schallendes Gelächter ausbrach oder Applaus spendete. Jedenfalls erregte er den Verdacht der Wächter. Der Versuch, das Gerät in den Luftschacht über der Tür zu werfen, gelang in den seltensten Fällen.“

Religionsunterricht für Dissidenten

Durch die Unterstützung des Vorstehers vom Haus III, Emil Schmidt, konnte Harald Poelchau eine wirkliche Erleichterung für inhaftierte Widerstandskämpfer durchsetzen: „Religionsunterricht nur für Dissidenten“ (= für aus der Kirche Ausgetretene).

Harald Poelchau:

„[Emil Schmidt]... war Logenbruder und verwirklichte das Freimaurerprinzip des Humanen auf seinem Gebiet mit Verwaltungsmaßnahmen besser als mit Programmen. In der Beurteilung dessen, was durch den NS-Staat in das Gefängnis einbrach, waren wir uns einig. Darum stimmte er zu und deckte den Versuch mit seiner Autorität, als ich 1934 für die in größerer Zahl eingelieferten politischen Gefangenen einen eigenen Unterricht einrichtete. Natürlich konnte man diese Kategorie [Inhaftierter] als solche nicht bevorzugen, ohne sich verdächtig zu machen. Darum nannten wir das Ganze ‚Religionsunterricht nur für Dissidenten‘. Die Nichtmitgliedschaft bei einer Kirche war das Sieb, mit dem wir Kriminelle und Spitzel ausschalten konnten, denn damals machte der NS noch in positivem Christentum, und die Massentrauungen der SA in der Kirche waren Mode [S. 211].

An diesem Religionsunterricht nahmen die meisten der gefangenen SPD- und KPD-Funktionäre teil, die letzteren allerdings erst, nachdem sie die Erlaubnis der illegalen, funktionierenden Zentrale eingeholt hatten. Hier waren wir ohne jede Aufsicht, auch ohne Wachpersonal, und besprachen nicht nur grundsätzliche, sondern auch institutionelle religions- und kirchensoziologische Fragen, für die diese Marxisten ein gutes Verständnis mitbrachten.“

Gefängnis I

Gef.-Buch Nr. 198

Beurteilung des Strafgefangenen Kaujoko Kinding

zwecks Einstufung.

1. Herrn Hauptwachtmeister, nach Rücksprache mit dem Stationsbeamten.	<i>Einstufung bisher gut. Idagwa ferner Hauptstad Einstufung nicht möglich. 4. 11. 35 K.</i>
2. Herrn Anstaltspfarrer.	<i>N. ist D'istant. T. K. K. 36.</i>
3. Herrn Oberlehrer.	<i>Mit Rückpflicht nach die Hauptstad nicht befürwortet. 4. 1. 36 L.</i>
4. Herrn Arbeitsinspektor.	<i>Er ist ein fleißiger Arbeiter. Einstufung gut. K.</i>
5. Herrn Polizeinspektor.	<i>Im Laufe des Jahres 1933 Gefängnisarbeiten gut bewirkt für Arbeitsgeber kann er nicht, vor die Gefängnisinspektion sofort untersuchen. Im Urteil ist Polizeinspektor für erforderlich erklärt nicht befürwortet. 4. 7. 36.</i>

Dokument: Auszug aus der Gefangenenakte eines Häftlings im Haus I.

Ein Einzelschicksal mag verdeutlichen, welche große menschliche Ausstrahlung Harald Poelchau auch auf ehemals kirchenferne Arbeiter und Sozialisten ausübte.

Willi Zahlbaum erinnert sich:

„Ich erfuhr in der Haft, dass mein Vater im November 1935 an Tbc verstorben war. (Durch diese Krankheit hatte ich zuvor bereits meine Mutter und meinen Bruder verloren.) Die mich sehr erschütternde Nachricht wurde mir ziemlich trocken im Büro mitgeteilt.

Eine ganz andere Welt repräsentierte dagegen Gefängnispfarrer Poelchau, der am nächsten Tag meine Zelle aufsuchte, mir die Hand reichte (ein Vorgang, der unter Haftbedingungen wie eine Botschaft der Menschlichkeit wirkte) und sein Beileid einfühlsam ausdrückte:

„Herr Zahlbaum, was machen wir jetzt? Ein Gesuch einreichen, um an der Beisetzung des Vaters teilnehmen zu dürfen? Sie haben ein Recht dazu und können es versuchen, aber erfahrungsgemäß wird es wegen Fluchtgefahr abgelehnt.“

Drei Tage danach kam Pfarrer Poelchau erneut zu mir:

„Es ist gekommen, wie ich es befürchtet habe, das Ersuchen wurde abgelehnt. Aber wenn man einen Menschen gerne hat, muss es nicht durch solche Feierlichkeiten demonstriert werden. Überlegen Sie bitte auch, dass Freunde von Ihnen zur Beerdigung kommen werden. Ob es für *die* gut ist, Sie dort zu treffen?“

Fortan meldete ich mich immer dann zum Gottesdienst, wenn Harald Poelchau in der Anstaltskirche, einem kleinen Kasten, sprach. Besonders in Erinnerung blieb mir das Frühjahr 1936, als der Pfarrer zur Osterzeit ausführte:

„Das Eis schmilzt. Niemand wird das Wachsen und Werden der Natur aufhalten können. Wir kommen aus der düsteren Jahreszeit in den Sommer. Alles lohnt sich.“

Seine Worte wirkten wie marxistische Geschichtsbetrachtung von der Kanzel!“

Harald Poelchau schildert in „Die Ordnung der Bedrängten“, wie wenig anschaulich seine Kirche äußerlich war. Anfänglich tat er sich schwer, hier zu predigen.

Er erinnert sich:

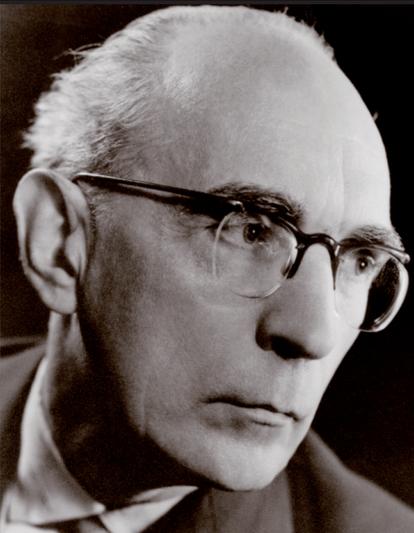
„In der Anstaltskirche saßen die Gefangenen in ‚Eierkisten‘, Holzverschlagen, übereinander gestaffelt, so dass sie sich weder von der Seite, noch der Hintermann den Vordermann sehen konnte, solange sie saßen.“

Beistand für Verfolgte

Pfarrer Poelchau hat die Hilfe für Verfolgte (jeglicher Richtung) geradezu zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Denn er kümmerte sich nicht allein um die inhaftierten Widerstandskämpfer in Tegel – sowie später um jene in Plötzensee und Brandenburg –, sondern nahm sich (zusammen mit seiner Frau Dorothee) ganz besonders stark auch der bedrohten jüdischen Mitbürger an. Dieser Teil seines segensreichen Wirkens ist bisher nirgends systematisch erfasst worden. Er selber hat sich entsprechend seiner zurückhaltenden und bescheidenen Art nicht ausführlich dazu geäußert. Auch in seinen Büchern „Die letzten Stunden“ und „Die Ordnung der Bedrängten“ findet man kaum mehr als Andeutungen.

Der Bericht der Schriftstellerin Ruth Andreas-Friedrich über die Widerstandsgruppe „Onkel Emil“ (erschienen unter dem Titel „Der Schattenmann“) erwähnt Harald Poelchau unter dem Namen Dr. Tegel. Der Gefängnispfarrer hat aber nicht nur diesem Helferkreis aus dem Berliner Südwesten angehört – siehe dazu die „Steglitz/Zehlendorf“-Darstellung dieser Reihe –, sondern bereits im Norden der Stadt zahlreiche eigene Verbindungen hergestellt und ein Netzwerk für Verfolgte und Untergetauchte geknüpft:

In Poelchaus unmittelbarem Wohngebiet (Friedrich-Ebert-Siedlung) lebte die Vikarin der Bekennenden Kirche Ilse Kersten (S. 217f.), im Wedding „Paul-Gerhardt-Stift“ war Missionspfarrer Urner ein Verbündeter. Ebenfalls im Wedding lebte die Fürsorgerin Agnes Laukant (SPD), die auf Bitten Poelchaus mehrere Juden versteckte.



Hans Urner



Agnes Laukant

Johann Christoph Urner (* 1931) erinnert sich:

„Mein Vater Hans Urner, der Mitglied des Pfarrernotbundes und der Bekennenden Kirche war, arbeitete seit 1935 am Paul-Gerhardt-Stift und Diakonissen-Haus. Er hatte dort keinen leichten Stand, denn viele der 400 Diakonissinnen lasen den ‚Völkischen Beobachter‘, was Vater sehr bedrückte. Bei seinen Predigten, die zensiert und von Gestapo-beamten überwacht wurden, versuchte er, vorsichtig dagegen zu steuern.

Zum vertrauten Kreis meines Vaters gehörten dagegen die Oberschwester Helene Amtsberg, einige Diakonissinnen, die Vikarin Ilse Kersten und Pfarrer Poelchau. Ich erinnere mich auch an Hilfsaktionen für untergetauchte Juden. Meistens blieben sie immer nur eine Nacht in unserer Wohnung, Müllerstraße 58, Ecke Barfusstraße (II. Stock). Unvergessen blieb mir dabei das tragische Schicksal des Buchhändlers Bahnmüller, der mit seiner Frau doch noch in die Hände seiner Verfolger fiel und im KZ verstarb.“

Pfarrer Dr. Hans Urner (1901–1986) hatte von 1953 bis 1967 den Lehrstuhl für Praktische Theologie in Halle inne, d. Verf.

Zu den oben genannten Helfern und zu anderen Christen, Sozialdemokraten oder Freunden aus der Fürsorgearbeit (Poelchaus zweitem Beruf) konnte der Tegeler Gefängnispfarrer wiederholt bedrohte jüdische Menschen bringen. Im Abschnitt „Unbesungene Helden“ (S. 280f.) wird auf den Blankenburger Widerstandskämpfer Otto Horstmeier (SPD) hingewiesen, der den „rasse“verfolgten Musiker Konrad Latte verberg. Ihm verdanken wir eine eindrucksvolle Schilderung.

Der Leiter des Berliner Barock-Orchesters Konrad Latte (1922–2005)

erinnert sich gegenüber Barbara Schieb-Samizadeh:

„Über Gertrud Staewen [BK Dahlem] erhielt ich Verbindung zu Harald Poelchau und suchte ihn in Tegel auf. Ich war zwar ein ‚Illegaler‘, aber es war [in diesem Fall] kein Problem. Er hatte dort im Gefängnis ein eigenes Zimmer. Es kamen sehr viele Menschen zu ihm, darunter Angehörige von Inhaftierten, die sich seelischen Zuspruch holten.

An der Pforte [des Gefängnisses] sagte ich, dass ich zum Pfarrer wollte und erhielt eine Wartenummer. Dann wurde bei ihm zurückgerufen, und er gab eine Bestätigung ab. Es ging ohne weiteres. Und dann kam man in sein Zimmer und saß da. Er hatte einen schönen Spruch an der Wand zu hängen, der hieß sinngemäß:

‚Der Führer raucht nicht, trinkt nicht, arbeitet von früh bis abends.

Wir sollten versuchen, es ihm gleich zu tun.‘

Dieser Spruch war Poelchaus große Wonne.

Ja, und dann sagten wir, was zu sagen war. Und er hatte Möglichkeiten. ‚Also ich habe für Sie ... Sie können da und da hingehen, ich rufe dort an und melde Sie an.‘ Er hatte für alle eine Adresse ... Und dann ergab sich eine Art Kettenreaktion, einer kannte den nächsten. Die erste Phase war zunächst einmal entscheidend.“

All dies sowie Poelchaus Mitwirkung in der christlich-sozialistischen Widerstandsgruppe „Kreisauer Kreis“ (S. 236) wurde der Geheimen Staatspolizei nicht bekannt. Eine glückliche Fügung vermochte es, dass Pfarrer Poelchau unzähligen Menschen bis zuletzt Hilfe bringen konnte. Nicht wenigen erschien er wie ein Bote Gottes in tiefster Not.

Dietrich Bonhoeffer in Tegel

„Die Nacht vom 5. auf den 6. April 1943 in der Zugangszelle von Tegel war kalt. Bonhoeffer brachte es nicht fertig, die Decken der Pritsche über sich zu breiten, da er ihren Gestank nicht ertrug. Aus der Nebenzelle drang lautes Weinen. Am Morgen wurde trockenes Brot durch den Türspalt auf den Boden geworfen. Das Personal hatte Weisung, mit dem Neueingelieferten kein Wort zu wechseln. Der Schließer sagte ‚Strolch‘ zu ihm.“

Mit diesen Worten beginnt Eberhard Bethges große Bonhoeffer-Biografie die anderthalbjährige Haft des Theologen und Widerstandskämpfers in Tegel zu schildern. Als Mitarbeiter der Abwehr war Dietrich Bonhoeffer in jenen Teil der Haftanstalt gesperrt worden, der als Militärgefängnis diente.

Pfarrer Poelchau besaß hier (zunächst) keinen Zutritt. „Aber auf Grund seiner genauen Lokal- und Personalkennnisse wagte er seit Ende 1943 immer öfter den illegalen Schritt in Bonhoeffers Zelle“, berichtet Bethge.



Dietrich Bonhoeffer (Bildmitte) in Tegel

Neben Pfarrer Poelchau nahm noch Pastor Dannenbaum von der Berliner Stadtmission, der als Standortpfarrer der Wehrmacht auch Besuchsbefugnisse im Gefängnis der Wehrmacht besaß, Kontakt zum inhaftierten Theologen auf.

Dietrich Bonhoeffer konnte auch Privatbesucher empfangen. Darunter befanden sich mehrere Familienmitglieder und Freunde. Es sei nicht zuletzt an Friedrich Justus Perels erinnert. Über ihn, den Rechtsberater der preußischen Bekennenden Kirche, der später von den Nationalsozialisten ermordet wurde, liefen zahlreiche Verbindungen zur kirchlichen Opposition.

Es lag nicht nur am Prominentenstatus Bonhoeffers (der Berliner Stadtkommandant Paul von Hase war sein Onkel), sondern auch an seiner persönlichen Ausstrahlung, dass die einschränkenden Haftbestimmungen von den Wärtern zunehmend gelockert wurden.

Selbst Häftling, unternahm Bonhoeffer große Anstrengungen, um anderen Gefängnisinsassen zu helfen. Besonders im Krankenrevier konnte er junge Häftlinge kennen lernen, die wegen Wehrkraftzersetzung oder unerlaubten Entfernens von der Truppe eingesperrt worden waren. Auf Grund seiner weitreichenden verwandtschaftlichen Beziehungen konnte er wichtige Ratschläge erteilen, Geld zur Verfügung stellen und juristischen Beistand vermitteln.

Harald Poelchau berichtet:

„Während der [Flieger-] Alarme und während der Spaziergänge im Hof wirkte Bonhoeffer als Seelsorger der Mitgefangenen und immer mehr auch der Wachhabenden. Besonders die Sanitätssoldaten gewannen immer engeren Kontakt zu ihm und saßen oft abends lange mit ihm im Revier. Ende Juni 1944 bewegte er sich fast frei im Hause, so dass wir ernstlich erwogen, ob er nicht besser fliehen sollte, was leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre. Er wollte es damals nicht und wollte niemanden draußen damit belasten, ihn zu verbergen.“

Von allen aufgeschlossenen Wärtern ist besonders Unteroffizier Knobloch zu nennen. Mit ihm, einem Arbeiter aus Niederschönhausen, hatte Bonhoeffer Planungen für eine Flucht angestellt, und er war es auch, der ein Jahr lang die illegale Korrespondenz zwischen Bonhoeffer und seinem Vertrauten, Eberhard Bethge, hinein- und hinausbeförderte. Der Häftling betrieb in seiner Zelle umfangreiche Studien. Mit seinen Gedanken und Überlegungen nahm er auch Anteil am Kampf seiner Freunde.

Dietrich Bonhoeffer:

„Nicht das Beliebige, sondern das Rechte tun und wagen,
nicht im Möglichen schweben, das Wirkliche tapfer ergreifen,
nicht in der Flucht der Gedanken, allein in der Tat ist Freiheit ...“

Eberhard Bethge schreibt, dass Bonhoeffers intensiver Briefwechsel mit der Außenwelt in Tegel zu einem „Lebenselixier“ wurde. Er entwickelte ein regelrechtes System illegaler Beförderungswege. Ein Teil dieser umfangreichen Korrespondenz wurde nach dem Krieg unter dem Titel „Widerstand und Ergebung“ herausgegeben und übte einen nachhaltigen Einfluss auf die Evangelische Kirche aus.

Bonhoeffer, den seine Freunde als zugleich tiefreligiös und sehr weltlich beschreiben, beschäftigte sich intensiv mit der Neubestimmung der Rolle der Religion im ausgehenden 20. Jahrhundert. Freilich sollte man seine Forderung nach einer „nichtreligiösen Interpretation der biblischen Begriffe in einer mündig gewordenen Welt“ nicht vorschnell als 'modernistische Anpassung' missverstehen, sondern als Aussage eines Suchenden, der der Religion - wie kaum ein zweiter Theologe seiner Zeit - aufs Innigste verpflichtet blieb.

In einem Brief vom 18. Juli 1944 heißt es sehr deutlich:

„Christsein heißt nicht in einer bestimmten Weise religiös sein, auf Grund irgendeiner Methodik etwas aus sich machen (einen Sünder, Büber oder Heiligen), sondern es heißt Menschsein, nicht einen Menschentypus, sondern den Menschen schafft Christus in uns. Nicht der religiöse Akt macht den Christen, sondern das Teilnehmen am Leiden Gottes im weltlichen Leben.“

Die Niederschlagung der Verschwörung des 20. Juli 1944 und Aktenfunde, die Bonhoeffers Widerstandsarbeit im Rahmen der Abwehr hervortreten ließen, führten dazu, dass der Theologe im September 1944 von der Geheimen Staatspolizei in strengsten Gewahrsam (Prinz-Albrecht-Straße) genommen wurde. Dort gab es dann nur noch wenige Kontakte. Der weitere Leidensweg sollte Bonhoeffer bald durch mehrere Konzentrationslager führen. Am 9. April 1945 ermordete man ihn in Flossenbürg.

Gefängnispfarrer Harald Poelchau schrieb zum 10. Todestag seines Freundes Dietrich Bonhoeffer:

„Wenn ich heute Zeitschriften lese, fühle ich mich oft genug in Bezug auf Dietrich Bonhoeffer an Goethes Wort über Kant erinnert:
,Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung setzt!
Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu tun!‘.“

Erschießungen

Zum Abschluss des Berichts über das Gefängnis Tegel sei an das düsterste Kapitel der alten Haftanstalt erinnert. Es betrifft jenen Teil, der als Wehrmachtgefängnis diente und zahlreiche Todeskandidaten hinter Mauern verbarg.

In seiner Eigenschaft als Gefängnispfarrer war Harald Poelchau gezwungen, an unzähligen Hinrichtungen teilzunehmen. Darunter befanden sich auch viele Angehörige der Wehrmacht, die aus den Berliner Wehrmachtgefängnissen Tegel und Lehrter Straße (S. 220) zu den Schießständen in der Jungfernheide (nahe der Mäckeritzbrücke) überstellt wurden und auf dem Gelände des Schießplatzes Tegel ihr Leben ließen. Viele von ihnen waren wegen „Fahnenflucht“ zum Tode verurteilt worden. Eine besonders große Gruppe der Opfer kam aus den Reihen der Zeugen Jehovas (S. 226). Sie wurden wegen „Eidesverweigerung“ mit dem Todesurteil bedacht, tatsächlich handelte es sich bei ihnen aber um Kriegsdienstverweigerung.

Harald Poelchau berichtet in „Die letzten Stunden“:

„Die Fahrt von Tegel bis zum Schießplatz schien kein Ende nehmen zu wollen. Dabei betrug die normale Fahrtdauer zehn bis zwölf Minuten. Aber für Menschen, die in den Tod fahren, gilt ein anderes Zeitmaß als die Uhr.

Es fielen nicht mehr viele Worte. Was zu sagen war, war in der Zelle in der Nacht vorher ausgesprochen worden. Nur selten musste ich noch Dinge notieren, die den Verurteilten am Herzen lagen. – Grüße an Frauen und Kinder ...

Der Wagen hielt nach Ewigkeiten, das Tor war erreicht. Die Wachen stiegen aus, Ausweise mussten vorgezeigt und geprüft werden. Wieder ein unerträglich langer Aufenthalt. Dann fuhr der Wagen direkt vor die Schießstände.

Die Verurteilten wurden einzeln aufgerufen und einzeln abgeführt. Die übrigen hatten zu warten, bis sie an der Reihe waren. Es gab nur Einzelschießungen. Das Warten im dunklen, dumpfen Wagen gehörte zu meinen schlimmsten Erinnerungen ...

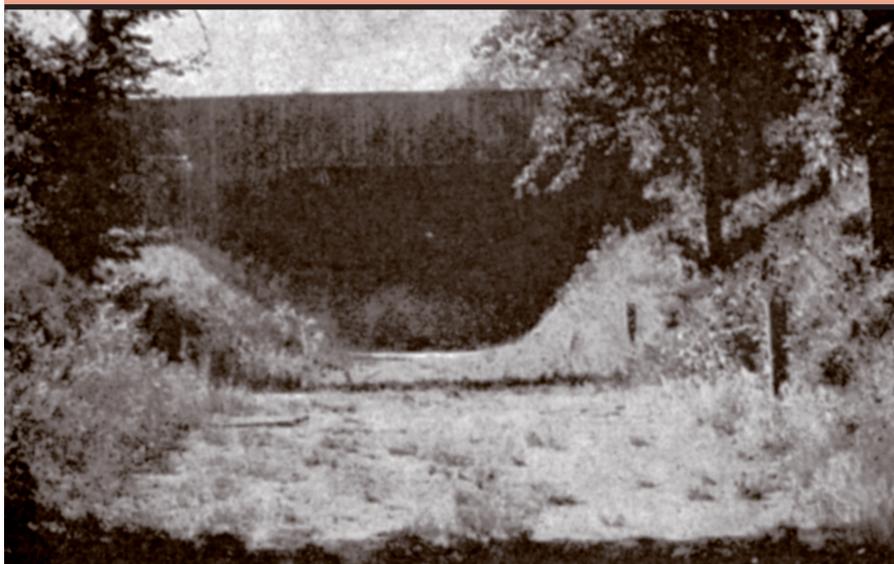
Wenn mein Mann aufgerufen war, stiegen wir aus dem dunklen Wagen ...

Die Feldweibel nahmen den Verurteilten in ihre Mitte. Ich folgte ...

Der Gerichtsherr las das Urteil noch einmal vor. Dann übergab er den Delinquenten dem Hauptmann zur Vollstreckung ...

Der Hauptmann gab den Befehl – die Salve krachte.

Der Tod trat in den meisten Fällen sofort ein. Aber doch nicht immer. Oft musste der Schwerverwundete, der stöhnend in seinen Stricken hing, durch einen Gnadenschuss erlöst werden.“



Schießstand in der Jungfernhede (Kugelfang)

Sozialdemokraten gegen Gewalt und Diktatur

„Berlin bleibt rot!“

Die letzten Jahre der Weimarer Republik hatten für die SPD ganz im Zeichen des Bemühens um die Erhaltung der demokratischen Verfassung gestanden. Um die Machtergreifung der NSDAP zu verhindern, war die Sozialdemokratie bereit gewesen, die sozial sehr harte Politik des Reichskanzlers und Zentrumspolitikers Heinrich Brüning durch Tolerierung parlamentarisch abzusichern (1930–1932). Dies führte zu Wählerverlusten, meist zu Gunsten der KPD, und zu innerparteilichen Auseinandersetzungen: 1931 spaltete sich ein Teil des linken Parteiflügels ab und bildete die (einflusslose) Sozialistische Arbeiterpartei (S. 93ff.).

In ihrem Kampf um den Bestand der Republik sah sich die SPD zuletzt fast völlig auf sich allein gestellt: Gemäßigte bürgerliche Parteien – mit Ausnahme des katholischen Zentrums – verloren ihre Anhängerschaft größtenteils an die antidemokratisch-nationalistische Rechte. (Eine Minderheit ging zur SPD.) Doch auch die KPD bot sich trotz allem „Antifaschismus“ – samt blutigen Schlachten mit der SA – nicht als Bündnispartei an. Die Kommunisten kämpften nicht für die Republik, sondern für Räterediktatur und „Sowjet-Deutschland“. Ihr Hauptfeind war die als „sozialfaschistisch“ diffamierte SPD.



Wahlplakate der Berliner SPD (1931/1932)

Immer mehr Berliner Arbeitslose strömten als Wähler und Aktive zur KPD. Nicht wenige von ihnen blickten mit Neid, ja Hass, auf qualifizierte Facharbeiter und öffentlich Bedienstete (Bewag, Gasag, Arbeitsämter, Bezirksverwaltungen), die noch in Lohn und Brot standen und zur SPD hielten.

Die Sozialdemokratie setzte trotz verzweifelnder, hitziger Massenstimmung und zunehmender Gewalttätigkeit auf den Straßen (besonders der Innenstadt) weiterhin auf die Macht des Parlamentarismus und auf den Glauben an Vernunft und politische Aufklärung. Sie hielt daran selbst in Zeiten fest, in denen der Parlamentarismus durch die extreme Linke und Rechte blockiert wurde und die Regierung nur noch mit Notverordnungen arbeitete. „Außerparlamentarische Experimente“ lehnte die SPD strikt ab.

Im November 1932 (Reichstagswahl) wurde die KPD mit 31% stärkste Berliner Partei, die Sozialdemokraten erzielten 23,3%.

Als Parole für eine der letzten Massenkundgebungen der SPD verkündete ihr Zentralorgan „Vorwärts“: „Berlin bleibt rot!“

„Eiserne Front“ in Bereitschaft

Zur Sicherung von Versammlungen und Demonstrationen hielt sich die 1924 in Magdeburg gegründete Republikschutztruppe „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ bereit. Sie galt als überparteilich, denn auch liberaldemokratische Kreise und Zentrumsanhänger wirkten mit. Doch in der Industriemetropole Berlin stellten die sozialdemokratischen Arbeiter das weithin größte Kontingent der Aktiven, es waren über 10.000 Menschen.

1931 bildeten Reichsbanner, Gewerkschaften, SPD und Arbeitersportler einen kampfentschlossenen republikanischen Verband, die „Eiserne Front“. Ihr Wahrzeichen, drei Pfeile, sollte die geeinte Arbeitersolidarität symbolisieren.

Es war das letzte Aufgebot zum Schutz der sterbenden Weimarer Republik. Am 9. November 1918 hatten gerade sozialdemokratisch gesonnene Arbeiter die Republik erkämpft. Auch beim Niedergang der ersten deutschen Demokratie war in diesen Kreisen noch der größte Verteidigungswille vorhanden.

Um den 20. Juli 1932

Als am 20. Juli 1932 das rechtskonservative Reichskabinett Papen die preußische Landesregierung Braun-Severing (SPD) durch einen Staatsstreich davonjagte, lehnten vor allem die sozialdemokratischen Gewerkschaften einen Aufruf zum Streik oder gar bewaffnete Gegenwehr ab. Für einen Kampf gegen die Reichswehr erschien ihnen das republikanische Lager (angesichts Millionen Arbeitsloser) von vornherein als Verlierer. In aussichtsloser Lage wollte man kein Blut vergießen. Kampfbereite Anhänger wurden auf die Zukunft vertröstet: Das Zeichen zum „Losschlagen“ komme im rechten Augenblick.

Diese Haltung stieß auch in der Reichshauptstadt auf Protest. Berlins Reichsbannerführer Neidhardt forderte den Einsatz der „Eisernen Front“ zur Abwehr des Staatsstreiches. Die Polizeiführung (Grzesinski, Heimannsberg) stand zum Handeln bereit, wartete aber vergeblich auf die entscheidenden Befehle von Innenminister Severing. Allein psychologisch wirkte das kampfflose Kapitulieren – so verantwortungsbewusst die Gründe auch gewesen sein mögen – verheerend auf die einsatzbereite, opferwillige Anhängerschaft.

Franz Neumann berichtet:

„Ich bin mit einigen aus der ‚Freien Scholle‘* in das ‚Reichsbanner‘ eingetreten und war dort bis zum Schluss aktiv tätig. Wir haben Versammlungsschutz gemacht. Wir haben uns auch herumgeprügelt. Das ist selbstverständlich gewesen in dieser Zeit. Und wir haben Erfolge gehabt und Misserfolge. Die größte Enttäuschung für uns junge Menschen war am 20. Juli 1932. Das ‚Reichsbanner‘ hat in Alarmbereitschaft gelegen und geglaubt, durch die Berliner Polizei miteingesetzt zu werden zur Verteidigung der Republik. Dass die Vorgänge, wie sie dann abliefen, uns unendlich enttäuscht haben, das ist verständlich. Wir glaubten tatsächlich, dass es mit Hilfe der preußischen Polizei, der preußischen Behörden und der großen Gewerkschafts- und Parteibewegung möglich gewesen wäre, dann doch den Nazis einen großen, starken Damm entgegensetzen zu können. Dass das nicht geschah, das hat manchen die Lust an der Politik verleidet.

... und es waren wenige, die dann auch nach dem Verbot der Sozialdemokratischen Partei ihren Ideen die Treue hielten.“

*Genossenschaftssiedlung in Tegel (Waidmannsluster Damm), siehe S. 54ff., d. Verf.

Der Heinersdorfer Arbeiter Armand Hübner (S. 56f.) gab Ende der 50er Jahre (in einem Interview mit Dr. Reichardt) ebenfalls eine ernüchternde Schilderung aus einem Pankower Ortsteil: Wie es vorher angekündigt worden war, wollte man sich am 20. Juli 1932 zur Wehr setzen. Doch zu dem erforderlichen Treffen in Heinersdorf erschienen lediglich drei Mann.

Max Wolf (1905–1989) aus Reinickendorf-West erinnerte sich 1984:

„Auch im Reinickendorfer Bezirksverband tobte im Jahre 1932 der Kampf mit den Nazis. Bei einer Schlägerei in der Scharnweberstraße (gegenüber dem Markt), an der ich und mein Kamerad Kienast beteiligt waren, verlor ein Beteiligter sogar [durch Schüsse, s. S. 13] sein Leben.

Es war vermutlich beim ‚Preußenschlag‘ [20. Juli 1932], als wir im Gewerkschaftshaus des Eisenbahnerverbandes die ganze Nacht ausharrten. Es hatte geheißt: Es wird et- was geschehen! Aber nichts passierte. Wir mussten unsere Waffen wieder abgeben.“

Der Niederschönhausener Paul Haßforth (1914–1992) berichtet 1990:

„Wir Reichsbannerleute lagen oft in Bereitschaft und warteten auf den Einsatz. Zunächst waren einige von uns in der Laube des Kameraden Mademann (Buchholzer Straße) stationiert. Als dieser



Reichsbannerkameradschaft Hermsdorf

Kiez durch ein umkämpftes KPD-Lokal zu gefährlich wurde – die Kommunisten hatten vor 1933 mehr Schwierigkeiten mit der SA als wir –, nahmen wir Quartier in der Schlosserei des Genossen Buchweitz in Nordend [Rosenthal, Angerweg 50–58].

Hier haben 45–50 Mann von uns auch am 20. Juli 1932 gelegen. Wir Jungbanner begriffen nicht, warum man uns nicht bewaffnete und zum Kampf rief. Innenminister Severing hatte doch versprochen, nur der Gewalt zu weichen, tatsächlich ließ er sich dann aber von zwei Mann abführen. Unsere Enttäuschung damals - und später über den Abfall zahlreicher Genossen (S. 62) - das habe ich nie vergessen!¹⁴

Der Gewerkschafter Erwin Scheil (1908–1991) aus Wittenau erinnert sich 1983:

„1932 – als andere die Partei verließen – ging ich zur SPD und trat auch dem Reichsbanner bei. An den 20. Juli 1932 denke ich noch heute:

Bis zur Scharnweberstraße ging damals der Wald (Jungfernhede) heran. Dort standen wir ‚Gewehr bei Fuß‘. Wir waren feldmarschmäßig ausgerüstet, besaßen aber keine Waffen. Keiner der Verantwortlichen traute sich damals, den Befehl zum Widerstand zu erteilen. Es kam nicht zu Auseinandersetzungen. Auch die Gewerkschaften machten auf Faust in der Tasche.

Viele Reichsbannerkameraden waren danach verärgert und haben sich dann 1932/33 auch abgelöst. Auch die SPD fiel ja 1933 auseinander.“



Reichsbannerkameradschaft Tegel

Der Student Georg Zimmermann war in Tegel beim Reichsbanner und der „Eisernen Front“ aktiv tätig und gehörte auch der Tegeler SPD-Abteilung an, die vom Rektor Haupt und dem Gewerkschafter Wagenfeld geleitet wurde. Eine beherrschende Figur bei der Auseinandersetzung mit der NSDAP war der Tegeler Gefängnispfarrer und Sozialdemokrat Erich Kürschner (S. 18f.), der wiederholt öffentlich hervortrat.

Georg Zimmermann (1911–1989) berichtet 1982:

„Die ‚Eiserne Front‘ war den Nazis nicht gewachsen. Ich erinnere mich noch daran, wie wir bei Veranstaltungen große Dresche bezogen und ich schwer geblutet habe.

Aber auch die Führung ist zu beklagen, keiner wollte kämpfen!

Noch 1933 haben wir nachts bei Borsig an die äußere Mauer die drei Pfeile-Symbole der ‚Eisernen Front‘ gemalt.

Manchmal trafen wir dabei auf Klebekolonnen der KPD, deren Anhänger uns zuzwinkerten. Aber die ‚Antifa‘-Aktion der KPD [1932/33] war nur der Versuch, die SPD aufzubrechen und die Massen zur KPD zu ziehen.

So ging die ‚Eiserne Front‘ dann klanglos unter. Ich hielt lediglich zu Erich Kürschner weiter Kontakt. Er war 1933 als Pfarrer in Tegel entlassen worden und sammelte einen kleinen Kreis jüngerer Anhänger um sich (S. 92).“

Kampfloser Untergang

Noch ein Mal, am 7. Februar 1933, veranstalteten SPD-nahe Organisationen im Lustgarten (Stadtzentrum) eine eindrucksvolle Kampfdemonstration der freien Berliner Arbeiterschaft. 200 000 Menschen protestierten gegen die neugebildete Hitler-Regierung, die sich Anfang März Neuwahlen stellte.

Viele Sozialdemokraten, aber nicht nur sie, machten sich Illusionen über den Charakter der NS-Bewegung. Auch unabhängige Intellektuelle vertraten die Ansicht, Hitler werde bald „abwirtschaften“ und an den zu lösenden Problemen scheitern.

Frieda Breitzke, geborene Raasch, gehörte bis 1933 der vom Gastwirt Wilhelm Bendt geleiteten SPD-Abteilung von Reinickendorf-West an.

Frieda Breitzke (1909–2005) erinnert sich 1983:

„Bei der letzten Wahl [März 1933] saßen wir im örtlichen SPD-Parteisitz, dem ‚Volkshaus‘ in der Scharnweberstraße [22], zusammen. Ein paar Tage dauerte der [NS-]Spuk bloß, hieß es. Dabei saßen unter uns bereits Reichsbanner männer mit verbundenen Köpfen.“

Max Wolf (1905–1989) berichtet 1984:

„Im Februar 1933 kam es zur letzten großen Kundgebung des Reichsbanners im Berliner Lustgarten. Doch schon bald darauf wurden unser Reichsbannerführer von Reinickendorf-West, Helmuth Hinz, und sein Bruder [Kurt] abgeholt und ins KZ verschleppt, wo Helmuth mit Eisenstangen auf die Schienbeine geschlagen wurde.“

Der Pankower Buchdrucker Kurt Düttchen (1892–1971) schrieb 1947:

„Politisch betrachtet war Pankow als gut bürgerlich bekannt, sodass eine große Aufklärung als klassenbewusster Arbeiter sehr erschwert wurde durch die Engstirnigkeit des Beamtendünkels. Jeder Beamte glaubte, etwas Besseres zu sein.

... Die Hitlerpartei drängte sich mit aller Gewalt an die Macht. Als im Jahre 1933 die Märzwahl stattfand, konnten sich die Pankower Bürger zum letzten Male frei entscheiden, welcher Partei sie ihre Stimmen geben sollten. Ich klebte noch in der vorhergehenden Nacht die Plakate an Häuser, Mauern und Zäune. ‚Wer Hitler wählt, wählt den Krieg‘ und ‚Hitlers Weg führt zu Krieg und Hungersnot.‘ Vor dem Wahllokal habe ich dieselbe Parole laut gepredigt mit Plakaten auf der Brust.

Ich wurde verlacht und verspottet.“

Terror und Verfolgung

Bereits im Februar 1933 brach der Terror des Nazismus - nun ausgerüstet mit staatlicher Macht - über die Arbeiterbewegung herein. Alles geriet in Auflösung.

Auf die Aktiven des Reichsbanners, der Arbeitersportbewegung und Arbeiterparteien wurde Jagd gemacht.

Kurt Düttchen berichtet 1947 über Pankow:

„Der Sturz der Weimarer Republik war besiegelt. Die Sünde wider den humanistischen Geist, wie sie alle dunklen Zeitalter der Geschichte kennzeichnet, brach an. Hitlers SA tobte in der grausamsten Weise. Das kleine Amtsgericht [Gefängnis] in der Kissingerstraße füllte sich mit politisch andersdenkenden Menschen. Mitglieder der KPD und SPD-Genossen wurden aus ihren Wohnungen geholt und in die Keller des Gefängnisses gebracht. Dort sollten sie Adressen von bekannten Mitgliedern ihrer Partei angeben, um diese dann auch dorthin zu holen. Ein Jungsozialist, Hermann Brome, wurde durch die Straßen Pankows getrieben, und jeder ihm bekannte Genosse, der es wagte, ihn anzusprechen, wurde gleich mitgenommen und von der SA im Keller des Amtsgerichtsgefängnisses untergebracht. Das Leben auf den Straßen in Pankow wurde von der tobenden SA überwacht. Das Gefängnis bekam den Namen Karl-Ernst-Haus, nach dem jedem Pankower Bürger bekannten SA-Sturmführer Karl Ernst.“



Pankow, Amtsgerichtsgefängnis

Kurt Hinz (1905–1976) erinnert sich 1953 an Reinickendorf:

„In meiner Wohngegend war ich als SPD- und Reichsbannermann sehr bekannt und wurde nach der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus durch meine politischen Gegner des Öfteren auf der Straße und in meiner Wohnung belästigt. Etwa am 25. Juni 1933 erschien in meiner Arbeitsstelle, den Gaswerken Reinickendorf, eine Gruppe SA-Leute, die mich und meinen [später] im KZ Brandenburg umgekommenen Bruder

Helmuth festnehmen sollte. Es gelang uns zu flüchten. 2 Tage nach dem erwähnten Vorfall wurde ich in meiner Wohnung in Berlin-Reinickendorf, Engelmannweg 62, durch SA-Leute festgenommen und zum SA-Sturm, der in der Kolonie ‚Gartenfreund‘ seinen Sitz hatte, gebracht. Am 29. Juni 1933 wurde ich durch SA-Leute zur Feldpolizei General-Pape-Straße verbracht . . .

Von dort wurde ich am 31. August 1933 nach Hause entlassen.“*

*Der ermordete Bruder des zitierten Zeitzeugen, Helmuth Hinz, war Reichsbannerleiter von Reinickendorf-West, d. Verf.

Der Niederschönhausener Paul Haßforth (1914–1992) berichtet:

„Kurz nach der März-Wahl 1933 erfasste der Terror Arbeiterkreise unseres Ortsteils. Auch bei uns kam es zu Hausdurchsuchungen und Verhaftungen. Mit meinem Vater Karl und meinem Bruder Hermann wurde ich in das SA-Lokal ‚Sanssouci‘ nach Nordend verschleppt.

An diesen furchtbaren Ort brachte man mehrere prominente SPD- und Gewerkschaftsfunktionäre. Die SA quälte die Wehrlosen mit Eisenketten und Stahlkugeln.

Der bekannte Reichsbannerfunktionär und Artist Bruno Iwanik setzte sich sehr heftig zur Wehr und schmiss mit einem eisernen Gartenstuhl. Es gelang ihm zunächst sogar zu entkommen. Aber sie fingen ihn noch in derselben Nacht ein und schleppten ihn völlig blutig geschlagen an.

Soviel ich weiß, wurden auch der Niederschönhausener SPD-Vorsitzende Busch und der Blankenburger Reichsbannermann Hans Schmeier misshandelt.“

Der Terror gegen Andersdenkende blieb 1933 auch Jugendlichen nicht verborgen.

Heinz Craatz (* 1918) erinnert sich:

„Görschstraße, Ecke Rettigweg, lag unser Pankower Heim der sozialdemokratischen ‚Kinderfreunde‘ und ‚Falken‘.

Es wurde 1933 von SA ‚umfunktioniert‘. Von weitem sahen wir, wie Sozialdemokraten und Kommunisten mit Lastwagen herangeschleppt wurden. Wie im Weddinger ‚Glaskasten‘, Prinzenallee 33, schlug man sie zur blutigen Masse zusammen. Wir hörten Schreie und sahen Verwundete.

Es war einer meiner schrecklichsten Eindrücke. Ich war schließlich in der Familie zur Demokratie und in der ‚weltlichen Schule‘ (S. 169) zur Vernunft und Gewaltlosigkeit erzogen worden. Diese furchtbaren Bilder damals habe ich nie vergessen.“

Hermsdorfer Reichsbannerführer verschleppt und misshandelt

Hermsdorf, Lotosweg 11 – Wohnung von Karl Reichel.

Der Schneider Karl Reichel (1888–1957), 1917 Mitbegründer der pazifistischen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD) in Hermsdorf, zählte zu den mutigsten und aktivsten Kräften des Reichsbanners im Norden Berlins. Er war 2. Kameradschaftsführer von Hermsdorf (Foto S. 43), spielte aber weit darüber hinaus eine zentrale Rolle beim Saalschutz, bei Nachtwachen und der persönlichen Sicherung Gefährdeter.

Reinickendorfs Reichsbanner-Kreisleiter, Gustav Schwabedal, schrieb 1949:

„Infolge seiner Tätigkeit als Antifaschist und überzeugter Republikaner hat Karl Reichel mutig gegen den Faschismus gekämpft und wurde von den Nazis besonders gehasst.“

Es war vermutlich dieses herausragende Engagement, das dazu führte, dass Karl Reichel am 3. Mai 1933 von SA verschleppt, drei Tage festgehalten und schwer misshandelt wurde: Der wegen seiner Brutalität gefürchtete Weddinger SA-„Räubersturm“ hatte Karl Reichel gefangen genommen.



Karl Reichel

Ein Strafgerichtsverfahren aus dem Jahre 1949 gegen die hauptverantwortlichen Täter ermöglicht uns folgende Schilderung:

„Der Zeuge Reichel wurde am 3. Mai 1933 abends gegen 7 Uhr von einigen SA-Leuten in seiner Wohnung verhaftet, weil er angeblich als Reichsbannermann Waffen versteckt halten sollte. Er wurde mit einem Lastwagen zur Neuen Hochstraße und dort in den Keller unter dem Sturmlokal des Sturmes 41 gebracht. Der Zeuge wurde dort zunächst von dem Sturmführer und etwa 10 bis 12 SA-Leuten darüber verhört, wo er Waffen versteckt habe. Dabei bekam er zunächst Faustschläge ins Gesicht, und zwar von den anwesenden SA-Leuten abwechselnd. Ihm wurde sodann mit Erschießen gedroht, und als dies nicht half, wurde er mit Hundepeitschen so lange geprügelt, bis die anwesenden SA-Leute einsahen, dass auf diese Weise nichts zu erfahren sei. Der Zeuge wurde sodann in einen Verschlag hinten im Keller, den so genannten Bunker, gebracht und eingeschlossen.“

Etwa gegen 11 Uhr nachts holte SA den Reichsbannermann wieder aus dem Verschlag. Man zwang ihn, die

Stiefel der Anwesenden zu putzen und Kniebeugen mit ausgestrecktem Stuhl in den Händen zu machen:

„Als dies nicht zur Zufriedenheit ausfiel, schlug der Angeklagte den Zeugen mit der Hundpeitsche, wobei er teilweise sogar das schwer beschlagene Griffende benutzte. Der Angeklagte verlangte sodann von dem Zeugen, dass dieser ihm Namen und Adressen von Reichsbanner- und SPD-Angehörigen nennen sollte. Als der Zeuge dieser Aufforderung nicht nachkam und auch Schläge nicht halfen, befahl der Angeklagte dem Zeugen, sich zu entkleiden und schlug dann mit der Peitsche auf ihn ein. Auch die anderen Anwesenden beteiligten sich an diesen Exekutionen.“

Erst als bereits der Tag graute, ließen die inzwischen stark alkoholisierten SA-Leute von ihrem Opfer ab, das sie zum Schluss gezwungen hatten, mit Urin gefüllte Bierflaschen auszutrinken. Stunden darauf quälte man ihn erneut:

„Am anderen Morgen wurde der Zeuge wieder aus dem Bunker herausgeholt, nachdem schon mehrere SA-Leute sich im Keller eingefunden hatten ... Zuletzt schlug der Angeklagte Hackradt den Zeugen mit dem Pistolenknäuf nieder, sodass dieser bewusstlos wurde und sich an die weiteren Vorgänge nicht mehr mit Deutlichkeit zu erinnern vermag. Hackradt rühmte sich danach, 3 Peitschen auf dem Zeugen zerschlagen zu haben. Der Zeuge Reichel wurde wegen seiner schweren Verletzungen ins Krankenhaus eingeliefert, wo er 4 Wochen zubringen musste.“

Freunde, wie der Hermsdorfer Kameradschaftsführer Marlinghaus (ein über 60 Jahre alter Mann) und der Reinickendorfer Kreisleiter Schwabedal, besuchten den schwer verletzten Kameraden im Rudolf-Virchow-Krankenhaus. Sie sahen den geschundenen Leib. Ist es verwunderlich, dass angesichts ihrer erschütternden Eindrücke, über die sie gewiss nur vorsichtig berichten konnten, gerade im Hermsdorfer Bereich (wo es eine relativ starke SPD gab) eine eigene sozialdemokratische Widerstandsinitiative unterblieb? Diejenigen, die wie Bernhard Thurow (S. 70) oder Dr. Karl Steiner (S. 143) aktive Untergrundarbeit leisten wollten, schlossen sich daher anderen Gruppen an.

Ein Auslandskurier berichtet aus Berlin

Wedding, Föhrer Straße 7 – Treffpunkt

Das endgültige Verbot der SPD am 22. Juni 1933 war begleitet von einem furchtbaren Blutbad, das SA-Männer unter führenden Reichsbanner- und Parteifunktionären des Berliner Stadtbezirkes Köpenick anrichteten („Köpenicker Blutwoche“). Fast die gesamte Berliner SPD-Leitung – darunter der Vorsitzende Franz Künstler – wurde von einer weiteren großen Verhaftungswelle erfasst: Das zentrale Partei- und „Vorwärts“-Verlagshaus (Kreuzberg, Lindenstraße 3) war bereits besetzt und verwüstet, als im Juni Spitzenfunktionäre, Parteisekretäre, Reichs- und Landtagsabgeordnete sowie Stadtverordnete von ihren Arbeitsplätzen und aus den Wohnungen und

Verstecken geholt wurden. Mit diesen terroristischen Willkürmaßnahmen, „Schutzhaft“ genannt, wollte man nicht zuletzt die Anhängerschaft der SPD einschüchtern.

Zu den Verschleppten zählte damals auch der Berliner Stadtverordnetenvorsteher Johannes Haß (Wittenau, Oranienburger Straße 186). Trotz dieser Verhaftungen (und weiterer in den folgenden Jahren) versuchten die gesinnungstreuen Anhänger der einst fast 100 000 Mitglieder zählenden SPD Groß-Berlins, einen illegalen Apparat von Vertrauensleuten aufzubauen. Sie repräsentierten freilich nur noch eine Minderheit einer noch vor kurzem mächtigen Organisation. Im Juli 1933 war der frühere Reichstagsabgeordnete und einstige Spandauer SPD-Leiter Emil Stahl (1879–1956) im Auftrag des Exil-Vorstandes der Sozialdemokratischen Partei nach Berlin gefahren, um dort intensive Gespräche mit der illegalen Leitung der verbotenen Partei zu führen. Damals bestand die Spitze der Berliner SPD aus 4 Personen: Frank (Wedding), Markwitz (Lichtenberg), Thurm (Lichtenberg) und Horlitz (Charlottenburg), wobei Letztgenannter schon bald wieder ausschied. Diese Politiker hielten als Gruppenführer jeweils den Kontakt zu fünf der zwanzig Berliner Bezirksorganisationen, die von ihnen mit Informationen und (soweit vorhanden) illegalem Material versorgt wurden. Die Gruppenführer kamen wöchentlich einmal zusammen, die Kreisleiter trafen sich alle 14 Tage, meistens in Wohnungen oder Lauben. Emil Stahl musste sich anlässlich seiner Reise vom 15.–19. Juli 1933 in Berlin herbe Kritik gefallen lassen und schwere Vorwürfe einstecken. Es wurde nicht allein die äußerst unzureichende Versorgung mit illegalem Material beklagt, sondern generell die Berechtigung einer Auslandsleitung der Partei in Zweifel gezogen. Während es Stahl gelang, durch intensive Gespräche mit älteren Parteivorstandsmitgliedern – wie der ehemaligen Reichstagsabgeordneten Elfriede Ryneck, der Parteisekretärin für Brandenburg Lisa Albrecht und dem ehemaligen württembergischen Gesandten Hildenbrand – die Widerstände abzubauen und ein Vertrauensverhältnis zu errichten, waren die Diskussionen mit jüngeren Sozialdemokraten weniger erfolgreich.

Emil Stahl schreibt darüber in seinem Bericht vom 25. Juli 1933:

„Sehr beklagt wurde, dass besonders sich in den jugendlichen Genossenkreisen so viel Grüppchen bilden, die nur theoretisieren und spintisieren, aber keine praktische Arbeit leisten. Allgemein war die Meinung, dass die praktische Arbeit nur von den alten erfahrenen und gefestigten P.G. [Parteigenossen] gemacht werden könne und gemacht werde. Überall, wo man mit Jugendlichen zusammenkam, dieselbe Erfahrung. Geschimpfe auf die Führer der Partei, überall das Bestreben, mit der KPD unbedingt in ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis zu kommen und vor allem in einem stark ablehnenden Verhalten zu dem P.V. [Parteivorstand] in Prag.“

Emil Stahl hielt sich deshalb vornehmlich an Kontaktleute aus der älteren Generation, die sich schließlich bereit erklärten, „Weisungen von Prag, die ihnen überbracht werden, ausführen [zu] wollen“ (so Emil Stahl). Trotz alledem endete der Bericht des Kuriers nicht mit euphorischen Worten, sondern mit der ernsten Besorgnis, „dass der Spuk ... spätestens im Winter zu Ende gehen muss, da sonst alles verloren sei“, ja er äußerte die Befürchtung, dass die politische Entwicklung Formen annehmen könne, „die den jetzigen nicht nachstehen, sondern dieselben in der Grausamkeit gegen uns und unsere Anhänger vielleicht noch übertreffen.“

Landgerichtsprozess gegen Berliner SPD-Leitung

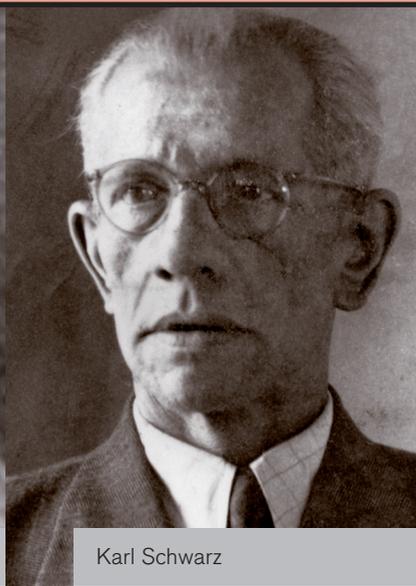
Bereits bald nach Stahls Visite schlug die Geheime Staatspolizei zu und verhaftete die (damalige) Leitung der Berliner SPD. Dieser Aktion sollten bis 1936 noch zahlreiche weitere folgen. Zu den 1933 Festgenommenen gehörten neben dem Lichtenberger Alfred Markwitz auch die illegalen Vertreter der drei Nordberliner SPD-Kreisverbände:

- Der Weddingener SPD-Vorsitzende Otto Frank (Wedding, Föhner Straße 7),
- der Reinickendorfer SPD-Vorsitzende Karl Schwarz (Reinickendorf, Arosener Allee 134),
- der Pankower Parteifunktionär Richard Schmidt (Pankow, Prinz-Heinrich-Straße 27b).

Die Verschleppten wurden von der Politischen Polizei grausamen „Verhören“ unterworfen, um die Namen von Kontaktleuten und Mitverschwörern zu erhalten.

Der Steindrucker Karl Schwarz (1883–1952) berichtet im Jahre 1949:

„... 1933 wurde ich mit verschiedenen anderen Genossen, darunter Franz Klühs, [Otto] Frank usw. verhaftet. Nach den bekannten gewaltsamen Vernehmungen in der Prinz-Albrecht-Straße, wobei mir der Kiefer zerschlagen wurde und ich auch wohl Verletzungen des Nierenbeckens bekam, wurde ich in das bekannte Columbia-Haus eingeliefert. Nach ... 7-wöchentlichem Aufenthalt in dieser Hölle wurden alle an dieser Angelegenheit Beteiligten nach dem Polizeipräsidium transportiert und kamen dann als Untersuchungsgefangene nach Moabit. Am 27. [17.] Februar 1934 fand die Verhandlung vor dem Landgericht in Berlin-Moabit statt. Durch die kluge Taktik der Verteidigung [darunter Rechtsanwalt Ernst Fraenkel, d. Verf.] und der uns geneigten Verhandlungsführung durch den Vorsitzenden Richter, einem Zentrums-Mann, wurden wir wegen Mangels an Beweisen freigesprochen.“





Richard Schmidt (links im Bild) und Rudolf Deutschmann (Mitte unten)

Dem Niederschönhausener Richard Schmidt (1892–1962) war kurz nach dem Verbot der SPD (Juni 1933) vom früheren Pankower SPD-Kreisvorsitzenden Josef Mühlmann (S. 62) die Leitung der illegalen Kreisorganisation übertragen worden. (Josef Mühlmann geriet als AEG-Betriebsratsvorsitzender bereits 1933 in SA-Haft und wurde misshandelt. Der Gewerkschafter wurde bespitzelt und wiederholt eingesperrt. Er zog sich deshalb aus Sicherheitsgründen aus Pankow zurück. Einen ähnlichen Weg ging sein Stellvertreter Bernhard Hoeven, der wegen anhaltender Denunziationen nach Reinickendorf-Ost, Luisenweg 9, umzog.) Richard Schmidt versorgte seine Pankower Freunde mit Nachrichten, illegalen Zeitungen und Flugschriften. Ein wichtiger Kontaktmann für ihn und andere illegal tätige Genossen war Werner Rüdiger aus Prenzlauer Berg (S. 85f.).

Der Buchdrucker und Pädagoge Rudolf Deutschmann (1912–1997) erinnert sich: „Richard Schmidt war ein pädagogisches Naturtalent. Er konnte wunderbar mit Jugendlichen umgehen. So kam er auch in das Amt des Sekretärs der Arbeiterjugend (SAJ) der SPD im Land Brandenburg.

Nach der Verhaftung und Misshandlung durch die Nazis kehrte dieser einst so strahlende und humorvolle Mensch als ein alter Mann zurück. Sie hatten ihm sämtliche Zähne ausgeschlagen.“

Weddings früherer Kreisvorsitzender und Stadtrat, das Parteivorstandsmitglied der SPD Otto Frank (1874–1936), war – Zeitzeugen zufolge – bereits im Frühjahr 1933 bei der Vertreibung aus dem Rathaus Wedding zusammengeschlagen worden. Die erneute Beeinträchtigung seiner Gesundheit im Sommer desselben Jahres soll so gravierend gewesen sein, dass er – zwei Jahre nach dem Prozess – an den Spätfolgen verstarb.

Das zu diesem Zeitpunkt noch nicht völlig (vom Nazismus) „gleichgeschaltete“ Gericht sprach die angeklagten Sozialdemokraten, die die Quälereien zur Sprache gebracht hatten, frei.

Im Urteil des Landgerichts vom 17. Februar 1934 heißt es:

„... ebenso haben die übrigen Angeklagten ihre vor der Polizei gemachten Aussagen, soweit sie belastende Angaben enthalten, widerrufen. Zur Begründung des Widerrufs haben sie erklärt, ihre Aussagen seien unter Druck erfolgt, der durch unsachgemäße Behandlung der Wachmannschaften hervorgerufen sei. Der Kriminalsekretär Rikowski vom Geheimen Staatspolizeiamt, den das Gericht hierzu als Zeuge vernehmen wollte, konnte eine Aussage hierzu nicht machen, da ihm eine Aussagegenehmigung für Angelegenheiten des inneren Dienstes nicht erteilt war. Soweit die polizeilichen Protokolle von den Erklärungen der Angeklagten in der Hauptverhandlung abweichen, konnten sie unter diesen Umständen der Urteilsfindung nicht zu Grunde gelegt werden, da sie durch kein richterliches Protokoll bestätigt sind.“

Karl Schwarz und Richard Schmidt nahmen nach einer Zeit der Zurückhaltung vorsichtig wieder Kontakt zum Untergrundapparat der Partei auf. Schwarz hielt Verbindung zu Martin Stein vom letzten illegalen Berliner Parteivorstand um Alfred Lowack, und er tauschte sich eng mit Kurt Megelin vom „Roten Stoßtrupp“ (S. 85) aus. Richard Schmidt stützte sich besonders auf die vertrauten Pankower Genossen Temme und Matthes.

Die beiden Nordberliner SPD-Kreisleiter blieben bis zuletzt ihren alten Idealen treu, fanden aber nur wenige, die es ihnen in der Untergrundarbeit gleichtaten.

Massenprozesse gegen Berliner Sozialdemokraten

Von Oktober bis Dezember 1933 erfasste eine große Verhaftungswelle die illegale Berliner Partei. Im Gefolge dieser Aktion kam es 1934 zu mehreren Massenprozessen. Man beschuldigte die Angeklagten der Aufrechterhaltung der verbotenen SPD, der Vorbereitung zum Hochverrat (VzH) und Verbreitung sozialdemokratischer Untergrundschriften, die meistens aus Prag vom Exilvorstand der SPD kamen.

Auch heute (2008) sind der Umfang der Verhaftungen und die Anzahl der Prozesse noch nicht restlos geklärt. Verwirrend für viele ist, dass frühere Mitglieder der SPD zwar in verschiedenen illegalen Gruppen und Gerichtsverhandlungen auftauchten, es sich dabei aber nicht in allen Fällen um sozialdemokratische Initiativen gehandelt hat.

Außer dem o. g. Landgerichtsverfahren gegen Markwitz und andere führende Sozialdemokraten gab es 1934 auch einen Prozess vor dem Reichsgericht. Der Hauptangeklagte Franz Klühs (ehemals stellvertretender Chefredakteur des „Vorwärts“) wurde zu einer längeren Haftstrafe verurteilt.

Neben diesen und anderen Gerichtsverhandlungen gegen die verschiedenen Leitungen der illegalen Partei führten Massenverhaftungen Ende 1933 dazu, dass im Jahre 1934 mehrere Prozesse gegen die Hersteller und Verteiler sozialdemokratischer Untergrundschriften in Berlin geführt wurden:

- Kammergerichtsverfahren gegen Theo Wiechert und andere frühere Funktionäre des Hauptvorstandes der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ),
- Kammergerichtsverfahren gegen Ludwig Hodapp und mehrere Vertrauensmänner aus verschiedenen Berliner Bezirken,
- Kammergerichtsverfahren gegen Albert Hohnstädter und mehrere Lichtenberger Funktionäre,
- Kammergerichtsverfahren gegen Werner Badke und neun andere Funktionäre wegen Verbreitung des „Proletarischen Pressedienstes“ in Neukölln.

Der Nachkriegsvorsitzende der Berliner SPD, Franz Neumann (1904–1974), äußerte sich kurz vor seinem Tode in einem Rundfunkinterview rückblickend über den Widerstand der Berliner SPD.



Franz Neumann

„Diese Arbeit fand in einem geringen Maße statt. Elitäre Gruppen waren das bloß. Im Allgemeinen war zuerst wenig Widerstand da. Aber wir organisierten – wir: die Jüngeren. Als am 22. Juni [1933] dann die Hauptfunktionäre verhaftet wurden, waren wir allein auf uns gestellt. Ein Teil der Führung war ja ins Ausland gegangen. Wir hatten schon eine illegale Organisation aufgezogen. Das war keine zentrale Organisation. Wir hatten Beziehungen über ganz Berlin ... Wir bezogen den ‚Neuen Vorwärts‘ aus Prag. Wir hatten andere Zeitungen und hatten Querverbindungen der illegalen Gruppen untereinander.“

Ein besonderes Zentrum der Sozialdemokraten war 1933 die Genossenschaftssiedlung „Freie Scholle“ am Waidmannsluster Damm (Tegel). In dieser SPD-Hochburg erzielten die Sozialdemokraten – die hier 1932 über 50% erhielten – noch im März 1933 gute Ergebnisse. Im Zeichen der politischen „Gleichschaltung“ und „Machtergreifung“ setzte die NSDAP schließlich 70 Blockwarte und Aufpasser ein, um die Siedlung unter Kontrolle zu bringen. Noch im November 1933 gab es bei einer so genannten Volksabstimmung neben 1.512 Ja-Stimmen immerhin 408 ungültige Stimmen.



Tegel, Genossenschaftssiedlung „Freie Scholle“

Irma Rehfeldt (1904–1994) aus dem Freilandweg 3 berichtet 1983:

„Im März 1933 konnten zahlreiche Bewohner der ‚Freien Scholle‘ nicht mitwählen, denn sie waren am Sonnabend zuvor verhaftet worden. Unter den etwa 70 Inhaftierten war auch mein Mann, Herbert Rehfeldt, und der Vorsitzende unserer Baugenossenschaft, Otto Stechert. Zum Glück kamen die Männer nicht in die Hedemannstraße [SA-Folterkeller], sondern zunächst in die Schule am Waidmannsluster Damm und dann zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz. Geschlagen wurden sie nicht, nur verhört und dann freigelassen. Der Letzte kam am Donnerstag raus. Im Herbst 1933 gab es auch Hausdurchsuchungen.“

Grete Sonnemann (1903–1990) aus dem Schollenweg 50 erzählt 1984:

„Am 1. April 1933 gelang es uns, in der ‚Freien Scholle‘ unterzukommen. Dadurch brach der Kontakt zu meinen alten Weddinger SAJ-Genossen – wie Theo Thiele, Herbert Borsky (S. 91) und Gustav Weber* – ab. Als Hochschwangere hatte ich für Gustav Weber noch im Februar 1933 vor Gericht aussagen können. Er kam [zunächst] frei, aber sein Verteidiger, Rechtsanwalt Michaelis, wurde später entmannt in der Spree gefunden. Viele Freunde verloren auf Grund der [politischen] ‚Säuberungen‘ ihre Arbeitsplätze bei der Stadtverwaltung, darunter mein Verwandter Karl Reichel (S. 48) sowie die Stadtverordnete Ella Kay und Franz Neumann, die beide in der Fürsorge [Sozialarbeit] tätig waren. Die ‚Freie Scholle‘ wurde wiederholt von Verhaftungen heimgesucht, z. B. vor Wahlen. Ein anderes Mal wurde unsere Genossenschaftssiedlung auf rote Fahnen durchsucht. Selbst unter der schmutzigen Wäsche versteckte Exemplare fanden sie und legten sie danach demonstrativ auf dem Mittelstreifen des Waidmannsluster Damms aus.“

* Gustav Weber (1904–1990) war hauptamtlicher Sekretär der Sozialistischen Arbeiterjugend und wurde 1934 zu 2½ Jahren Gefängnis verurteilt, d. Verf.

Walter Höppner (1900–1984) aus dem Erholungsweg 40 berichtet 1983:

„Die Siedlung blieb verhältnismäßig unbelästigt. Ohnehin war hier die SPD stark vertreten, es wohnten aber auch Kommunisten hier (S. 112, 114, 153).

Am Tag der sog. Machtergreifung gab es einen NS-Fackelzug durch die ‚Freie Scholle‘. Wir standen am Fenster und ahnten Böses. Bis März 1933 ließ man die Siedlung dann in Ruhe. Lediglich zum Tag der Wahl gab es eine Blitzaktion: Reichsbanner, Kommunisten und SPD-Leute wurden verhaftet, Reichsbannerkoppeln und Fahnen aus den Wohnungen geholt.

Franz Neumann und ich wurden damals aber nicht mitgenommen. Wir beide versuchten in der folgenden Zeit, die SPD-Genossen in der Siedlung zusammenzuhalten. Natürlich gab es dabei einige unliebsame Dinge: SPD-Mitglieder, die plötzlich aus der Partei austraten und darauf bestanden, eine schriftliche Bestätigung darüber zu erhalten, die Partei bereits 1932 verlassen zu haben.

Einmal gingen wir über die Dächer der Siedlung und holten einige NS-Fahnen herunter.

Anfang 1934 gerieten wir dann als Mitglieder des illegalen Apparates der Berliner SPD in Haft.“

Im Pankower Kreisverband taten sich 1933 der Packer Erich Hoffmann (Thulestraße 37) und der Heinersdorfer Arbeiter Armand Hübner als Verteiler des Untergrundmaterials der verbotenen SPD hervor.

Armand Hübner (1885–1968) blickt zurück:

„Gegen Hitler habe ich vor 1933 gearbeitet und nachher habe ich aktiv an der illegalen Arbeit teilgenommen. Diese bestand darin, dass ich illegale Flugzettel und Zeitungen – wie ‚Prager-Vorwärts‘, ‚Arbeiterzeitung‘ u. a. – verbreitete. Ich bezog die Schriften zum Teil von Theo Wiechert, Lichtenberg, ... Kurt Düttchen, Pankow, sowie noch anderen Genossen, deren Namen mir entfallen sind. Ich wurde bei meiner illegalen Arbeit nicht gefasst. Durch Misshandlungen verhafteter Genossen kam mein Name heraus, so dass auch ich verhaftet wurde.“

Verhaftungen, Verhöre, Urteile

Armand Hübner fährt fort:

„Es war morgens 9 Uhr. Die Henkersknechte hatten frische unverbrauchte Kräfte. Als erstes fragte man mich: ‚Hast du ein Gebiss?‘ Ich sagte: ‚Ja‘. ‚Dann nimm es raus!‘ Ich sagte darauf: ‚Das kann ich nicht, denn es ist ja fest.‘ ‚Dann hast du eben kein Gebiss mehr‘, antwortete man mir. Den dunklen Sinn dieser Worte konnte ich einige Minuten später feststellen, denn man hatte mir einige Zähne ausgeschlagen. Ich habe durch die Misshandlungen, es blieb ja nicht bloß bei dieser, fast alle Zähne verloren.“

Franz Neumann (1904–1974) berichtet über die „Verhöre“ in der Prinz-Albrecht-Straße: „Ich wurde in das Zimmer 325 eingeliefert, in dem unter Leitung des Kommissars Rikowski die furchtbaren Misshandlungen erfolgten“ ... [Zitat 1954]

„... ich hatte das Glück, dass ich einer verkehrten Gruppe zugeordnet wurde. Aber ich hatte auch schwere Belastungen bei der Gestapo-Zentrale, so dass ich – mit einigen anderen – schwersten Misshandlungen ausgesetzt war. Die Gesundheit ist dadurch für das ganze Leben dann zerstört worden.“ [Zitat 1974]

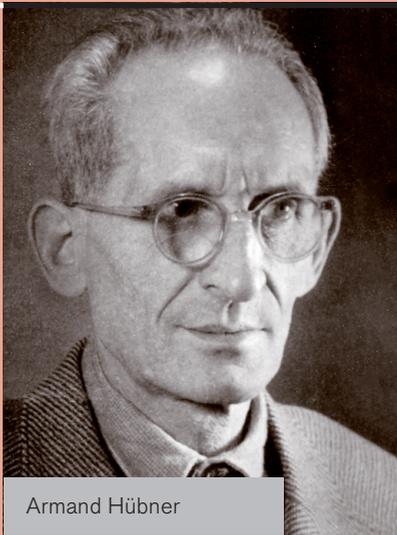
Walter Höppner berichtet 1982:

„Zwei Polizeibeamte brachten mich (mit der Straßenbahn) zum Polizeirevier in die Schlieperstraße. [Tegel] Von dort ging es zur Gestapo in die Prinz-Albrecht-Straße. (Zu derselben Zeit saß auch der frühere KPD-Vorsitzende Ernst Thälmann dort.)

Zunächst wurden mir Bilder vorgelegt. ‚Kennst du den?‘ – Nachdem ich ein halbes Dutzend Fotos mit NEIN kommentiert hatte, ging die Prügelei los. Vor und hinter mich trat ein Mann. Sie schlugen auf den Kopf. Das Trommelfell des einen Ohres ging kaputt. (Später brauchte ich deshalb ein Hörgerät.) Dann schlug man mit Ochsenziemern auf mich ein. Ich wurde bewusstlos. Daraufhin hielt man meinen Kopf unter Wasser und schleppte mich danach ans Fenster. Wir befanden uns im 4. Stock des Gebäudes. Man forderte mich auf zu springen. Ich gab nicht nach. Danach brachte man mich in den Keller, wo ein bunt zusammengewürfelter Haufen [Inhaftierter] war. Zwei Tage danach begann dieselbe Prozedur noch einmal: Prügelei und Quälerei. Anschließend kam ich mit Franz Neumann ins SS-Gefängnis Columbiahaus.

... Am 18. Januar 1934 kamen wir ins Polizeipräsidium Alexanderplatz ... Nun erließ auch der Haftrichter einen Haftbefehl. Erst von jetzt an datierte unsere Verhaftung. Im Juli 1934 kamen wir dann als Untersuchungshäftlinge nach Moabit.

Der Prozess [14. Juli 1934] dauerte 1 ½ Stunden, bei insgesamt 19 Angeklagten. Viele von ihnen kamen aus dem Osten Berlins und Südosten [Kreuzberg]. Die Anklage stand für alle auf Zuchthaus.“



Armand Hübner



Walter Höppner

Gegen die illegale Berliner SPD gab es von 1934 - 1937 zahlreiche Prozesse, die meisten fanden 1934 statt. In ihnen wurden auch mehrere Arbeiter aus dem Norden Berlins zu Haftstrafen verurteilt:

Prozesse

Urteile

Prozess Albert Hohnstädter (Kaulsdorf) und andere (1934)

Arbeiter Armand Hübner (1885) von
der Heinersdorfer SPD

2 J. Z

Packer Erich Hoffmann (1901) aus Pankow,
Thulestraße 37

Freispruch (4 M. U-Haft)

Prozess Theo Wiechert (Lichtenberg) und andere (1934)

Verlagsangestellter Gustav Weber (1904 - 1990)
aus Reinickendorf-West, Straße 56, Nr. 73

2½ J. G

Schlosser Ernst Glameyer (1904) aus
Reinickendorf-Ost, Seestraße 47

1½ J. G

Prozess Ludwig Hodapp (Friedrichshain) und andere (1934)

Fürsorger Franz Neumann (1904) aus
Tegel, Allmendeweg 32

1½ J. G

Tischler Walter Höppner (1900) aus
Tegel, Erholungsweg 40

1½ J. G

Kammacher Willi Schröder (1895) aus
Reinickendorf-West, Eichbornstraße 46

2 J. G

Prozess Alfred Markwitz (Lichtenberg) und andere (1936)

Krautfahrer Erich Cichocki (1903) aus
Pankow, Florastraße 73

9 Monate G

Prozess Alfred Lowack (Kreuzberg) und andere (1936)

Martin Stein (1897 - 1945) aus
Reinickendorf, Genfer Straße 67

3 J. G

Nicht verurteilt aber mit Kurzhaft bedacht und „Verhören“ unterzogen:
Walter und Emma Nau aus Pankow (Lüderstraße 5), Johanna Philipp und Walter Welke aus der „Freien Scholle“ (Moränenweg 8 bzw. 52), Agnes Kuhl, geb. Ebeling, aus Pankow, der Dreher Paul Miertschke aus Reinickendorf-West (General-Barby-Straße 103) und Hermsdorfs SPD-Vorsitzender, der Dreher Paul Scholz (Berliner Straße 111).

Gruppe „Humane Technokratie“

Den Tarnnamen „Bund für humane Technokratie“ trug eine andere – über dreißig Personen umfassende – sozialdemokratische Initiative in Berlin. „Beschlossen auf dem 1. Bundestag am 1. September 1933 in Berlin“ heißt es in der Satzung.

Um den Leiter der Gruppe, den früheren Mecklenburgischen Abgeordneten Paul Franz (SPD), kamen Sozialisten und Demokraten aus verschiedenen Teilen der Stadt zusammen. Sie trafen sich zu Vorträgen im „Alten Askanier“, Anhalter Straße 11.

„Die Technik soll menschenfreundlich sein“, gibt die Satzung als Ziel an. Man gab eine eigene Zeitschrift heraus (Preis 30 Pfennig). Sie informierte in einer regelmäßigen Rubrik über „Erfindungen und Erfinder“. In Grundsatzartikeln pries man die Idee der Planwirtschaft und verurteilte die „Profitwirtschaft des Kapitalismus.“

So schrieb Ingenieur G. Schwarz im Heft 4 (Dezember 1933) unter dem Titel „technokratische Planung“: „Die Erfahrung beweist also, dass Technokratie und Profitwirtschaft unvereinbare Gegensätze sind“. Zur Begründung stützten sich die Artikelschreiber auch auf einzelne Forderungen des NSDAP-Programms.

Doch so harmlos, wie sich die (offiziell genehmigte) Gruppe nach außen gab, war sie doch nicht. Schließlich flog sie durch Vernachlässigung der gebotenen Sicherheit am 23. Januar 1935 auf: 33 Menschen wurden in die Prinz-Albrecht-Straße 8 (Gestapo) verschleppt. Sie kamen aus allen Teilen der Stadt, darunter sehr viele aus Reinickendorf:

Paul Engel (1891), Packer, Reinickendorf Ost, Berner Straße 47,
Alfred Paul (1903), Setzer, Reinickendorf, Humannstraße 26,
Ernst Sünderhauf (1908), Kaufmann, Reinickendorf-Ost, Schillerring 29
Erich Lorenz (1904), Schlosser, Tegel, Schloßstraße 22
Eduard Gransee (1893), Buchhalter, Wilhelmsruh, Marthastraße 18
Georg Sperling (1898), Lehrer a.D., Reinickendorf, Lindauer Straße (h: Allee) 9
Hans Kuttig (1896), Schlosser, Tegel, Berliner Straße 5
Wilhelm Friedel (1897), Ingenieur, Reinickendorf, Humboldtstraße 197.

Die meisten wurden bald wieder freigelassen (unter ihnen der spätere Vorsitzende der Reinickendorfer SPD, Ernst Sünderhauf).

Der Reinickendorfer Lehrer Georg Sperling (1898–1965) erinnert sich 1952: „Die Vernehmung erfolgte im [KZ] Columbia-Haus und in der Prinz-Albrecht-Straße. Nach 5 Tagen wurden wir entlassen, da – nach Angabe des vernehmenden Beamten – zu früh zugefasst worden war. Durch Misshandlungen erlitt ich einen Kiefern- und Nasenbeinbruch.“

Zwischen Illegalität und Einsamkeit

Nur eine kleine Minderheit versuchte, im illegalen Widerstand gegen die NS-Diktatur zu kämpfen. Eine größere Gruppe der verbotenen Partei war immerhin bemüht, den alten Idealen insoweit die Treue zu erweisen, als man Distanz zum Regime hielt und persönlich Kontakte durch Feiern, Familientreffen und Ausflüge pflegte.

Der Heinersdorfer SPD-Funktionär Armand Hübner berichtet (Ende der 50er Jahre in einem Interview mit Dr. Reichardt), dass von 60–70 Anhängern der Partei zwar nur ein Überläufer zur SA zu beklagen war, andererseits aber seines Wissens nur ein Genosse (er selbst) Widerstand, Folter und Haft auf sich nahm (S. 56), während die große Masse der ehemaligen Genossen eher distanziert blieb.

Pankower Arbeiterjugend (1932) mit Freiheitsgruß



In der Pankower Familie des Angestellten Johannes Gaulke, der die SPD bis zum Verbot in der Bezirksversammlung vertrat, herrschte schon 1932 große Angst vor Überfällen der SA, berichtet der Sohn Günther. Er erinnert sich auch an die 1933 unter der Hand verbreitete Nachricht, dass einer der Söhne der aktiven Karower Reichsbannerfamilie Meseck von SA verschleppt worden war, während seinem Bruder die rettende Flucht gelungen sei. Johannes Gaulke (1893–1943) hielt vorsichtig Verbindung zu den wenigen treuen Anhängern der Partei. Seine Frau pflegte intensive Kontakte zum Kreis der „Religiösen Sozialisten“, darunter die Pfarrer Fuchs und Poelchau. Der Sohn Günther Gaulke gehörte einer Jugendgruppe der Quäker an, bei der sich Kinder aus politisch und „rassisch“ verfolgten Familien frei zusammenfanden. Nachdem diese Gruppe 1937 von der HJ überfallen worden war, musste sich Günther Gaulke im Gestapohauptquartier für die Jugendarbeit mit Verfolgten verantworten. In Blankenburg verbreitete der Reichsbannerleiter Otto Horstmeier auch nach seiner Inhaftierung (S. 84) gelegentlich illegale Schriften der SPD und betrieb Mundpropaganda. Mehrere Blankenburger bezeugten seine aktive Rolle als Gegner des NS-Regimes, die sich auch in der Hilfe für verfolgte Juden ausdrückte (S. 280). Der Blankenburger Reichsbannermann Hans Schmeier erinnerte sich 1980 daran, dass in der Anfangszeit der NS-Diktatur auch das kleine Haus der Eltern von Fritz Eler in Heinersdorf (S. 92) eine Anlaufstelle für illegale Schriften war.

Der Niederschönhausener Rudi Deutschmann (1911 - 1997) berichtet 1990:

„Nach dem Verbot der Partei fanden ältere Genossen in dem Gewerkschafter Reinhold Eichner eine zentrale Figur. Mein Vater Max Deutschmann, die früheren SPD-Bezirksverordneten Schlossermeister Johannes Buchweitz und Kaufmann Friedrich Kramer sowie der Gewerkschafter Willy Leder [1879 - 1936] hielten untereinander Verbindung. Wir Jüngeren, von denen viele durch die Niederschönhausener Gemeinschaftsschule geprägt waren (S. 170), gingen nach dem Verbot der SAJ auf Fahrt, um bei Wanderungen und Ausflügen den Zusammenhalt zu wahren und offen zu reden. Mein Freund Hanne Schmeier (Blankenburg) tauchte sogar im Ausland unter. Ein jüngerer Genosse, der auch beim Reichsbanner war, versorgte uns wiederholt mit illegalem Material. Nachdem er verhaftet (S. 47) und so schwer misshandelt wurde, dass er seinen Beruf (Artist) nicht mehr ausüben konnte, stellten wir schon bald unsere Treffen ein.“

Kurt Blumenstock (* 1899), den das Schweigen Kurt Düttchens (S. 84) vor der Haft bewahrte, berichtet dagegen von einem kleinen Kreis treuer Genossen (Dreier, Geyer, Weenen) aus der GAGFAH-Siedlung (Kissingenstraße) und Pankower SPD-Abteilung 128, die weiter zusammenhielten. Während die Pankower SPD-Spitzenfunktionäre Josef Mühlmann (S. 52) und Bernhard Hoeven (S. 52) den Bezirk aus Sicherheitsgründen verlassen mussten, war der ebenfalls verfolgte SPD-Vorsitzende von Mitte, Wilhelm Riese, gezwungen, seinen Wohnbereich im Stadtzentrum zu verlassen und in Pankow (Klaustaler Straße 18) unterzutauchen. Hier nahm er (1934) Kontakt zu gesinnungstreuen Genossen wie Wilhelm Meseck (Pankow, Galenusstraße 16) auf, dessen Bruder Willi 1933 – ebenso wie Werner Hiege, Sohn eines Pankower SPD-Stadtrats – in die ČSR geflohen war.



Josef Mühlmann



Alfred Paul

Wilhelm Meseck erinnert sich 1947:

„In der Pankower Zeit haben wir stark politisch gearbeitet, namentlich illegale Schriften verteilt. ... Diskussionsabende und Austauschen von Gedanken und Weiterverbreitung unserer Auffassungen wurden durchgeführt.“

Paul Haßforth (1914–1992) berichtet 1990 aus Niederschönhausen:

„Die Gruppe der gesinnungstreuen Genossen schmolz zusehends. Anfänglich erhielten wir noch illegales Material von Exil-Kreisen der SPD in Prag. Gelegentlich traf sich unser Kreis im Brose-Park und im Schlosspark Niederschönhausen. Ein häufiger Treffpunkt war die Wohnung meiner Eltern, Eichenstraße 50. Hier stellten sich auch die früheren Reichsbannerleiter von Pankow und Niederschönhausen Kurt Scheunemann und Paul Scheer ein.

Aber das Häuflein der Getreuen wurde immer kleiner. Die Enttäuschung war groß, mit ansehen zu müssen, dass frühere SPD-Mandatsträger und Stadtbedienstete mit NS-Abzeichen herumliefen oder sogar die NS-Fahne aufzogen.

Wir waren stolz darauf, dass aus unseren Fenstern keine Nazi-Fahne hing!“

Erwin Scheil (1908–1991) – nach dem Krieg DGB-Vorsitzender in Reinickendorf – erinnert sich 1983:

„Die viel zitierte Kameradschaft (nach dem Verbot der Partei) halte ich für übertrieben. Jedenfalls aus Wittenau ist mir davon nichts bekannt geworden. Und ich war durch Auseinandersetzungen mit der SA kein Unbekannter. Lediglich der Wittenauer SPD-Vorsitzende Karl Wandke, eine eher philosophische Natur, hielt engen Kontakt zu mir.

Meines Wissens war ich der einzige [siehe dagegen S. 73f.] von den Wittenauer Genossen, der (wegen einer Denunziation) mehrere Tage in der Prinz-Albrecht-Straße inhaftiert war.“

Frieda Breitz (1909–2005) berichtet aus Reinickendorf-West 1983:

„Mit einem Kreis von Bekannten aus der SPD hielt man bis zuletzt Verbindung. Anfangs verteilten die Männer Flugblätter der SPD. Einmal wurde mein damaliger Mann, Fritz Bielig, dabei erwischt, aber er konnte über den Eichborndamm und die Bahn entkommen.

Häufiger Treffpunkt war bei Kurt Wedel in der Schillingstraße [19]. Die zentrale Figur dieses Kreises stellte Alfred Paul* dar. Er war auch einige Zeit [S. 59] inhaftiert.“

*Alfred Paul (Foto S. 62) wirkte nach dem Krieg als Reinickendorfer Stadtrat für Arbeit, d. Verf.

Von einem weiteren Kristallisationspunkt für gesinnungstreue Sozialdemokraten aus Reinickendorf-West berichtet Manfred Omankowsky, dessen Mutter Meta bis 1933 als SPD-Betriebsverordnete und SPD-Frauenleiterin wirkte. Getarnt als „Bund der Aquarienfreunde“ kam man mit Wassergläsern unter anderem in der Wohnlaube von Otto Rohde (sen.) westlich der Scharnweberstraße zusammen, um sich politisch auszutauschen. Der Buchhändler Hoefs, der Gewerkschafter Erich Schicke und der Buchdruckereibesitzer Walter Todten (Scharnweberstraße) zählten ebenfalls zu diesem kleinen Kreis der Vertrauten, desgleichen das Ehepaar Patzig (frühere Falken-Funktionäre) und die Schwester des Tegeler SPD-Funktionärs Wagenfeld, Danileit.

Auch in der alten SPD-Hochburg „Freie Scholle“ hatten sich die Reihen Mitte der 30er Jahre bereits empfindlich gelichtet.

Irma Rehfeldt erinnert sich 1983:

„In der ‚Freien Scholle‘ wohnten zwar viele Anti-Leute, aber was sollte man [angesichts des Terrors] machen? Man konnte nur versuchen, menschlich zusammenzuhalten. Zugegeben, man musste vorsichtig sein. Den verbotenen Sender hörten wir darum zur Kriegszeit nur im Keller ab und informierten unseren Freund Franz Neumann.

Der Baugenossenschafts-Vorsitzende Otto Stechert half in einer kniffligen Situation. Bei den jährlichen Festumzügen der ‚Freien Scholle‘ musste doch eine Fahne dabei sein. Die rote Fahne mit den drei Pfeilen [Eiserne Front] ging nicht mehr, die Nazifahne wollten wir nicht. Da entwarf Stechert die weiß-grüne Fahne mit dem [Siedlungs-]Häuschen.“

Doris Schrön berichtet 1989:

„Anfangs organisierte Franz Neumann noch die Genossen. Doch große Angst und Misstrauen verhinderten bald engere Verbindungen. Aus unserer Straße wurde ein Kommunist verschleppt und für mehrere Wochen inhaftiert. Sozialdemokraten wie Franz Neumann und Walter Höppner wurden ebenfalls verhaftet. Jeder, der in die ‚Freie Scholle‘ zog, wurde von uns beäugt. Es geschah zu Recht, denn ein junger, stiller Nachbar (Ehepaar) entpuppte sich 1945 als ehemaliger Wachmann des KZ Sachsenhausen.“

Grete Sonnemann blickt 1984 zurück:

„Doch auch in der Freien Scholle hingen dann später aus fast allen Fenstern Hakenkreuzfahnen. Obwohl doch viele Nichtnazis und frühere Sozialdemokraten hier wohnten, machten fast alle beim Fahnenraushängen mit.

Ausschlag gebend zur Beschreibung der damaligen Verhältnisse war das große Misstrauen. Mit wem konnte man reden? Man wusste doch nicht, unter welchem Druck jemand stand. Wenn wir damals getan hätten, was wir tun *mussten* – mein Bruder Max Frenzel (KPD) saß wegen Widerstandes im Zuchthaus (S. 146f.) –, wären wir nicht durchgekommen.“

Anderenorts, bei der Hermsdorfer Firma FAGEB, gelangen dann engere Formen der Solidarität; hier fanden sich unter den Beschäftigten mehrere Gemaßregelte und Verfolgte: der Reichsbannermann Karl Reichel (S. 48f.), Franz Neumann, der Gewerkschafter Wagenfeld und Otto Stechert vom Schollen-Vorstand. Sie gaben ihrem Betrieb, wo sie relativ frei reden konnten, den Spitznamen „Emigranten-Bude“.

Auch beim Pankower Zweigwerk der Werkzeugmaschinenfabrik Hasse & Wrede (Granitzstraße 57–62) gab es einen kleinen Kreis oppositionell arbeitender Sozialdemokraten um Fritz Höhne, der sogar ein mehrseitiges politisches Programm erstellte.

Die größtenteils nicht pronazistische Belegschaft (130–150 Arbeiter) wurde 1942 in das neu eingerichtete Hauptwerk nach Marzahn verlegt.

Gruppe „Nordbahn“

Im Norden Berlins, die Niederbarnimer Ortschaften Birkenwerder, Bergfelde, Hohen Neuendorf und Liebenwalde umfassend, betätigte sich bis Anfang 1937 eine Widerstandsgruppe von Reichsbannern und Gewerkschaftern, die weit über 100 Personen zählte. In mehreren Prozessen („Scharfschwerdt und Andere“) wurden später über 40 Menschen zur Verantwortung gezogen.

Obwohl der Hauptangeklagte, der frühere Lokomotivführer – Gewerkschafter Otto Scharfschwerdt (1887–1943), politisch in Hohen Neuendorf beheimatet war und bis 1933 auch als Kreistagsabgeordneter in Niederbarnim wirkte, gingen die entscheidenden Querverbindungen der Untergrundgruppe tief nach Berlin hinein. Nach dem Verbot der 1924 gegründeten überparteilichen Republikschutztruppe „Reichsbanner“ hatte sich 1933 unter Leitung des Stellvertretenden Bundesvorsitzenden Theodor Haubach (SPD) und des ehemaligen Majors der Preußischen Schutzpolizei Karl Heinrich eine Widerstandsgruppe gebildet. Sie war – besonders in Heinrichs Heimatbezirk Spandau – militärisch straff organisiert und versuchte, über die Stadt hinaus im Reich ein Kontaktnetz aufzubauen. Allein in Groß-Berlin soll die (anfänglich) getrennt vom illegalen SPD-Apparat (S. 53) gehaltene Gruppe 1.000 Anhänger und Sympathisanten stark gewesen sein, wobei ihr Schwerpunkt zunächst in Spandau und Wedding lag. (Siehe die entsprechenden Bezirksdarstellungen dieser Schriftenreihe.)

Die Widerstandsgruppe vertrieb sozialdemokratische Untergrundschriften wie die kleinformatige Dünndruckausgabe des „Vorwärts“ oder die „Sozialistische Aktion“. Sie stand auch in Not geratenen Familien von Häftlingen bei. Zum Jahreswechsel 1934/35 gelang der Gestapo im Reich ein erster großer Einbruch in das Organisationsnetz. 1935 ging fast die gesamte Spandauer Gruppe hoch, darunter Karl Heinrich und getreue Männer der Spitze. Aber die illegale Arbeit wurde fortgesetzt. Dies war nicht zuletzt einem der engsten Mitarbeiter Heinrichs zu verdanken: Erich Wienig. Der Weddingener Reichsbannerführer (1897–1979) war zwar 1933 wiederholt inhaftiert und misshandelt worden, aber er entging Dank der Verschwiegenheit seiner Spandauer Freunde der ersten großen Verhaftungswelle (1935).

Wienig war nicht allein eine ungemein kämpferische und energische Persönlichkeit, er verfügte auch über vorzügliche Verbindungen in das nördliche Umland Berlins, wo er bis zur „NS-Machtergreifung“ als Reichsbanner-Kreisleiter von Niederbarnim und Leiter der Nebenstelle des Arbeits-

amtes in Birkenwerder tätig gewesen war. Am 15. März 1933 wurde er ins KZ Oranienburg verschleppt und sechs Wochen später mit der Maßgabe entlassen, den Raum Birkenwerder sofort zu verlassen. Er zog in den Wedding zurück (wo er bis 1930 gelebt hatte), wurde aber bereits kurz nach dem Verbot der SPD (22. Juni 1933) erneut von der SA verschleppt. Im Mai 1934 erfolgte seine dritte Verhaftung. Wienig setzte die illegale Arbeit trotzdem fort und wirkte bis zur vierten Verhaftung, am 25. Januar 1937, an maßgeblicher Stelle als Leiter von Berlin-Nord (Hohen Neuendorf-Hermsdorf) der Widerstandsgruppe „Nordbahn“: Dieser Name bezog sich auf die Bahnstrecke, an der die Heimatorte der Verschwörer lagen. Ein enger Mitarbeiter Wienigs war der Buchdrucker Erich Hahn (1890–1966), bis 1933 ebenfalls beim Arbeitsamt in Birkenwerder angestellt.



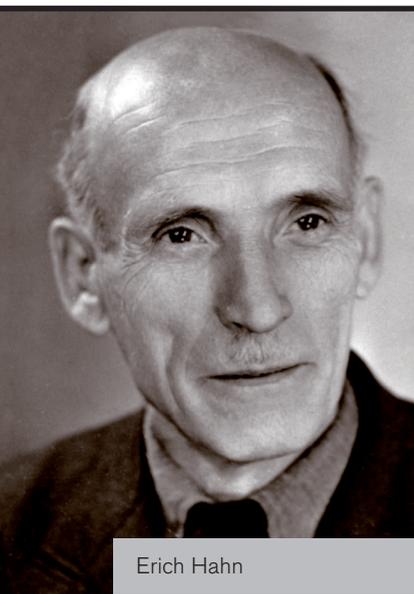
Erich Wienig

Erich Hahn berichtet 1953:

„Am 13. März 1933 riss ich mit einem ehemaligen Reichsbanner-Kollegen [Wienig, d. Verf.] die Hakenkreuzfahne von dem Arbeitsamt ab. Wir wurden anschließend verhaftet und in das Amtsgericht Oranienburg, später in das KZ Oranienburg, überführt, wo ich mit dem Genossen Wienig zusammen am 1. Mai 1933 entlassen wurde. ...“

Die zweite Verhaftung erfolgte am 20. Januar 1937, wo ein ganzer Kreis verhaftet wurde.“

Otto Scharfschwerdts Zeugenaussage im Volksgerichtshofprozess (1937) gegen Karl Heinrich zu Folge fanden Ende 1933/Anfang 1934 erste Kontaktgespräche zwischen Heinrichs



Erich Hahn



Erich Hoffmann

Berliner Reichsbannergruppe und den Niederbarnimern statt. Es ist heute (2008) nicht mehr rekonstruierbar, wie präzise die Absprachen und Verantwortlichkeiten waren. Gerichtsunterlagen und schriftliche Aussagen Beteiligten nach 1945 deuten darauf hin, dass nach der Festnahme Heinrichs (Ende September 1935) und Verhaftungen – insbesondere der Spandauer – die verbliebenen Reichsbannerkreise in Wedding um Erich Wienig und Kreuzberg-Treptow um Erich Hoffmann einen engen Zusammenschluss mit oppositionellen Sozialdemokraten aus Niederbarnim suchten, die sich um den alten Gewerkschafter Otto Scharfschwerdt gesammelt hatten.

Erich Hoffmann (1906–1999) aus Baumschulenweg führt dazu 1951 aus:

„Ende 1933 fand ich mich mit Reichsbannerkameraden zusammen, um nichts unversucht zu lassen, die Nazi-herrschaft abzukürzen und zu bekämpfen. Ich hatte Fühlung mit Gruppen, die unter Leitung des [früheren] Pol.[izei-]Majors Karl Heinrich standen. Wir haben innerhalb dieser Gruppen den Widerstandswillen wachgehalten, Propaganda mit Hilfe illegalen Materials betrieben und Familien inhaftierter Kameraden unterstützt. Nach Verhaftung leitender Funktionäre nahm ich zwecks Zusammenarbeit auch Verbindung mit der illegalen SPD in Berlin auf.

Im August 1936 stellte ich fest, dass ich unter Beobachtung der Gestapo stand.*

... Im Januar 1937 erfolgte meine Verhaftung“

*Durch Rummelsburger SA, d. Verf.

Otto Scharfschwerdt hatte nicht allein in den Nordberliner Vororten des Niederbarnim zahlreiche Anhänger aus der SPD, dem Reichsbanner und den Gewerkschaften sammeln können und illegales Material verbreiten lassen. Als früherer Spitzenfunktionär der Gewerkschaft Deutscher Lokomotiv-

führer verfügte er ebenfalls über gute Kontakte zu ehemaligen Verbandsfunktionären anderer Berufsgruppen, darunter zu Hermann Schlimme (1882–1955). Schlimme, ein ehemaliger Funktionär des Transportarbeiterverbandes, war bis zur Zerschlagung der Gewerkschaften persönlicher Sekretär des Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB).

Hermann Schlimme (1882–1955) schreibt 1945:
„Illegale Gewerkschaftsarbeit habe ich mit mehreren Kollegen der Verbandsvorstände zur Aufrechterhaltung der Fundamente der deutschen Gewerkschaften des ADGB betrieben, auch mit Scharfschwerdt, dem Führer des Verbandes der Lok.-Führer. Walter Maschke, Cäsar Thierfelder, Erich Bührig, Otto Eichler, Martin Krebs, Wilhelm Leuschner waren im Bunde mit mir. In meinem Prozess [waren] allein 52 Personen beteiligt, die restlos verurteilt wurden. Oswald Wiersich, [Wilhelm] Leuschner gingen in den Tod, viele ins KZ.“



Hermann Schlimme

Im Januar 1937 wurde diese große sozialdemokratische Gruppe zerschlagen: Die Entdeckung eines Kuriers führte zu weiteren Beobachtungen und dann zu Verhaftungen. Ein Hohen Neuendorfer Krankenpfleger (V.) und besonders seine Gefährtin erwiesen sich als sehr aussagefreudig und belasteten viele Freunde. Ob V. durch die Folter dazu gezwungen wurde oder zu schnell die Nerven verlor, wissen wir nicht.

Prozessserie „Scharfschwerdt und Andere“

Unter dem Titel „Scharfschwerdt und Andere“ wurden von Mitte 1937 bis Anfang 1938 *mindestens* 5 Prozesse vor dem Berliner Kammergericht geführt, wobei 45 Personen angeklagt waren (Hermann Schlimme berichtet sogar von 52 Personen).

Anklageschrift A

gegen Otto Scharfschwerdt und 7 andere Angeklagte aus Berlin und Hohen Neuendorf

Anklageschrift B

gegen Karl Liebelt und 9 andere Angeklagte aus Hohen Neuendorf

Anklageschrift C

gegen Arthur Kolwitz und 13 andere Angeklagte aus Liebenwalde und Bergfelde

Anklageschrift D

gegen Erich Hoffmann und 9 andere Angeklagte aus Berlin

Anklage E

gegen Cäsar Thierfelder und 2 weitere Angeklagte aus Berlin

Geschäftsstelle der Staatsanwaltschaft
bei dem Kammergericht.

Berlin W 35, den 27. November 1937.
Eiſchholzſtraße 32.
Fernſprecher: B 7 Pallas 0013. 27-7066.

wird gebeten, bei allen
Anträgen die nachstehende
Aktennummer anzugeben.

20007

An

Aktennummer:

7a.O.Js. 88.37.D.

den Zimmermann

Herrn Otto Redmann

in Berlin NW. 40.

wird gebeten, diese
Kopie zum Termin
mitzubringen.

Alt Moabit 12a.

Ladung

in der Strafsache gegen

Scharfschwerdt und Andere

megen Vorbereitung zum Hochverrat .

Sie werden auf Anordnung des Generalstaatsanwalts zur Hauptverhandlung auf
den 12. u. 13. Januar 1938, 9 Uhr

vor den 5. Straßenrat des Kammergerichts im Kriminargerichtsgebäude
in Berlin-Moabit, Turmstraße 91, Portal ~~Erdgeschoß~~ Stock, Zimmer Nr. 175

~~in Berlin-W 35, Eiſchholzſtraße 32, Erdgeschoß~~ Stock, Zimmer Nr. ~~175~~
geladen.

~~Der Beschluß vom~~ über die Eröffnung des Hauptverfahrens liegt an
Sollten Sie sich zur Zeit des Termins auf freiem Fuß befinden, so müßte, falls Sie
ohne Entschuldigung ausbleiben, Ihre Verhaftung oder Vorführung erfolgen.

Zugleich werden Sie aufgefordert, zu erklären, ob und welche Anträge Sie in bezug auf
Ihre Verteidigung für die Hauptverhandlung zu stellen haben.

Zu der Verhandlung werden — außer den in der Anklageschrift benannten — Zeugen
~~und Sachverständigen~~ geladen

~~als Zeugen~~ : keine weiteren Zeugen geladen .

Die Hauptverhandlung und die Fortdauer der Untersuchungsgang
haft sind angeordnet .

Auf Anordnung
M. M. C.

Vorladung für Otto Redmann

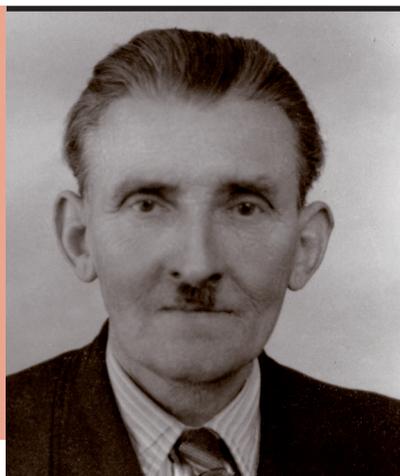
Das Gericht hielt den Angeklagten unter anderem folgendes Zitat aus einer von ihnen verbreiteten Untergrundschrift vor:

„Der Sturz der Despotie wird sich, wenn nicht äußere Katastrophen ihn herbeiführen, nur in der gewaltsamen Niederringung, nur durch den Sieg im revolutionären Kampf vollziehen. E[r] wird sich ergeben, wenn die Bedingungen einer objektiv revolutionären Situation ausgenutzt werden von einer entschlossenen, von radikalem Kampfgeist durchseelten, von einer erfahrenen Elite geführten Partei des revolutionären Sozialismus. Er kann nur erwachsen aus der Tat der Massen selbst.“

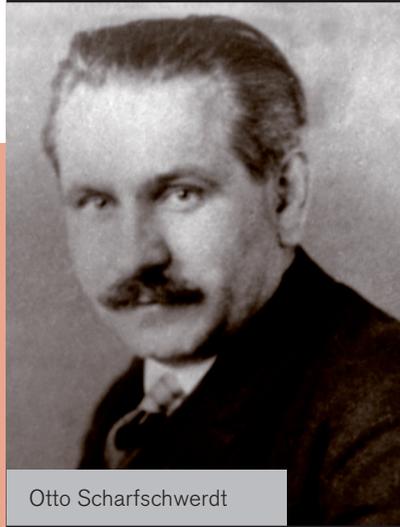
Auch wenn die von den Widerstandskämpfern in diesem Zitat erhoffte „Tat“ bis zuletzt ausblieb, im früheren Kreis der Funktionäre alter SPD-Hochburgen konnten sie, wie der große Kreis der Angeklagten zeigt, offensichtlich gewisse Erfolge erzielen.

Zu den Hauptverantwortlichen bemerkt das Gericht:

„Im Jahre 1934/35 gingen ehemalige Mitglieder der verbotenen SPD unter Leitung des früheren Lokomotivführers Otto Scharfschwerdt dazu über, in Hohen Neuendorf und an anderen Orten des Kreises Niederbarnim Gesinnungsgenossen zu sammeln und die SPD fortzuführen. Im Zuge dieser Bestrebungen nahm Scharfschwerdt auch Verbindungen nach Berlin, und zwar u. a. zu dem früheren Arbeitsamtangestellten Erich Wienig, auf. Von Wienig bezog Scharfschwerdt von Sommer 1934 bis Sommer 1935 laufend illegale Schriften, wie ‚Sozialistische Aktion‘ und ‚Neuer Vorwärts‘, die Wienig seinerseits von anderen Funktionären der illegalen SPD geliefert erhielt. Daneben unterhielt Wienig in Berlin einen Kreis von Gesinnungsgenossen, den er mit den vorgeannten Schriften sowie von Scharfschwerdt herausgegebenen ‚Zeitberichten‘ versah und in dem er Versammlungen veranstaltete.“



Wilhelm Masuch



Otto Scharfschwerdt

Der V. Strafsenat des Berliner Kammergerichts verurteilte am 15. Dezember 1937 die Hauptangeklagten zu folgenden Strafen:

Otto Scharfschwerdt, Hohen Neuendorf	— 6 J. Zuchthaus
Erich Hahn, Birkenwerder	— 4½ J. Zuchthaus
Erich Wienig, Berlin	— 4¼ J. Zuchthaus
Fritz Ammon, Hohen Neuendorf	— 4 J. Zuchthaus
Reinhold Weise, Berlin	— 3 J. Zuchthaus
Hermann Schlimme, Berlin	— 3 J. Zuchthaus
Rudolf Castan, Hohen Neuendorf	— 2¾ J. Zuchthaus
Wilhelm Masuch, Bergfelde	— 2 J. Zuchthaus

In den anderen Prozessen fielen die Urteile weit unterschiedlicher aus. Oppositionelle mit stärkerer Verantwortung, wie der Tischler Erich Hoffmann (Baumschulenweg) und der Schneider Cäsar Thierfelder, erhielten 4 bzw. 3 Jahre Zuchthaus, Minderbelastete kamen mit kürzeren Gefängnisstrafen davon, es gab sogar Freisprüche.

Es fällt angesichts der zahlreichen Angeklagten auf, dass wiederholt sozialdemokratische Familien betroffen waren, darunter 3 Mitglieder der Familie Ammon aus Hohen Neuendorf und 4 Mitglieder der Familie Kolwitz aus Liebenwalde.

Doch trotz quälender Verhöre, Untersuchungshaft und Strafe, die fast alle erleiden mussten, blieb der schlimmste Leidensweg dem Hauptangeklagten Otto Scharfschwerdt vorbehalten: Nach Verbüßung der Zuchthausstrafe in Brandenburg, wo er sich die Achtung seiner Mitgefangenen erwarb, verschleppte man ihn im Februar 1943 ins KZ Sachsenhausen. Dort kam er (unter noch ungeklärten Umständen) am 4. oder 5. Mai 1943 ums Leben.



Bernhard Thurow

Jungarbeiter Bernhard Thurow,

Hermsdorf, Solquellstraße 34

Zur Widerstandsgruppe „Nordbahn“ zählten auch der Hermsdorfer Malerlehrling Bernhard Thurow (1916–1986) und seine Familie (Eltern, Geschwister). Er war aus einer sozialdemokratischen Familie hervorgegangen, hatte den „Kinderfreunden“ und der „Sozialistischen Arbeiterjugend“ (SAJ) angehört und sich 1933 bemüht, die Jugendgruppe nach dem Verbot der SPD weiterzuführen.

Bernhard Thurow berichtet 1952:

„Zusammenkünfte fanden abwechselnd bei uns in den Wohnungen statt. Jedoch misslang dieser Versuch. So schloss ich mich mit meinen Eltern und Geschwistern der Hohen Neuendorfer Gruppe um Scharfschwerdt an. Dies war eine Weiterführung der illegalen SPD im Kreise Niederbarnim. Dort entwickelte sich eine rege und regelmäßige Tätigkeit in politischen Zusammenkünften, politischen Unterrichtsabenden, Flugblattverbreitungen, Kassierungen und sonstigen Veranstaltungen, so auch kultureller Art. Diese Betätigung ging glatt bis zur Verhaftung des deutschen Kuriers an der tschechischen Grenze im Sommer 1936.“

Am 22. Januar 1937 nahm die Gestapo Bernhard Thurow und seine Zwillingsschwester Gerda, eine Schneiderin, fest. Durch einen glücklichen Umstand konnten sie im Keller der Gestapo (Prinz-Albrecht-Straße) ihre Aussagen abstimmen und so Gerda und die Eltern vor (weiterer) Haft und Verfolgung schützen. Trotz Misshandlungen sagte Bernhard Thurow nichts Belastendes aus. Auf Grund seiner Jugend verurteilte ihn das Kammergericht zu 1 ½ Jahren Gefängnis. Nach seiner Entlassung im Juli 1938 waren die alten politischen Verbindungen zerschlagen. Doch später, als Beschäftigter in der Rüstungsindustrie bei der Firma Lorenz, baute er neue Verbindungen auf. Kollegen tauschten verbotene Auslandsnachrichten aus und versuchten, sich gegen das herrschende Akkordsystem zur Wehr zu setzen. Seine oppositionelle Tätigkeit blieb nicht verborgen. Wegen Vergehens gegen das „Heimtückegesetz“ verurteilte ihn das Sondergericht 1941 zu 8 Monaten Gefängnis. Doch auch nach Verbüßung dieser Strafe fand die Verfolgung kein Ende.

Bernhard Thurow (1952):

„Ich kam nicht frei, sondern wurde wieder in Polizeihaft überführt. Diese erstreckte sich über mehrere Stationen bis zum 18. Juli 1942. An diesem Tage wurde ich dann in das KZ Sachsenhausen unter der Nummer 44 677 überführt. Am 24. April 1945 wurde das Lager Sachsenhausen mit Beilagern evakuiert. In Mecklenburg wurden wir am 3. Mai 1945 von den Amerikanern befreit.“

Verfolgte Pankower Gewerkschafter

Pankow, Miltenberger Weg 9 – Wohnung von Lorenz Breunig

Nicht in allen Fällen war es der Gestapo gelungen, Anhänger und Sympathisanten der „Gruppe Nordbahn“ um den Gewerkschafter Otto Scharfschwerdt restlos aufzuspüren. Wie das Schicksal der Hermsdorfer Familie Thurow zeigt, konnten oft mehrere Beteiligte durch die Verschwiegenheit ihrer Freunde einer weiteren Verfolgung entgehen. In Pankow hatte Frieda Snell (Kaiser-Friedrich-Straße 65) ihre Verbindungen aus der Angestelltenbewegung herunterspielen können, nachdem sie im Juli 1937 verhaftet worden war.



Lorenz Breunig

Dass die Gestapo gerade die alten gewerkschaftlichen Funktionäre im Auge behielt, zeigt das Schicksal von Lorenz Breunig (1882–1945): Der Gewerkschafter zählte im 1. Weltkrieg zu den Anhängern der pazifistischen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD) und gehörte in der Novemberrevolution dem Frankfurter Arbeiter- und Soldatenrat an. Zunächst USPD-Abgeordneter im Reichstag, wandte er sich immer mehr der gewerkschaftlichen Arbeit im Hauptvorstand des Deutschen Eisenbahner Verbandes zu.

Nach der Zerschlagung der Gewerkschaften (2. Mai 1933) hatte Breunig mit starker wirtschaftlicher Not zu kämpfen. Er sah aber trotz alledem in der Hilfe für die Familien Verfolgter und im Kontakt zu Gleichgesinnten seine Hauptaufgabe. Es gelang ihm sogar, erfolgreiche Verbindungen zu ausländischen Gewerkschaftskollegen zu knüpfen. Eine Reise führte ihn nach Brüssel. Auf der Rückreise (im D-Zug) nach Köln nahm ihn die Gestapo am 23. Mai 1939

fest. Nach einem längeren „Verhör“ in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße entließ man ihn am 27. Mai 1939 in seinen Pankower Wohnsitz.

Doch nur wenige Monate danach, mit Beginn des 2. Weltkrieges, am 1. September 1939, wurde er (zusammen mit zahlreichen ehemaligen ADGB-Verbandsfunktionären) erneut festgenommen und ins KZ Sachsenhausen verschleppt. Trotz Folterungen verriet er seine gewerkschaftlichen Verbindungsleute nicht: So konnte der Pankower Schlosser Wilhelm Dressel – wie Breunig von Herkunft ein Eisenbahn-Gewerkschafter – das gefürchtete KZ Sachsenhausen am 11. Oktober 1939 wieder verlassen. Nach eingehendem Verhör und gezielter Verwarnung entließ ihn die Gestapo am 12. Oktober 1939. Er konnte in seine Pankower Wohnung, Gemündener Straße 7, zurückkehren.

Lorenz Breunig dagegen litt weiterhin in der „Hölle von Sachsenhausen“, wo er am 15. Februar 1945 schließlich ermordet wurde.

Metallarbeiter Otto Koch verschleppt (1944)

Reinickendorf-Ost, Luisenweg 5

Otto Koch (1880–1958), ein langjähriger Funktionär des Deutschen Metallarbeiter Verbandes (DMV), wirkte bis 1933 als Vorsitzender der Reinickendorfer Ortsgruppe und betätigte sich darüber hinaus für die SPD als Stadt- und Bezirksverordneter.

Durch die Zerschlagung der Gewerkschaften (Mai 1933) verlor der DMV-Sekretär seinen Arbeitsplatz. Erst 1935 gelang es ihm, eine Beschäftigung bei der Firma Teves (S. 244ff.) zu finden, wo zahlreiche oppositionelle Arbeiter tätig waren und Koch zunehmend an Bedeutung gewann.

Nach dem fehlgeschlagenen Attentat vom 20. Juli 1944 wurde Otto Koch – wie viele andere frühere Funktionäre der SPD – verschleppt und ins KZ Sachsenhausen verbracht. Die Verhaftungswelle lief unter der Bezeichnung „Aktion Gewitter“ und erfasste in Deutschland über Tausend. In Pankow war der frühere SPD-Vorsitzende von Mitte, Wilhelm Riese (Klaustaler Straße 18), betroffen, den man 14 Wochen ins KZ sperrte. Otto Koch kam Ende November 1944 wieder frei.

Stadtverordnetenvorsteher Johannes Haß (1873–1945)

Tegel, Hatzfeldtallee 7b – letzter Wohnort

Dass der frühere Berliner Stadtverordnetenvorsteher Johannes Haß (Wittenau) nach dem 20. Juli 1944 nicht ebenfalls im Zuge der „Aktion Gewitter“ verhaftet wurde, ist sicherlich allein darauf zurückzuführen, dass er bereits schwer krank in einem Heim lag.

Der angesehene Berliner Kommunalpolitiker war den Verfolgungen (1933 hatte man den Wittenauer zweimal in „Schutzhaff“ genommen), Schikanen, der wirtschaftlichen Not und schließlich den Schießereien beim „Endkampf“ um Berlin gesundheitlich nicht mehr gewachsen. Der 1873 in Kiel Geborene verstarb am 7. November 1945.

Viele seiner sozialdemokratischen Freunde im Norden Berlins – darunter seine Frau Gertrud (bis 1933 Reinickendorfer Bezirksverordnete) und ihre Tochter Hertha Beese – haben versucht, den alten Idealen bis zuletzt die Treue zu halten. Konzentriert in einigen Betrieben (Fageb, Teves, Lindner) hielten sie informell vorsichtig Kontakt. Wiederholt kamen sie bei Beerdigungen verfolgter Sozialdemokraten zusammen. Als im Herbst 1942 der frühere Vorsitzende der SPD Groß-Berlins, Franz Künstler, in Baumschulenweg zu Grabe getragen wurde, gaben ihm mindestens 1.000 Genossen (Zeitzeugen erinnern sich an 2.000 - 3.000 Teilnehmer) die letzte Ehre. Reinickendorfs späterer Stadtrat Reinhold Walz sprach in diesem Zusammenhang von einer „Demonstrations-Beerdigung“, und auch Franz Neumann sah darin eine „Kundgebung“, die ihn 1974 zu der Aussage veranlasste:

„Berlin ist immer eine Stadt des Widerstandes gewesen!“

Trotz aller Anerkennung der großen Gesinnungstreue – einige Teilnehmer erschienen sogar im Soldatenrock – darf nicht übersehen werden, dass die SPD Groß-Berlins einst fast 100.000 Mitglieder besaß! Allerdings gerieten zahlreiche Sozialdemokraten wegen individueller Opposition (und nicht wegen Zugehörigkeit zu einer Widerstandsgruppe) besonders in den Kriegsjahren in arge Bedrängnis: Sei es, dass sie – wie der Hermsdorfer Alfred Silber und der Heiligenseer Kurt Behrend – öffentlich Zweifel am „Endsieg“ äußerten und deshalb inhaftiert und angeklagt wurden, sei es, dass sie als Helfer verfolgter Juden (S. 279ff.) das eigene Leben in Gefahr brachten. In den letzten Kriegsmonaten kämpfte jeder nur noch ums eigene Überleben und war, wie Richard Schmidt (S.52) berichtet, erleichtert, wenn er erneuter Verfolgung entging.

Am Kriegsende 1944/45 hatte sich in der „Freien Scholle“ eine kleine linkssozialistische Widerstandsgruppe um die Pädagogin Erika Bartsch, den Buchdrucker Fred Schmidt und den Buchhändler Carl Buttke herausgebildet, sie standen auch in Verbindung zu Kurt Megelin (S. 85ff.).

Durch Zettel verbreiteten die Regimegegner verbotene Rundfunknachrichten, die den offiziellen Propagandalügen vom „Endsieg“ entgegentraten.

Auf Grund großer Vorsicht konnten die politischen Freunde der Entdeckung ihrer Aktivitäten entgehen.

Doch auch sie zeigten sich enttäuscht von den bedrückenden Umständen bei der Befreiung durch die Rote Armee.

Nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes und der Zerschlagung der Diktatur begann schon bald eine neue Zeit der Herausforderung für die Mitglieder der SPD. Im sowjetischen Sektor Berlins und in der Sowjetischen Besatzungszone gerieten diejenigen Sozialdemokraten unter Druck, die sich einer Vereinigung mit der KPD (zur SED) widersetzen. Frühere NS-Gegner wurden nun zum zweiten Mal verfolgt. Stellvertretend sei an die Tochter des Pankower Gewerkschafters Willy Leder (S. 61), Gertrud Amberger, erinnert, die zwei Jahre Haft erleiden musste, und auf das Schicksal des Sozialdemokraten Kurt Noack (1884–1952) verwiesen: Der Hohen Neuendorfer Stellmacher hatte wegen Widerstands für die Gruppe Scharfschwerdt (S. 67ff.) Verfolgung und Haft auf sich genommen. Weil er sich nun der Zwangsvereinigung in Hohen Neuendorf widersetzte, verschleppte man ihn in ein sowjetisches Lager, wo er 1952 sein Leben verlor.

Gleich ihm hatte sich der Mitbegründer der Widerstandsgruppe (S. 64), Polizeimajor Karl Heinrich, im Widerstand gegen zwei Diktaturen gesundheitlich verzehrt und war schließlich 1945 im (sowjetischen) Lager Hohenschönhausen ums Leben gekommen.

Die Jahre der Verfolgung zwischen 1933 und 1945 fanden in der „Freien Scholle“ noch ein kleines symbolisches Nachspiel:

Der Sozialdemokrat und Reichsbannermann Friedrich Schönwald, der 1933 mit seinem Kameraden Hans Pitteroff aus dem Reichsbannerstützpunkt Egidystraße 65 (Kellerraum) von SA verschleppt worden war, ersann danach eine List, um die alten Sinnbilder zu retten.

In einer Aluminium-Kiste versteckte er Fahnen des Reichsbanners und der Weimarer Republik, Koppeln, Pistolen und Parteidokumente und vergrub die Sachen nahe dem Weg am Fließ.

Als Friedrich Schönwald 1948 aus der Kriegsgefangenschaft zurückkam, suchte er vergeblich nach seiner Kiste. Der Weg war inzwischen asphaltiert worden und so konnte er das Versteck nicht mehr finden.

Die alten Symbole des verlorenen Kampfes um die erste deutsche Republik ruhen nun unentdeckt am Rande der (wieder) „Freien Scholle“.



Schollenfest nach Kriegsende

Untere Demonstrationsreihe: Irma Rehfeldt (l.) und Grete Sonnenmann (mit Hut)

Internationaler Sozialistischer Kampfbund

Provinzstraße 101 – Wohnung von Fritz Grob
Wilkestraße 1 – Illegaler Treffpunkt

Der Nelson-Bund

Im Norden Berlins (Reinickendorf-Ost/Wedding), im Bezirk Mitte und in Neukölln lag der organisatorische und politische Schwerpunkt des ISK, einer kleinen Gruppe, die sich an den Grundsätzen des Philosophen und Sozialisten Leonard Nelson (1882–1927) orientierte.

Im Gegensatz zu den Denkrichtungen des Marxismus ging die Gesellschaftslehre Nelsons von ethischen Forderungen aus, die den Menschen vor konkrete Aufgaben stellen und ohne deren Erfüllung jede Bemühung um einen gesellschaftlichen Fortschritt ihren Wert verlieren würde.

Prof. Heinrich Düker 1977 anlässlich des 50. Todestages von Leonard Nelson:
„Nelson war sich darüber klar, dass die gerechte Gesellschaftsordnung, die er anstrebte, sich nicht von selbst entwickelte, dass sie vielmehr von rechtlich denkenden Menschen geschaffen werden musste. Da uns aber nur selten Menschen mit der hierfür erforderlichen Begabung und Bildung vom Schicksal beschert werden, müssen politische Führungskräfte erzogen und ausgebildet werden.“

Um seine Anhänger in diesem Sinne zu prägen, unterhielt der Bund bei Kassel das Land-Erziehungs-Heim Walkemühle. Es war eine Funktionärsschule bzw. eine Einrichtung, in der nicht nur Kinder erzogen, sondern auch junge Erwachsene in mehrjährigen Kursen als politische Führungskräfte ausgebildet wurden.

Frühere Teilnehmer, die wir als Zeitzeugen befragten, haben die Eindrücke und Erlebnisse derartiger Lehrgänge nie vergessen. Eine herausragende Lehrerin an dieser Einrichtung war die Pädagogin Minna Specht.

Die Mitglieder des Bundes zeichneten sich durch hohen Idealismus und großes Engagement aus. Der ISK verlangte von seinen Anhängern den Einsatz der ganzen Persönlichkeit: Enthaltensamkeit (auch in sexueller Hinsicht) sowie ein gesundes Leben, das auf Alkohol, Nikotin und Fleisch verzichtete. Diese Forderungen stählten zwar den eigenen Willen, sie stellten im Verbund miteinander aber andererseits sehr starke Anforderungen an den Einzelnen. Allein schon dadurch blieb die Mitgliederzahl sehr begrenzt. Dem ISK war diese Auslese wiederum sehr recht, denn er strebte keine Massenpartei an, sondern eine geistige Elite.

ISK'ler waren militante Gegner der Kirche („Freidenkerbewegung“), des Nationalismus und Militarismus. Sie engagierten sich ganz besonders im Bildungs- und Erziehungsbereich.

Wegen seiner leichten Tendenz zum Sektierertum zwar in mancher Beziehung belächelt, genoss der ISK innerhalb der Arbeiterbewegung dennoch Respekt: Die Einsatzbereitschaft, Aufrichtigkeit und Prinzipienfestigkeit dieser Menschen war überdurchschnittlich hoch und stach hervor.

Antifaschismus

Gegen Ende der Weimarer Republik war es das Ziel des ISK, den Sieg des Faschismus durch ein einheitliches Auftreten der Linksparteien zu stoppen. Diese politische Stoßrichtung war den kleinen Gruppen der Arbeiterbewegung gemeinsam. Allerdings lehnten Anhänger der „Roten Kämpfer“ (S. 95f.) und von „Neu Beginnen“ (S. 88ff.) die Neugründung von Parteien – und damit die weitere Zersplitterung – strikt ab. Damit standen sie den Vorhaben der KPD(O), der SAP (S. 93f.) und des ISK scharf entgegen.

Der ISK hatte im Gegensatz zu SPD-, aber auch KPD-Führungsspitzen die gewaltige Beschleunigung des Faschisierungsprozesses (1933) erkannt. Der Bund rechnete mit einer längeren Diktaturperiode und setzte den Kampf in der Illegalität fort. Um seine Anhänger und Freunde nicht zu gefährden, löste sich der ISK 1933 selbst auf. Doch im Ausland knüpften emigrierte ISK-Anhänger, wie der frühere Nelson-Sekretär Willi Eichler, Kontakte zur internationalen Gewerkschaftsbewegung. Deren antifaschistische Kampfschriften wurden von den Nelson-Bündlern im deutschen Untergrund verbreitet.

In Reinickendorf-Ost

Bereits in der legalen Zeit entwickelte sich im Norden Berlins, in Reinickendorf-Ost und in Wedding, ein organisatorischer und politischer Schwerpunkt des Berliner ISK. Sein Berliner Leiter, der kämpferische und temperamentvolle Modelltischler Fritz Grob, wohnte in der Provinzstraße 101. (Aus Sicherheitsgründen zog er 1934 in den Bezirk Mitte, Poststraße 12, um damit eine zentral erreichbare Anlaufstelle für Kurier und andere Oppositionelle zu haben.)

Wie Fritz Grob ging auch der einflussreiche ISK-Verlagsinhaber Erich Irmner aus der Reinickendorfer Arbeiterbewegung hervor. Der 1908 geborene Buchhändler besuchte die „weltliche Schule“ in der Holländerstraße 25/26 und wurde danach besonders durch den Reinickendorfer Stadtarzt Dr. Max Hodann (S. 286 f.) und den Weddingener Rektor Fritz Schmidt (S. 253) im Sinne des ISK geprägt.



Erich Irmer

In den 20er Jahren Vorsitzender der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) in Reinickendorf-Ost (Schäfersee), wuchs Erich Irmer zu einem führenden Funktionär des ISK heran. Nach der Zerschlagung der Arbeiterbewegung hielt er u. a. den Kontakt ins Ausland und war auch an der Einschleusung illegalen Materials beteiligt.

Bereits am 1. Mai 1933 geriet er mit einem politischen Freund das erste Mal in Haft, setzte danach die illegale Arbeit aber fort. So übernahm er den ISK-Verlag als persönlicher Eigentümer und errichtete direkt gegenüber dem Berliner Polizeipräsidium (Alexanderplatz) ein Büro. Daneben beteiligte er sich an der Einrichtung einer vegetarischen Gaststätte (nahe dem „Roten Rathaus“), die den Aktiven Unterschlupf gewährte und eine gute Einnahmequelle darstellte.

Erich Irmer (1908–1985) berichtet:

„Nun schien die Umsiedlung ins bürgerliche Leben ausreichend zu sein, und die illegale Arbeit in Fünfergruppen wurde begonnen ...

Es kamen Flugblätter aus dem Ausland, gedruckt auf Dünndruckpapier, die getarnt verteilt wurden. Die Arbeit ging ziemlich glatt, die Leiter der [5er] Gruppen trafen sich in einer Wohnung zum [angeblichen] Kartenspielen.“

Kurt Kulse (1912–1994) erinnert sich 1981:

„Wie ein roter Faden zog sich durch alle schriftlichen Dokumente, Protestresolutionen des ISK die Warnung: ‚Hitler will den Krieg‘. Dies war das Leitmotiv unserer illegalen Propaganda.

Das Ziel unserer Kaderarbeit lautete darüber hinaus: Jeder schaffe eine neue illegale Kleingruppe. (Ich habe es leider nicht erreicht.)

Bei der jüdischen Genossin Dora Jeremias in der Philippstraße 20 (nahe der Charité) konnte ein Exemplar der Untergrundschrift ‚Sozialistische Werte‘ eingesehen werden. Einige Flugblätter bewahrte ich in einem Kellerversteck auf. Es waren kleinformatierte Dünndruckausgaben, die man bei Gefahr zur Not runterschlucken konnte.

Unsere Gruppen waren überlegt aufgebaut. Falls jemand verhaftet wurde, konnte er wenig aussagen.“

Die illegale Arbeit begann im Herbst 1933 mit der Verteilung von Flugblättern. Einige kamen aus dem Ausland, andere stellte man selber her, zum Beispiel kleine Plakate von Handflächengröße. Mit selbst gefertigten Linoleumschnitten druckte die Gruppe auf gummiertem bunten Papier verschiedene kurze Texte, die sie an glatte Flächen und Glasscheiben klebte. Ein Mitglied entwarf eine Münze in der Größe eines Talers mit Hakenkreuz und Stiefelabsatz auf der einen Seite und mit dem Text „Der Sozialismus ist der Friede, Hitler ist der Krieg“ auf der anderen Seite. Eine weitere Aktion bestand darin, Flugblätter aus der fahrenden S-Bahn zu werfen oder einen Paken durch den Luftzug aufwirbeln zu lassen.

Der Wittenauer Willy Hundt (S. 158f.) berichtet (1946) davon, den als Handelsvertreter reisenden Fritz Dönsch bei der Weiterleitung von Flugblättern an ihnen bekannte Nazigegner unterstützt zu haben. Beim Ehepaar Hundt fanden auch illegale Genossen bzw. „Untergetauchte“ wie das Ehepaar Kubel oder Julius Philippson ein sicheres Quartier. Auch in Reinickendorf-Ost arbeitete damals eine der illegalen 5er Gruppen des ISK.



Otto Scaruppe

Kurt Kulse, der wie sein Bruder Werner an den Zusammenkünften teilnahm, erinnert sich 1984:

„Treffpunkt unserer 5er Gruppe war alle drei bis vier Wochen der Seifenladen von Alexander Scaruppe in Reinickendorf-Ost, Wilkestraße 1. Alexander hatte das Geschäft von seinem kranken Vater, einem früheren Sozialdemokraten, übernommen. Die Brüder Scaruppe waren von der SPD zum ISK gekommen, mein Bruder und ich vom Kommunistischen Jugendverband, und der fünfte Teilnehmer ging aus der Kommunistischen Partei Opposition hervor: Georg Bischoff (Foto S. 81) war ein ruhiger Mann, von Beruf Buchdrucker.

Zum 1. Mai 1935 kam ein großer Schwung Material. Die Verteilung verlief zunächst ohne Problem.“



Alexander Scaruppe

Doch dann setzten im Juni 1935 die ersten Verhaftungen ein.

Erich Irmer:

„Die Gruppe flog auf, weil Otto Scaruppe ein Flugblatt einem Kollegen in den Arbeitskittel steckte, der es zur Gestapo trug, weil er glaubte, dass dahinter vielleicht die Gestapo stecke. Infolgedessen wurden die beiden Scaruppes verhaftet. Der Gestapo gelang der Durchbruch, als sie bei der Vernehmung nicht nur drohte, den schwerkranken Vater der Scaruppes zu verhaften, sondern als sie dafür einen telefonischen Befehl durchgaben. Nach Alex [Scaruppes] Worten konnte der Vater eine Verhaftung nicht überleben, aber die Anderen die Zuchthausstrafe.“

Kurt Mietke (1904–1997) erinnert sich 1983:

„Ich geriet 1935 in die Verhaftungswelle gegen den Berliner ISK. An einem Montag holte man mich von der Arbeitsstelle und brachte mich zur Gestapo in die Prinz-Albrecht-Straße. Dort wurde ich maßlos verprügelt. Man wusste nachher nicht mehr, ob man Mann oder Frau war. Mir wurden mehrere Zähne ausgeschlagen, einige Rippen waren angebrochen. Als ich mir nach der Entlassung mit der Hand über den Schädel fuhr, waren bereits Haare ausgegangen.

Untergebracht war ich dann in einer Zelle mit zwölf Mann, unter ihnen Zeugen Jehovas und Gewerkschafter. Alle waren blutverschmiert, an vielen Stellen der Zelle lag Auswurf. Eine Waschelegenheit gab es nicht.

Großen Respekt empfand ich für einen katholischen Geistlichen, dem sie beim ‚Verhör‘ das halbe Ohr abgerissen hatten. Er betrat unsere Zelle, sprach kein Wort des Jammerns, sondern setzte sich zum Gebet hin.“

Kurt Mietke kam im Anschluss an diese „Verhöre“ wieder frei. Zahlreiche andere Anhänger des ISK hielt man dagegen weiter fest. Zwölf von ihnen wurde vor dem Berliner Kammergericht (1935) der Prozess wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ gemacht.

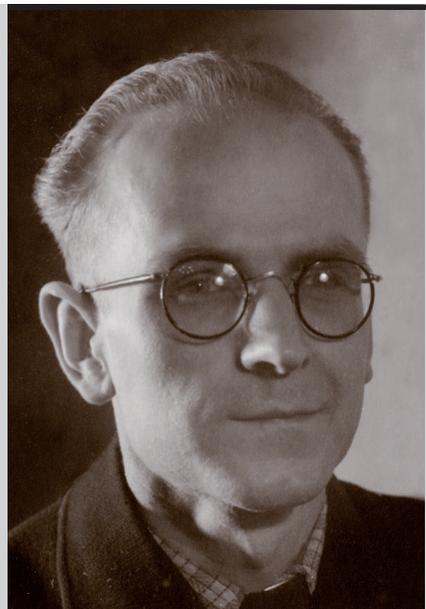
Erich Irmer berichtet 1984:

„Der entscheidende Moment meines Verhörs war es, als ich trotz der Verwarnung und trotz der Kenntnis, dass die Gestapo Einzelheiten unserer Aktionen genau wusste, beharrlich alle Teilnahme daran verneinte. Einen Stempel in meinem Pass, der eine Reise in die ČSR dokumentierte, konnte ich erst nach dem Verhör im Polizeipräsidium vernichten (zum Teil aufessen). Ich kam mehrmals dem Punkt nahe, wo ich glaubte, dass ich zugeben musste, doch ich bin nie misshandelt worden. Vom Alexanderplatz (Polizeipräsidium) kam ich ins Untersuchungsgefängnis Moabit, wo zu der Zeit auch Ernst Thälmann in einem [Flügel] inhaftiert war. Während meiner sechs Monate Untersuchungshaft hatte ich Kriminelle in meiner Zelle und verbrachte eine Woche im Keller. Noch auf dem Wege zum Gericht flüsterte zu mir einer ‚nun gib schon zu‘, aber ich blieb hartnäckig und spielte den harmlosen Buchhändler, und so wurde ich trotz des Antrages des Staatsanwaltes auf vier Jahre Zuchthaus aus Mangel an Beweisen freigesprochen.“

Die Anklageschrift beim Berliner Kammergericht gegen den Berliner ISK-Leiter Fritz Grob und seine Freunde ist vom 4. September 1935 datiert. Am 7. Januar 1936 wurden die Urteile gesprochen. Während Erich Irmer einen Freispruch erwirken konnte, erhielt Fritz Grob eine dreijährige Zuchthausstrafe, Alexander Scaruppe eine zweieinhalbjährige, Georg Bischoff und Kurt Kulse jeweils eine zweijährige Zuchthausstrafe. Otto Scaruppe bekam zwei Jahre Gefängnis.

Als die Freunde ihre Kerkerhaft verbüßen mussten, machte sich Erich Irmer erneut auf eine gefährvolle Tour: Getarnt als Besucher bei Buchhandlungen reiste er zu anderen ISK-Untergrundgruppen in Deutschland und berichtete dort vom Prozess in Berlin. Danach war er allerdings gezwungen zu emigrieren.

Während Fritz Grob und ein verschworener Kern des Berliner ISK bis Kriegsende durchhielten (und wegen bespitzelter Auslandskontakte erneut verfolgt wurden), hielten die Reinickendorfer und Weddinger nach der Entlassung und Polizeiaufsicht nur mehr persönlich zusammen. Beispielsweise besuchte Kurt Kulse Georg Bischoff in dessen Wittenauer Laube (Kolonie „Deutscher Fleiß“, Fliederweg 13) zum Schachspiel. Der Reinickendorfer wurde im Januar 1943 zur Strafeinheit 999 eingezogen und verlor zwei Jahre darauf in Kroatien sein Leben.



Georg Bischoff

Der „Rote Stoßtrupp“

Verbreitung von Untergrundschriften

Aus einer Anklageschrift vom 12. Februar 1934:

„Seit April 1933 wurde in einigen Gegenden Deutschlands, vor allem in Berlin, eine illegale Zeitung ‚Der Rote Stoßtrupp‘ verbreitet. Es handelt sich bei ihr um eine mittels Vervielfältigungsapparates hergestellte Druckschrift, die wöchentlich, z. T. auch in Abständen von 10 Tagen, erschien und besonders unter früheren Mitgliedern der SPD verbreitet wurde. Außer den in verhältnismäßig regelmäßigen Abständen erschienenen Zeitungen wurden vor der Wahl vom 12. November 1933 noch Flugblätter, ‚Ja oder nein‘, ‚Neun Monate Hitler‘ verteilt, in denen die Leser aufgefordert wurden, mit ‚Nein‘ zu stimmen und ihre Stimme nicht der NSDAP zu geben. Anfang Dezember 1933 gelang es der Polizei, die Hersteller und einen großen Teil der Verbreiter zu ermitteln.“

Der „Rote Stoßtrupp“ war eine der ersten illegalen Organisationen und entstand nach dem 20. Juli 1932 (S. 41ff.). Enttäuschte Anhänger des Reichsbanners, die der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Führung Passivität vorwarfen, bildeten eine Untergrundgruppe, die sich nur noch der „Roten Fahne des Sozialismus“ verpflichtet fühlte. (Siehe auch den Band über „Mitte und Tiergarten“)

Frühere Aktive der SPD und KPD sammelten sich, um eine „Einheitsfront“ der Arbeiter gegen den Faschismus zu bilden und alle Kräfte im Volk gegen den NS-Staat zusammenzufassen. Im Mittelpunkt der Untergrundarbeit standen zunächst Herstellung und Vertrieb einer illegalen Zeitung, die den gleichen Namen wie die Gruppe trug und in mehreren 10.000 Exemplaren verbreitet wurde.

Die Nummer 14 (vom 21. Juli 1933) bemerkt:

„... Wir brauchen eine Kampftruppe, deren organisatorische und politische Maßnahmen völlig den jetzt unter dem Faschismus gegebenen Verhältnissen angepasst sind, die ihre besten Kräfte nicht leichtfertig aufs Spiel [setzt], sondern sie zusammenhält und sie schult, sie schlagfertig und kampfbereit macht für den Tag, da der Einsatz sich lohnt ...“

Die Freunde richteten in Berlin-Mitte, im Bürohaus Börse, eine illegale Vervielfältigungsstelle ein. Ein nicht zuletzt finanzielles Problem war der Versand der Materialien.

Rudolf Küstermeier (1903–1977), Gründer und Leiter der illegalen Organisation, berichtet 1970 in einem Vortrag:

„Eines Tages sind wir darauf gekommen, dass für unsere Finanzverhältnisse ... die Portoauslagen – es handelt sich im Sommer 1933 bereits um 200 bis 250 Exemplare – eine Ausgabe bedeuteten, die zu sparen für uns ins Gewicht fallen würde. Und dann fand sich

eine sehr witzige Möglichkeit. Einer unserer Mitarbeiter, einer der besten und tüchtigsten, die wir hatten [gemeint ist Kurt Megelin, d. Verf.], arbeitete in einem der Berliner Bezirksämter [S. 85f.]. Bei einer Sitzung sagte er: ‚Hört mal zu! Wie wär’ das, wenn wir diese Dinger verschickten mit Hilfe eines Behörden-Freistempels? Dann kosten sie gar nichts. Ich könnte das organisieren!‘

Und er hat es organisiert. Er bekam die fertigen Briefe bzw. Briefumschläge. Sie wurden freigestempelt, ohne uns einen Pfennig zu kosten, das ist 8 bis 10 Wochen gut gegangen. Dann hatten wir die erste Panne. Ein Brief ist als unzustellbar an den Absender zurückgegangen, also an das Bezirksamt. ... Es hat wochenlange Untersuchungen gegeben.“

Verhaftungswelle

Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen flog die Widerstandsgruppe im November 1933 auf, wobei bis heute (2008) nicht geklärt ist, wie es dazu kam. 240 Personen wurden verhaftet, unter ihnen waren viele Arbeiter aus Mitte, Prenzlauer Berg und Friedrichshain. Allein in Berlin klagte man 150 Menschen an. Der Hauptprozess vor dem Volksgerichtshof richtete sich gegen die Leitung der Untergrundgruppe, den sogenannten „Roten Stab“. Dazu zählten neben Rudolf Küstermeier, der zu 10 Jahren, Carl Zinn und Willi Strinz, die zu je 7 Jahren Zuchthaus verurteilt wurden, auch ein gewisser „Lehmann“, gegen den das Gericht in Abwesenheit verhandelte. Es handelt sich hierbei um den äußerst geschickt agierenden Buchdrucker und Verwaltungsangestellten (siehe oben) Kurt Megelin, dessen wahre Identität nicht enttarnt werden konnte und der einigen Verhandlungen als „Zuschauer“ beiwohnte.

Werner Rüdiger schreibt 1946:

„Der [Unterzeichner] war zugegen, als Genosse Kurt Megelin im Frühjahr 1933 vom Genossen Franz Künstler (seinerzeitiger 1. Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei, Bezirksverband Berlin) neben anderen illegalen Aufgaben den Auftrag erhielt, in der illegalen Organisation ‚Roter Stab‘ (‚Der Rote Stoßtrupp‘) unter Decknamen verantwortlich mitzuarbeiten.

Nachdem ein Teil der führenden Mitarbeiter verhaftet und im Herbst 1934 zu schweren Zuchthausstrafen verurteilt wurde, übernahm Kurt Megelin den alleinigen Vorsitz der Organisation ‚Roter Stab‘.

Im oben erwähnten Prozess war Genosse Kurt Megelin unter seinem Decknamen ebenfalls angeklagt, galt als ins Ausland entflohen. Der Unterzeichnende saß aber mit Genossen Kurt Megelin im Zuhörerraum als Prozessbeobachter!“

Neben dem großen Volksgerichtshofprozess gab es in Berlin mehrere Kammergerichtsverfahren – eines gegen Bruno Senftleben u. a., ein anderes gegen Otto Eckert u. a. – mit bis zu 26 Beschuldigten aus dem mittleren und unteren Bereich der Untergrundgruppe. Zu ihnen zählten aus dem Norden Berlins:

- Pankow, Lohmestraße 6 – Wohnung von Kurt Düttchen
- Blankenburg, Suderoder Straße 61 – Wohnung von Otto Horstmeier



Kurt Düttchen

Besonders der Buchdrucker Kurt Düttchen muss als Scharnier und Kreuzungspunkt mehrerer oppositioneller Arbeitergruppen betrachtet werden, die er in Pankow mit Untergrundmaterial versorgte (S. 56, 61). Das Berliner Kammergericht verurteilte ihn deswegen zu 2 Jahren und 9 Monaten Zuchthaus. Der Werkzeugmacher Otto Horstmeier wurde dagegen nach einem halben Jahr Untersuchungshaft freigesprochen. Nach der Entlassung setzte er seine illegale Arbeit fort und verbreitete weiterhin illegale Schriften, berichten mehrere Blankenburger Zeitzeugen über ihren früheren SPD-Ortsvorsitzenden. (Er half zudem verfolgten Juden, S. 280f.).

In einem Parallelprozess wurde auch der Arbeiter Werner Rüdiger (Prenzlauer Berg) freigesprochen. Wieder in Freiheit, besuchte er die Familien Inhaftierter und leistete weitreichende solidarische Hilfe. Politische Freunde bezeichnen ihn als „Klammer zu allen Berliner Bezirken“.



Otto Horstmeier

Kurt Düttchen versuchte, auch im Zuchthaus Brandenburg (1934–1937) oppositionell zu arbeiten und schloss sich einem Kreis an, der in regem Gedankenaustausch mit inhaftierten KPD-Mitgliedern stand. Nach seiner Entlassung und einer Zeit unter Polizeiaufsicht fand er über betriebliche Kontakte erneut Anschluss an eine Widerstandsgruppe, die von dem Berliner Kommunisten Heinz Kapelle geleitet wurde. (Siehe die Neukölln-Darstellung dieser Schriftenreihe). Sie versuchten, mit einer groß angelegten Flugblattaktion 1939 die Jugend zum Kampf gegen den drohenden Weltkrieg aufzurufen. Bereits Mitte Oktober 1939 schlug die Gestapo zu.

Kurt Düttchen berichtet 1947:

„[Am] 16. Oktober 1939, kurz nach der Kriegserklärung, brach eine neue Welle von Verhaftungen an. In Verbindung mit Heinz Kapelle, Neukölln, fanden die Nazi-Gestapoagenten bald Gründe genug, um über das Volksgericht [die] Todesstrafe für Heinz Kapelle zu fällen. Ich wurde nach dem KZ Sachsenhausen transportiert. Es war dies die grausamste Zeit in der Geschichte. Aber auch hier ging der Kampf in ununterbrochener Schärfe gegen die todbringende Tyrannei des Hitler-Staates weiter. Auf Außenkommandostellen (auch in Pankow) konnten die SS-Wachtposten unsere Kontrolle nicht so durchführen, wie es befohlen, und jede Begegnung mit Zivilpersonen war ein Erfolg für unsere Sache oder unseren Sieg. Der Sieg der Roten Armee brachte mir am 2. Mai 1945 die heiß ersehnte Freiheit.“

Kurt Megelin tarnt sich („Freie Scholle“)

Tegel, Schollenhof 12 – Versteck von Kurt Megelin

Dem Buchdrucker und Verwaltungsangestellten Kurt Megelin war es durch großes Geschick und die Verschwiegenheit seiner Freunde aus der Führungsgruppe des Roten Stoßtrupps gelungen, die große Verfolgungswelle im November 1933 zu überstehen. Zahlreiche Mitverschwörer bescheinigten ihm (nach dem Krieg) herausragende Fähigkeiten und einen unermüdlichen Einsatz für Verfolgte.

Der Pädagoge Friedrich Krüger (1896–1984)

erinnert sich:

„Kurt Megelin war ein Fuchs,
er war wie für die illegale Arbeit geboren.“

In den 20er Jahren Geschäftsführer des Bundes der weltlichen Schulgemeinschaften, hatte er im Bezirksamt Prenzlauer Berg eine Arbeit als Hauptsachbearbeiter gefunden. 1932/1933 zählte er zum engen Kern des Roten Stoßtrupps, konnte aber – als „Lehmann“ angeklagt und gesucht – die Zerschlagung der Organisation überstehen. Die Leitung der Restgruppe ging nun an ihn über, seine engsten Mitarbeiter wurden der Weddinger Lehrer Friedrich Krüger und der Packer Werner Rüdiger aus Prenzlauer Berg. Der Vertrieb der illegalen Zeitung wurde aus Sicherheitsgründung eingestellt. Das Hauptgewicht der Arbeit wurde von 1934 an auf Betriebs- und Transport-sabotage, auf Auslandskurierdienst, Aktenentwendung



Kurt Megelin

und Geldsammlung zur Unterstützung der Angehörigen verhafteter Mitverschwörer gelegt. Durch vorzügliche Querverbindungen gelang es, ab 1934 den so genannten Warndienst einzurichten. Kurze Zeit vor beabsichtigten Verhaftungen konnten einige von der Gestapo „Ausgewählte“ in Sicherheit gebracht werden. Zu den so Geschützten zählte beispielsweise der frühere Reinickendorfer SPD-Kreisvorsitzende Karl Schwarz (S. 51 ff.).

Obwohl die Gestapo Kurt Megelin (hauptsächlich wegen der früheren Tätigkeit beim Bund weltlicher Schulgemeinschaften) wiederholt verhörte und inhaftierte, konnte er doch jeden Verdach glaubhaft von sich weisen. Selbst anderen Widerstandskämpfern gab er keinen Einblick in seine wahre Rolle. So erinnerte sich Walter Höppner (S. 56ff.) daran, dass sich Kurt Megelin wiederholt nach dem Schicksal der verfolgten Freunde aus der „Freien Scholle“ erkundigte, aber seine eigene illegale Arbeit verschwieg. Im Gegenteil, er tarnte sich selbst gegenüber Anhängern der unterdrückten SPD:

Doris Schrön (1919–2007) erinnert sich 1989:

„Kurt Megelin zog erst nach 1933 in die ‚Freie Scholle‘. Politisch trat er nicht hervor. Er war ein Filou, ein kleiner Spitzbube. Reden – oder quatschen, wie der Berliner sagt – konnte er gut, obwohl er mit der deutschen Sprache etwas auf Kriegsfuß stand. 1936 meldete er sich aus Anlass der Olympischen Spiele als ‚deutsch-japanischer Dolmetscher‘ und führte sehr belustigte Gruppen durch die Reichshauptstadt. Dabei konnte er kein Wort Japanisch!“

Obwohl Kurt Megelin zwischen 1933 und 1937 wiederholt eingesperrt worden war, konnte er mehreren Verfolgten helfen und Untergetauchten Verstecke vermitteln.

Die folgende Beschreibung eines Freundes vermittelt einen Einblick besonderer Art:

Aus dem Bericht von Erich Domke (1948):

„...weil sich (nach der Haftentlassung Megelins Ende Sommer 1934, d. Verf.) keine zuverlässige andere Möglichkeit fand, meldete ich Kurt Megelin trotzdem in meiner Wohnung, Diederhofer Straße 11, vorn I, polizeilich an. Abgesehen von einigen Übernachtungen im Laufe von Jahren hatte K. M. bei mir nie gewohnt.

In meinem Betrieb (Werkstatt, Büro und Verkaufsräume) im Fabrikgebäude Prenzlauer Alle 36 fanden illegale Sitzungen und Besprechungen in einem besonders dafür hergerichteten Raum statt und wurden illegale Schriften hergestellt ...

Ich persönlich bildete Kurt Megelin als Vertreter für Dauerbrandöfen aus und führte ihn in die Grundbegriffe der allgemeinen Heiztechnik ein, damit er auf seinen illegalen Touren für etwaige Fälle gesichert war und der Gestapo gegenüber einen überzeugenden Grund hatte, warum er sich gerade am ‚Tatort‘ aufhielt ...

Die Gestapo, die sich nach Kurt Megelin erkundigte, wurde höflich an seinen so genannten ‚Aufenthaltsort‘ Gnesener Straße 3 gewiesen. Dort war eine zuverlässige Bekannte mit im Bunde. Ihre Taubheit erschwerte die Arbeit der Gestapo. Inzwischen fanden wir Zeit,

Kurt Megelin zu unterrichten. Die Verhaltensmaßregeln wurden dann mit verschiedenen Eingeweihten besprochen, und anschließend stellte sich Kurt Megelin selbst der Gestapo ... Wir hofften stets auf eine baldige Rückkehr, aber Megelin wurde jedes Mal mehrere Monate in Haft behalten. In der Zeit, wo Kurt Megelin bei mir polizeilich gemeldet war, ereignete sich dieser Vorgang zwischen 1935 bis 1937 fünfmal ...

Im Jahre 1938 überbrachte der Lehrer Fritz Krüger ... die Gestapoakten und die Polizeikarte über Kurt Megelin ...

Anfang 1938 floh Kurt Megelin aus der Gestapohaft ... er nutzte die Gelegenheit zur Flucht auf dem Krankentransport während der Dunkelheit aus ...

Trotz seines schlechten Gesundheitszustandes war Kurt Megelin schon nach einiger Zeit wieder illegal aktiv tätig. Erst nach schätzungsweise 2 Jahren musste er zwangsläufig durch einen vollständigen körperlichen Zusammenbruch längere Zeit pausieren ...

Kurt Megelin täuschte jeden, auch mich, über alles. Niemand wusste, wer und wo die Leitung war ...“

1942 und 1943 nahm der Lehrer Friedrich Krüger in Megelins Auftrag Kontakt zu oppositionellen militärischen Kreisen auf. Dessen ebenfalls sehr aktive Frau, Else Megelin, arbeitete 1944 im Büro des früheren Gewerkschaftsführers Wilhelm Leuschner, der einer der bedeutendsten Männer der Verschwörung des 20. Juli 1944 war. (Siehe die Kreuzberg-Darstellung dieser Schriftenreihe.)

Auch ihr gelang es – trotz einiger Wochen Gestapo-Haft – die Zeit der Diktatur zu überleben. (Kurt Megelin engagierte sich nach dem Krieg im Aufbau des Büchereiwesens im Bezirk Reickendorf. Er verstarb nach langer, schwerer Krankheit Ende der 70er Jahre.)

Neu Beginnen

Die geheime Organisation

Um den marxistischen Theoretiker Walter Löwenheim bildete sich 1929 in Berlin eine geheime Gruppe, die zunächst nur „Org“ genannt wurde. Mit einer scharfsinnigen Analyse zog sie eine kritische Bilanz über die Entwicklungstendenzen der Zeit: Im internationalen Faschismus wurde eine große Gefahr gesehen, der die Arbeiterbewegung nicht gewachsen schien. Die Deutschland bedrohende totalitäre Zukunft könnte weder die auf Wahlen fixierte „reformistische“ SPD noch die von Moskau abhängige, dogmatische KPD verhindern.

Löwenheim und einige Freunde sammelten mit konspirativen Methoden zuverlässige und qualifizierte Mitarbeiter. Sie wurden geistig – im Sinne der Gedanken Löwenheims – geschult und mit den Methoden illegaler Arbeit vertraut gemacht. Ihr Auftrag war es, zunächst innerhalb der Arbeiterorganisationen für ein einheitliches Vorgehen zu wirken. Doch die Gruppe war viel zu klein, und ihre Anhänger saßen zudem nicht in den Einflussstellen der Großgruppen.

Anfang 1933 umfasste die „Org“ rund 100 Personen, hinzu kamen etwa 200 Sympathisanten an der Peripherie. Es fällt auf, dass ein besonders hoher Anteil der Aktiven aus den Kreisen der linken jüdischen Intelligenz kam.

„Neu beginnen!“

Mitten in den Schrecken der ersten Monate des Hitler-Regimes erregte Löwenheims Schrift „Neu beginnen!“ (September 1933) unter Sozialisten erhebliches Aufsehen. Im Ausland gedruckt und verbreitet, gelangte eine getarnte Ausgabe auch in den deutschen Untergrund und wanderte durch die Hände vieler Suchender. Im Gegensatz zu den meisten Zeitgenossen rechneten der Autor und seine Gruppe mit einer längeren terroristischen Herrschaft des Faschismus. Statt sich in waghalsigen Widerstandsaktionen zu verschleißen, zog es dieser elitäre Kreis vor, qualifizierte Kräfte für eine Erneuerung der Arbeiterbewegung zu sammeln und bereitzuhalten. Untereinander oft nur durch Decknamen bekannt, trafen sie sich in kleinen Gruppen, um die politische Situation zu analysieren. Darüber hinaus sammelten sie Informationen über die Stimmung in den Betrieben, über Rüstungsanstrengungen und die Entwicklung der Gesellschaft, um ein möglichst realistisches Bild von den Zuständen in Deutschland zu erlangen.

Verglichen mit dem Arbeiterbezirk Neukölln oder dem gehobenen bürgerlichen Wilmersdorf (mit einem hohen Anteil von Menschen jüdischer Herkunft) besaß „Neu beginnen!“ im Norden Berlins nur wenige Anhänger.

Walter Pisternik

Heinersdorf, Bungestraße 27 (h: Hödurstraße)

Der Maurer Walter Pisternik (1904–1991) gehörte von 1924 bis 1933 der SPD an und war gewerkschaftlich im Baugewerksbund organisiert, wo er auch die Funktion des Jugendleiters ausübte.

Über Gewerkschaftskollegen, an deren Namen er sich beim „Verhör“ nicht mehr erinnern konnte, stieß der Maurer zur Gruppe „Neu beginnen!“ und wurde ein Mitarbeiter des Spitzenfunktionärs Dr. Eliasberg. Neben dem Tragen von Decknamen und monatlichen Geldspenden lastete das Gericht Pisternik vermutlich besonders an, dass er für Eliasberg Kontakte zu befreundeten Gewerkschaftskollegen in Hamburg – zwecks Gründung einer NB-Gruppe dort – herstellte.

Weiter heißt es in der Anklageschrift im NB-Prozess vom 27. August 1936:
„Er gehörte zu den ausgewählten Mitgliedern, da er das Buch ‚Neu beginnen‘ ausgehändigt erhielt.“

Der Heinersdorfer wurde am 16. Mai 1936 verhaftet und am 3. Juni 1936 in die Untersuchungshaft nach Moabit überstellt. Zwischen beiden Daten liegen „Verhöre“ in der Gestapo-Zentrale Prinz-Albrecht-Straße und die Haft im KZ am Columbiadamm.

Walter Pisternik, über den leider nur wenig bekannt ist, wurde vom Berliner Kammergericht am 9. Januar 1937 zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Er verbüßte seine Strafe im Zuchthaus Brandenburg und in Vechta bei Oldenburg.

(Nach dem Krieg war er unter anderem Mitarbeiter in der Bauakademie der DDR.)



Walter Pisternik

Einberufen zur Strafeinheit 999

Reinickendorf, Residenzstraße 126

Der Tischler Gerhard Hein (1914–1987) war ein bekannter Jugendfunktionär in der alten SPD-Hochburg Prenzlauer Berg. Dort betätigte er sich als Vorsitzender der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) vom Arnimplatz und Parteivertreter in der SPD-Abteilung 31, die bis an die Pankower Bezirksgrenze reichte und rund 1 000 Mitglieder umfasste. Auch der Berliner SAJ-Vorsitzende Erich Schmidt war in Prenzlauer Berg beheimatet, dessen SAJ-Werbebezirksleiter (= Kreisvorsitzender) der junge Fritz Erler war.

Sie alle zählten zu den auserwählten Mitgliedern von Neu Beginnen; Gerhard Hein stieß etwa im Herbst 1933 dazu. Gruppenleiter seiner illegalen 5er Gruppe war der Lichtenberger Walter Schmidt, die übrigen Mitglieder (Hildegard Paul, Fritz Berger und Kurt Reuter) kamen wie Hein aus Prenzlauer Berg. (Siehe den entsprechenden Bezirksband.) Die Freunde trugen Stimmungsberichte zusammen und analysierten die Lage.



Gerhard Hein

Gerhard Hein (1914–1987) erinnert sich 1985:

„Am Anfang unserer jeweiligen Zusammenkunft sprachen wir jedes Mal KON. Es war die Neu Beginnen-Abkürzung für Konspiration und bedeutete eine allgemein abgestimmte Erklärung für den ‚Grund‘ unseres Treffens, falls wir verhaftet oder dazu befragt würden. Daran anschließend ging es darum, Berichte auszutauschen, die wir ganz systematisch aus den Großbetrieben und anderen gesellschaftlichen Einrichtungen sammelten. Daneben wurden Beobachtungen über die Aufrüstung zusammengetragen. Ich hielt Kontakt zu Siemens.

Wir bemühten uns schonungslos und offen um eine Beschreibung der Tatsachen und sprachen nicht wie die Kommunisten von ‚revolutionären Situationen‘ oder Arbeitern, die angeblich [alle] eine ablehnende Haltung zum Nazismus einnahmen. Im Gegenteil, man berichtete mir von Siemens über eine eher vorsichtig-abwartend eingestellte Belegschaft. Dieser Eindruck verdichtete sich auch aus den Berichten der anderen Gruppenmitglieder.“

Gerhard Hein wurde am 9. September 1935 verhaftet und schließlich im März 1936 zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. In der Haftanstalt Luckau traf er in der Tischlerei auf die verurteilten ISK-Anhänger Fritz Grob und Alexander Scaruppe (S. 80ff.). Nach seiner Entlassung im Frühjahr 1938 zog Gerhard Hein nach Reinickendorf in die Residenzstraße 126.

Der drohende Weltkrieg brachte neue Herausforderungen und Ängste. Während man seinen politischen Jugendfreund Walter Eisinger wie andere 1914 geborene junge Männer als ersten Jahrgang zur Wehrmacht zog, galt der politisch vorbestrafte Gerhard Hein (* 1914) zunächst als „wehrunwürdig“.

Den Hintergrund erläutert eine Zeitzeugin der Arbeiterjugendbewegung.

Charlotte Bergemann (1915–2002) erinnert sich 1982:

„Der Steindrucker und Arbeitersportler Walter Eisinger und ich heirateten 1938. Wir zählten beide zum Freundeskreis der verbotenen SAJ um die Neu Beginnen-Mitglieder Kurt Mattick und Theo Thiele.

Wir trafen uns häufig zu Wochenendfahrten, um frei und in größerer Runde unbeobachtet reden zu können. Wir sahen die drohende Entwicklung kommen und diskutierten erregt darüber, wie wir uns vor dem kommenden Krieg schützen könnten. Doch eine Lösung wurde nicht gefunden.

Im Mai 1939 erhielt mein Mann seinen Stellungsbefehl. Ende Juli bekam er für seinen Geburtstag kurz frei. Er war ein sensibler Mensch. Ich höre noch seine Worte: ‚Es geht los. Ich werde nicht wiederkommen.‘ Er weinte.

Wenige Monate darauf musste er, der überzeugte Kriegsgegner und Humanist, an Hitlers Feldzug gegen Polen teilnehmen, danach an dem gegen Frankreich und schließlich setzte man ihn in Skandinavien ein. Dort fiel er als einer der Ersten.“

Gerhard Hein blieb bis 1942 „wehrunwürdig“. Dann änderte das kriegerische NS-System seine Meinung zu den politisch Vorbestraften: Wie andere wurde auch Gerhard Hein zur „Strafeinheit 999“ einberufen. Das Regime brauchte Soldaten. Hein konnte auch diese gefährliche Zeit überleben, aber Fritz Berger, der Freund aus der NB-Widerstandsgruppe (s. o.), verlor sein Leben.

Nach dem Krieg wirkte Gerhard Hein als Oberbaurat und Stellvertreter des SPD-Vorsitzenden Sünderhauf in Reinickendorf.

Herbert Borsky

Reinickendorf-Ost, Hauptstraße 23–27 – Maschinenfabrik Prometheus

Der Modelltischler Herbert Borsky gehörte zum engen Kreis um den früheren Weddingener SAJ (Sozialistische Arbeiterjugend)-Vorsitzenden Theo Thiele und schloss sich wie dieser der Gruppe Neu Beginnen an. Borsky verlor 1933 aus politischen Gründen seinen Arbeitsplatz im BEWAG-Transformatorenwerk Lichtenberg und blieb drei Jahre arbeitslos. Durch die Hilfe seines Schwiegervaters gelang es ihm dann 1936, eine Beschäftigung im Reinickendorfer Rüstungsbetrieb Prometheus zu finden. Dort waren kurz zuvor Anhänger der Widerstandsgruppe Hoernle (S. 143ff.) verhaftet worden.

Zu ihnen zählten die Metallarbeiter Max Pehl (S. 144), Ernst Rexin (S. 270), Walter May und Gustav Albrecht. Sie erhielten mehrjährige Zuchthausstrafen.

Herbert Borsky (1907–1998) erinnert sich 1981:

„Nach anfänglichem Misstrauen, das mir entgegengebracht wurde, gelang es mir, ein gutes Vertrauensverhältnis zu den Kollegen aufzubauen. Vielen der 1.000 Beschäftigten merkte man noch immer die alte politische Prägung durch die Arbeiterparteien an.

Durch kleine Aktionen machte ich Repräsentanten des NS-Systems und ihre betrieblichen ‚Ableger‘ lächerlich. Ich wollte den Arbeitern damit zeigen, dass es auch andere Stimmen als die des Nazismus gab. Auch sonst versuchte ich (mit anderen), den Nazis Schwierigkeiten zu machen, etwa durch das Hinauszögern dringender Reparaturen.

In meinem Wohngebiet verhielt ich mich dagegen absolut still. Aber meine NB-Kontakte liefen weiter, ich erhielt Informationen und übermittelte Stimmungsberichte aus der betrieblichen Welt. Durch Wochenendausflüge in die Umgebung Berlins wirkten wir vorsichtig in einen Kreis ehemaliger SAJ'ler hinein. Die Verbindungen hielten bis 1942. Ein häufiger Treffpunkt von Regimegegnern befand sich bei Woserows in Heiligensee.

Obwohl es einem alten Genossen, der in der Wehrkreiskommission arbeitete, gelang, manche Einberufung hinauszuzögern, rief der Wehrdienst dann doch immer mehr von uns ab; mich selbst 1944.“

(Herbert Borsky wirkte nach dem Krieg in der Reinickendorfer Kommunalpolitik, darunter als Vorsteher der Bezirksverordnetenversammlung.)

Fritz Erler – Erich Kürschner

Heinersdorf, Blankenburger Straße 62 – Wohnung von Fritz Erler

Nach der Spaltung von Neu Beginnen (1935) und der Emigration des Gründers sowie zahlreicher seiner Anhänger, hatte die Gestapo bald darauf sehr viele Oppositionelle in Berlin verhaften können. In drei Prozessen wurden insgesamt 35 Menschen angeklagt. Unter ihnen waren die bereits genannten Walter Pisternik und Gerhard Hein.

Eine kleine Gruppe konnte den Verfolgungen entgehen und bildete eine neue Leitung. Ihr gehörten die jungen Sozialisten Fritz Erler (1913–1967) und Kurt Schmidt (1913–1947), der Wissenschaftler Dr. Oskar Umrath und der frühere Tegeler Gefängnispfarrer – S. 18ff. – Erich Kürschner (1889–1966) an. Während Kurt Schmidt in Neukölln und Fritz Erler in Prenzlauer Berg politisch beheimatet waren (Fritz Erler zog erst später nach Heinersdorf), unterhielt Erich Kürschner die engsten Verbindungen in den Norden Berlins.

Bis zur Entlassung als Staatsbediensteter (1933) zählte der Religiöse Sozialist – zumal als evangelischer Pfarrer! – zu den kämpferischsten sozialdemokratischen Gegnern der NSDAP. Auf Demonstrationen, Kundgebungen und Saalveranstaltungen in Reinickendorf (aber auch außerhalb Berlins) warnte er eindringlich vor der großen Gefahr des Nationalsozialismus. Als Mitglied der Tegeler SPD sammelte Kürschner darüber hinaus eine Gruppe engagierter und intellektuell interessierter junger Menschen um sich, darunter angehende Juristen wie Georg Zimmermann (S. 44), Horst Emmelmann und Walter Böhm, zu denen später der Gefängniswärter Erich Glühse stieß.

Trotz einer „Schutzhaft“ (1934) arbeitete Erich Kürschner weiter gegen das NS-Regime. Auch nach seinem Hinauswurf als Strafanstaltspfarrer von Tegel und nach seinem Bruch mit der Kirche hielt er weiter mit seinen Reinickendorfer Freunden Kontakt. Sie trafen sich am S-Bhf. Gesundbrunnen (Behm-/Ecke Badstraße) bei den Rechtsanwälten Gerhard und Werner Wille zu politischen Vorträgen und Analysen des NS-Systems. Hier referierte auch Fritz Erler, der sich Mitte der 30er Jahre mit Erich Kürschner und seinen Freunden zusammengeschlossen hatte.

Nach der Kontaktaufnahme zur sozialistischen Widerstandsgruppe „Deutsche Volksfront“ waren durch Verbreitung einer „10-Punkte-Erklärung“ die sonst üblichen Sicherheitsmaßnahmen vernachlässigt und der Politischen Polizei im Herbst 1938 der Zugriff ermöglicht worden. Über 20 Menschen gerieten in Haft.

Im Prozess vor dem Volksgerichtshof, der am 15. September 1939 – kurz nach Kriegsbeginn – stattfand, wurden hohe Strafen verhängt.

Horst Emmelmann erinnert sich:
„Seinen Richtern sagte Erich Kürschner
den für mich unvergessenen Satz:
„Weil ich Christ bin, bin ich Sozialist!“

Fritz Erler erhielt 10 Jahre Zuchthaus und Erich Kürschner 7 Jahre.

Von der Berliner Neu-Beginnen-Gruppe blieb nun ein kleiner verschworener Rest, zumeist vorbestrafte Sozialisten, auf sich allein verwiesen übrig. Der Lichtenberger Georg Müller sammelte die Oppositionellen wie Theo Thiele (S. 90f.) und Karl Elgaß (S. 108f.) und hielt mit ihnen bis zur Befreiung Verbindung.

Während Erich Kürschner nach 1945 in der SBZ/DDR wohnen blieb, an zentraler Stelle in der Berliner Stadtbibliothek tätig wurde, aber politisch einflusslos gewesen sein soll, stieg Fritz Erler im Lauf der 50er und 60er Jahre zum intellektuell profiliertesten Vertreter der SPD in der Bundesrepublik auf. Sein früher Tod (1967) beendete eine große Karriere.

Sozialistische Arbeiterpartei

Eine Minderheitenpartei

Die SAP, eine kleine sozialistische Partei, entstand erst 1931. Obwohl sie bei Wahlen politisch völlig einflusslos blieb, zählte diese Gruppe zu den aktivsten Teilen der deutschen Arbeiterbewegung. Gemessen an der geringen Zahl der Mitglieder war der Anteil ihrer im Widerstand engagierten Anhänger bemerkenswert hoch.

Im September 1931 wurden mehrere SPD-Reichstagsabgeordnete (Dr. Rosenfeld, Max Seydewitz) sowie zahlreiche Mitglieder und Funktionäre aus der SPD ausgeschlossen, weil sie sich massiv gegen die Kompromisspolitik ihrer Partei gestemmt hatten und die Tolerierung der Regierung Brüning ablehnten (S. 40). Sie verlangten die Einhaltung des SPD-Wahlversprechens von 1928: „Kinderspeisung statt Panzerkreuzer.“

Die Ausgeschlossenen, ihre Anhänger und Freunde lehnten andererseits auch die Politik der KPD ab. Deren Spaltungspolitik, „Sozialfaschismusthese“ und mangelnde innerparteiliche Demokratie hielten sie für ebenso verhängnisvoll wie den „Reformismus“ der SPD.

Am 4. Oktober 1931 beschlossen die Oppositionellen auf einer Reichskonferenz in Berlin die Gründung der „Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands“ (SAPD). In der Folgezeit schlossen sich der Organisation verschiedene kleine Gruppen der sozialistischen Linken an, die zwischen SPD und KPD zuvor keine Heimat gefunden hatten.

Mit Fritz Sternberg besaß die SAP einen unabhängigen marxistischen Theoretiker, der wie Leo Trotzki (Linke Opposition) und August Thalheimer (KPD-O) zu den eindringlichen Warnern vor der großen Gefahr des Nationalsozialismus zählte.

Solange dafür noch eine Chance bestand, warb und kämpfte die SAP für die Einheitsfront der Arbeiter gegen den Faschismus. Sie machte sich andererseits über die tatsächliche Entwicklung keine Illusionen, sondern bereitete sich auf die Illegalität, auf Verbot und Verfolgung vor.



Jacob Walcher

Jacob Walcher und sein Kreis

Als sich eine „rechte“ Minderheit der Kommunistischen Partei Opposition (KPD-O) – einer Abspaltung der KPD aus dem Jahre 1928 – der SAP anschloss, gewann die junge Partei eine Reihe besonders erfahrener Arbeiterfunktionäre. Zu diesem Kreis neuer Mitglieder, der in Berlin ungefähr 350 Personen umfasste, gehörte im Norden Berlins der Gewerkschafter Jacob Walcher, einer der wichtigsten Schüler Rosa Luxemburgs. Walcher zählte zu den Gründungsmitgliedern der KPD und kämpfte viele Jahre vergeblich für einen gemäßigten, gewerkschaftlich orientierten Kurs der Kommunisten. Die hatten sich aber Ende der 20er Jahre (auch auf Druck der KPdSU) in einen sektiererischen linksradikalen Kurs hineingesteigert und machten selbst vor der Spaltung der Gewerkschaften und der Arbeitersportbewegung nicht Halt. In der SAP wurde Jacob Walcher (1887–1970) schnell zu einer der dominierenden Persönlichkeiten und wirkte als

hauptamtliches Mitglied des Parteivorstandes. Der in Württemberg geborene, eindrucksvolle und sehr gewinnende politische Funktionär wohnte in der modernen Reformsiedlung „Weiße Stadt“ (Aroser Allee 3), in die zahlreiche Facharbeiter, Gewerkschafter, Staatsbedienstete, aber auch Künstler und Intellektuelle gezogen waren (S. 290).

Die SAP hatte etwa 25.000–30.000 Mitglieder im Reich. In Berlin besaß sie 1933 ca. 1.300 Anhänger. Unter ihnen waren annähernd 800 junge Menschen, so erinnert sich Herbert George, der damals den Sozialistischen Jugendverband (SJV) der Berliner SAP leitete. Diese Zusammensetzung spiegelte sich auch im Reinickendorfer Ortsverband, der bis 1933 zu den beachtenswerten Stützen der kleinen Partei in Berlin zählte, wider.

Herbert Komm (1909–1993) – nach dem Krieg Präsident des Landessozialgerichts – gehört damals als angehender Jurist dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) an und wechselte 1931 in Reinickendorf von der SPD zur SAP.

Herbert Komm (1909–1993) erinnert sich 1983:

„Die SAP in Reinickendorf war unterschiedlich zusammengesetzt und bestand hauptsächlich aus vielen jungen Leuten und Intellektuellen:

- frühere linke Sozialdemokraten wie der Jungsozialistenfunktionär Walter Kluge und die Lehrer an ‚weltlichen Schulen‘ Hermann Schulz und Georg Sperling,
- Anhänger des linkssozialistischen ‚Rote Kämpfer‘-Kreises (um Dr. Alexander Schwab und Dr. Karl Schröder) wie Kurt Büttner, Erna Grzywotz und Helmut Schlegelmilch,
- und langjährige erfahrene Funktionäre der Arbeiterbewegung, die als ‚rechte‘ Minderheit die KPD verlassen hatten und nun um die Führung in der SAP kämpften. Ich denke dabei an den Buchbinder Fritz Mende und besonders an den Gewerkschafter und Rosa-Luxemburg-Schüler Jacob Walcher. Nicht zu vergessen ein russischer Emigrant, genannt der ‚Dicke‘.*

Die Rigorosität der Walcher-Gruppe blieb mir in fester Erinnerung.“

- * „Der Dicke“ – bürgerlicher Name unbekannt, Pass-Name Rubinstein, auch James Thomas genannt. Zeitweise Finanzierer der westeuropäischen kommunistischen Parteien (S. 291), d. Verf.

Illegalität

Heiligensee, Hennigsdorfer Straße 145 (I) –
Treffpunkt bei Herbert Komm

Das Jahr 1933 bedeutete nicht nur für die weitere politische Arbeit, sondern auch für die Zusammensetzung der Reinickendorfer SAP einen tiefen Einschnitt. Die Pädagogen Georg Sperling und Hermann Schulz wurden von den braunen Machthabern aus dem Schuldienst geworfen. Herbert Komm durfte zwar seine zweite juristische Staatsprüfung ablegen, aber der Eintritt in den juristischen Staatsdienst blieb dem Sozialisten verwehrt. Bekannte Funktionäre des SAP-Parteivorstandes, wie Jacob Walcher und „James Thomas“, die beide in der Weißen Stadt (Aroser Allee) gewohnt hatten, mussten vor der drohenden Verhaftung fliehen. Walcher konnte durch Herbert Komms Vater, der im Polizeirevier Alt-Reinickendorf Dienst tat, noch rechtzeitig gewarnt werden, S. 291)



Helmut Schlegelmilch



Erna Grzywotz

Erna Grzywotz und Helmut Schlegelmilch zogen sich langsam aus der SAP zurück und schlossen sich dem von Dr. Alexander Schwab und Dr. Karl Schröder geleiteten Widerstandskreis der „Roten Kämpfer“ an. (Siehe die Neukölln-Darstellung dieser Schriftenreihe.) Die beiden Reinickendorfer wurden deshalb 1936 verhaftet und zu Haftstrafen verurteilt: die Stenotypistin Erna Grzywotz (1911–1990) erhielt 2½ Jahre Zuchthaus, der Kraftfahrer Helmut Schlegelmilch (* 1908) 1 Jahr und 3 Monate Gefängnis. (Im Krieg musste er zur Strafeinheit 999, konnte aber überleben.)

Durch diese personellen Umschichtungen wurde die Reinickendorfer SAP weitgehend auf ihren linkssozialdemokratischen Kern zurückgeworfen. Mit Ausnahme der eher älteren Pädagogen Hermann Schulz und Georg Sperling, blieb hauptsächlich eine kleine Gruppe hochmotivierter jüngerer Menschen übrig. Sie standen treu zu ihrer Überzeugung und blieben bis in die Kriegszeit hinein untereinander verbunden.

In derartigen Gruppen (S. 76, 87) fanden sich keine Überläufer, und auch die Zahl der Verhafteten hielt sich zunächst in Grenzen, obwohl keine geringen Aktivitäten entfaltet wurden.

Georg Sperling (1898–1965) erinnert sich 1962:

„Durch unsere oppositionelle Arbeit in der SPD bis zum Jahr 1932 war diese Gruppe zu einem starken Zusammenhalt gekommen, der sich in der weiteren Arbeit auswirkte. Es war deshalb selbstverständlich, dass diese Gruppe über den 30. Januar 1933 hinaus zusammen blieb. Während der 12 Jahre Nazismus ist, trotz z. T. lebhafter illegaler Arbeit ein Verrat nicht vorgekommen. Nur dort, wo Verbindungsleute zu anderen Gruppen abgeordnet waren, sind Verhaftungen* erfolgt.“

*Siehe S. 104, d. Verf.

Herbert Komm (1909–1993) berichtet 1983:

„Man blieb mit den Freunden konspirativ verbunden. Wechselnde Treffs in Wohnungen, aber nicht immer in denselben, wurden abgehalten. Meistens waren 5 bis 8 Personen anwesend, gelegentlich auch 10. Ich erinnere mich auch an Ausflüge in den Tegeler Forst. Einmal referierte dabei der junge Willy Brandt.*

An illegale Broschüren o. ä. habe ich keine Erinnerung, wohl aber an antinazistische Parolen, die wir selber anschieben. Hauptsächlich trafen wir uns aber zu politischen Erörterungen, zu Analysen des Gesellschaftszustandes bzw. Annahmen der zukünftigen

Entwicklung. Besonders haften blieben mir Zusammenkünfte mit Hermann Schulz, Walter Kluge, Elisabeth Küstermeier und Rechtsanwalt Ernst Fraenkel. (Fraenkel und Dr. Otto Suhr lernte ich in meiner Zeit bei den Sozialistischen Studenten kennen.) Fraenkel erörterte mit uns seine theoretische Grundidee, des NS-Staates als eines „Doppelstaates“ [nebeneinander der bürgerlichen Rechtsordnung im privatwirtschaftlichen Bereich mit dem autoritären Maßnahme- bzw. Gewaltstaat, d. Verf.] Nach seiner Emigration gab Ernst Fraenkel die Analyse in Buchform heraus.“

*Willy Brandt leitet 1936 für einige Monate die Berliner SAP, d. Verf.

Auslandskontakte

Reinickendorfer SAP-Anhänger standen nicht nur durch die Zusendung illegalen Materials mit sozialistischen Exil-Kreisen (S. 98) in Verbindung, der Norden Berlins war auch das Ziel führender SAP-Auslandsfunktionäre, die sich zeitweise in diesem Teil der Reichshauptstadt verbargen.

Der Dresdner Walter Pöppel hielt sich als Beauftragter der SAP-Auslandsleitung von Januar bis Oktober 1935 illegal in Berlin auf. Er wechselte aus Sicherheitsgründen wiederholt sein Quartier als Untermieter. Mindestens vier Wochen wohnte er dabei im Bereich Holländerstraße/Aroser Allee.

Walter Pöppel (1904–1993) berichtet 1982:

„Hierbei möchte ich bemerken, dass die Kosten für die illegale Arbeit (sowohl in Berlin wie auch die unserer vorausgegangenen Grenzarbeit von der ČSR nach Dresden) von den illegalen Organisationen in Berlin bzw. Dresden getragen wurden. Da wir außerdem eine arme Organisation waren, drückte sich dies auch bei den Unkosten aus. Z. B. standen mir fürs Essen in der Berliner Zeit nicht mehr als 1,-- Mark pro Tag zur Verfügung. Dies reichte jedoch für Vollkornbrot und Margarine und auch für ein wenig mehr.“

Nach Walter Pöppels Erinnerung bestand der Kern der illegalen Partei in Berlin damals aus 200 aktiven Anhängern, die stärksten Positionen sollen in Kreuzberg, Moabit und Wedding gewesen sein.

Der wichtigste Kontaktmann in der Hauptstadt war Michael Huber, der die Berliner Parteiorganisation bis Sommer 1935 sehr umsichtig leitete, danach aber die Flucht antreten musste. Huber und Pöppel waren an einem wahren „Husarenstück“ der Untergrundarbeit beteiligt, dessen Kunde sich sogar in Exil-Kreisen herumsprach, wie der Spitzenfunktionär Max Diamant dem Verfasser in einem Gespräch bescheinigte:

Entführung von Eugen Brehm

Eugen Brehm war ein wichtiger Mitarbeiter der provisorischen SAP-Reichsleitung, als er im Dezember 1934 mit wichtigen Papieren verhaftet wurde. Er versuchte, seine wahre Rolle zu verbergen und versprach dem berüchtigten Gestapobeamten Geissler, ihn auf die Spur der Reichsleitung in Berlin zu führen. Bei mehreren Begegnungen, die Brehm mit Widerstandskämpfern hatte, konnte Geissler jedes Mal mit dem in Aussicht gestellten „großen Fang“, von Verhaftungen abgebracht werden. Die Berliner Leitung hatte mittlerweile von Brehms Verhaftung und seinen zahlreichen „Treffen“ erfahren. Sie erhielt auch Kenntnis von einer für den 11. (oder 12.) Januar 1935 angesetzten Begegnung vor einem U-Bahn-Eingang in der Berliner Innenstadt. Michael Huber schaffte es tatsächlich, der Gestapo dabei eine große Schlappe zu verpassen: Er (und zwei Freunde) fuhr mit einem Auto dicht an Brehm – der von Geissler beobachtet wurde – heran, zog ihn blitzschnell ins Fahrzeug und fuhr davon. In der Wohnung des SAP-Mitgliedes Werner Klatt wurde Brehm dann versteckt und von Walter Pöppel u. a. zu seinen Gestapokontakten befragt (Ende Januar konnte er sich ins Ausland retten).

Nachfolger Pöppels in Berlin wurde im Herbst 1935 Herbert Heerklotz. Er leitete zeitweise die SAP im Norden Berlins. Am 29. Januar 1936 fiel er der Gestapo in die Hände. Sie verhaftete Heerklotz in seinem letzten illegalen Quartier (Togostraße 3) und misshandelte ihn schwer. Zu einer hohen Zuchthausstrafe verurteilt, litt der Funktionär zuletzt bis Kriegsende im KZ Mauthausen. (Heerklotz' Berliner Kontaktmann, der Schriftsetzer Erich Fähling – S. 101 – aus Schönow, einem Vorort Pankows, wurde zu 4 Jahren Zuchthaus verurteilt.)

Auslandskuriere

Neben der Zusammenarbeit mit Auslandskurieren verfügte die Spitze der Berliner SAP auch durch eigene Verbindungsmänner über Kontakte ins Ausland. In der Viererleitung der illegalen Partei vertrat damals Walter Kluge (S. 105f.) den Norden der Stadt, für die östlichen Bezirke war es der Köpenicker Fritz Benke (* 1913). Er übernahm wiederholt erfolgreich gefährvolle Kurieraufträge.

Bereits kurz nach der berüchtigten „Köpenicker Blutwoche“ hatte der junge Sozialist Augenzeugenberichte des SA-Massakers in die Tschechoslowakei schmuggeln können. Er nutzte eine Skiwanderung zur Schneekoppe, wo im Grenzbereich eine deutsche Herberge und ein Jugendheim tschechischer Sozialdemokraten dicht beieinander lagen, um das Aufklärungsmaterial einem Genossen zu übergeben. (Es war Paul Hasche, der frühere Jungbannerleiter von Köpenick, nun Grenzsekretär des Prager SPD-Exilvorstandes.)

Benkes riskantester Auftrag beinhaltete seine Repräsentanz der Berliner SAP-Leitung im Sommer 1936 auf einer internationalen Konferenz in Malmö/Schweden.

Fritz Benke (1913–2003) erinnert sich 1984:

„Ich war 1936 einer der beiden Berliner Delegierten beim ‚Internationalen Sozialistischen Jugendtreffen‘ in Schweden. Willy Brandt* hatte mir zuvor genaue Anweisungen gegeben. Ich gelangte über Dänemark (Kopenhagen) nach Schweden. Ich wusste vorher, mit welcher Straßenbahn ich zu fahren hatte, um zu den Genossen zu gelangen, die mich aufnahmen. Später brachten sie mich auch wieder zur Grenze zurück.

Beim internationalen Treffen habe ich alles aufgesaugt, was ich hörte. Es war nicht einfach, hinterher nach Deutschland zurückzufahren!

Die Sicherheitskontrollen an der Grenze waren sehr streng. Man untersuchte selbst die Rasierklingen. Ich versteckte meinen Zettel mit Informationen deshalb im hinteren Teil einer bis auf einen Rest entleerten Zahnpastatube.

Der zweite Berliner Genosse, der am Auslandstreffen teilnahm, wählte bei der Ein- und Ausreise den Weg über Trelleborg. Er ist auf der Heimfahrt erwischt worden. Man sperrte ihn ein und steckte ihn später in eine Strafeinheit. Er fiel im Krieg.“

*Der 1933 emigrierte Willy Brandt hielt sich – als norwegischer Student getarnt – 1936 mehrere Monate in Berlin auf, um die illegale Leitung neu aufzubauen, d. Verf.

Prozesse gegen die Berliner SAP

Pankow, Borkumstraße 5 – Wohnung von Erich Domke
Karow, Straße 48, Nr. 32 – Treffpunkt bei Hans Thurack

Der Norden der Reichshauptstadt (Reinickendorf, Pankow) blieb bei den frühen NS-Prozessen gegen die Berliner SAP zunächst relativ verschont: Lediglich der Pankower Schlosser Erich Domke war im Januar 1934 festgenommen und am 30. November 1934 zu etwas über einem Jahr Gefängnis verurteilt worden.

Domke leitete bis 1931 als Werbebezirksleiter den Pankower Kreisverband der SPD-nahen Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) und stieß dann zur neu gegründeten SAP. Er wirkte im Rahmen der illegalen Arbeit kurze Zeit als Leiter des „Unterbezirkes Nord“ und hielt Kontakt zu den bezirklichen SAP-Spitzen von Wedding, Mitte und Prenzlauer Berg, also Arbeiterbezirken, die von der illegalen Partei verstärkt mit Untergrundschriften wie „Das Banner der revolutionären Einheit“ (S. 105) beliefert wurden.



Pankower SAP-Jugendgruppe etwa 1934 (Hans Thurak u. m. Gitarre)

Alfred Schulz (1909–2000) erinnert sich 1991:

„Erich Domke war ein ruhiger und umsichtiger Mann, dabei politisch sehr konsequent und prinzipienfest. Er war es, der die Pankower SAP-Anhänger 1933 auf die Illegalität vorbereitete, Zuverlässige auswählte, abgeschirmte Fünfergruppen einrichtete und Decknamen durchsetzte. Domke hatte mich zunächst zum Leiter einer Fünfergruppe gemacht, schließlich folgte ich ihm als Politischer Leiter Pankows, nachdem er in den Unterbezirksvorstand Nord der SAP aufgerückt war.

Da er bei den Verhören schwieg bzw. nur sich selbst belastete, wurde keiner seiner Pankower Freunde verhaftet! So konnte unsere gut zehn Personen umfassende Gruppe unentdeckt weiterarbeiten. Wir verfassten und verbreiteten illegale Schriften, trafen uns (unter anderem bei Hans Thurack in Karow) zu Schulungssitzungen, in denen der Lehrer Hermann Schulz (S. 103f.) referierte und wirkten auf Wochenendfahrten in Ausflugsgebieten vorsichtig in einen größeren Sympathisantenkreis von jungen Leuten hinein, die sich von früher aus der Arbeiterjugend kannten.

Zu Erich Domke gab es nach seiner Entlassung nur noch vertraulich-private Kontakte. Als politisch Vorbestrafter zunächst ‚wehrunwürdig‘, zog man Domke später zur Strafeinheit 999 ein. Dort [in Afrika, d. Verf.] verlor er sein Leben.“

Nachdem der Krieg viele ihrer Freunde abgezogen hatte, stießen die Pankower Alfred Schulz und Hans Thurack zum Reinickendorfer SAP-Kreis um Hermann Schulz.

Ähnlich wie Erich Domke geriet ein weiterer Pankower SAP-Funktionär nicht wegen örtlicher illegaler Arbeit, sondern wegen seiner Verbindungen zu höheren Leitungsorganen schon 1933/34 in die Hände der Politischen Polizei: Hans Gostomsky.

Luise Köhler, Ehefrau des SAP-Leiters von Berlin-Brandenburg Max Köhler, berichtet darüber 1981:

„Der Sozialist Hans Gostomsky, ein junger Familienvater, wurde beim ‚Verhör‘ so massiv unter Druck gesetzt, dass er sich verzweifelt das Leben nahm, um weder seine Familie noch seine Gesinnungsgenossen opfern zu müssen.“

Schönow, Friedenstraße 1 – Wohnung von Erich Fähling

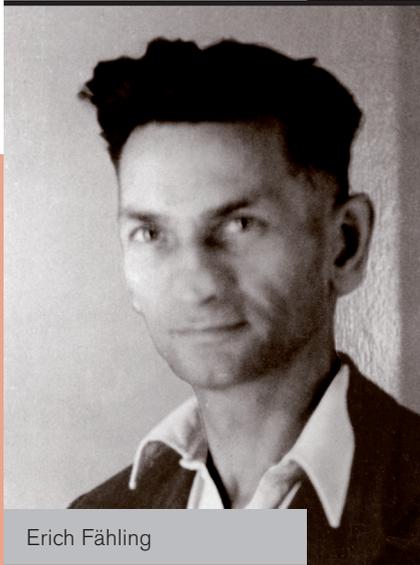
Der 1899 in Berlin geborene Schriftsetzer Erich Fähling lebte gegen Ende der Weimarer Republik im Norden Berlins (Hohenschönhausen) und arbeitete politisch im Pankower SAP-Ortsverband mit. 1933 zog er nach Schönow, einem Vorort des Bezirks. Seiner eigenen Aussage (1959) zu Folge waren die Vorbereitungen der Berliner SAP auf die illegale Arbeit innerhalb Pankows am weitesten entwickelt. Fähling erhielt von seiner Partei den Auftrag, die ‚Kaderarbeit‘ in den Berliner Betrieben zu organisieren. Vermutlich hatte er sich dafür durch den Umstand qualifiziert, dass er einer der wenigen SAP-Funktionäre war, die neben der langjährigen Erfahrung in der Betriebswelt auch auf praktische Erfolge verweisen konnten: Es war ihm gelungen, bei der Preußischen Druckerei- und Verlags A.G. (SW 68, Wilhelmstraße 32) eine illegale Betriebsgruppe zu gründen, die Untergrundschriften der SAP verbreitete („Das Banner der revolutionären Einheit“) und Beiträge kassierte.

Erich Fähling (1899–1981) bemerkt 1959 gegenüber Dr. Reichhardt:

„Ziel dieser Arbeit war es, langsam in den Betrieben starke Gruppen heranzuziehen, die in der Lage waren, die Belegschaften im Sinne des NS unsicher zu machen. Illegales Material wurde nur an unbedingt Zuverlässige abgegeben; aus Sicherheitsgründen wurde auf eine wild und blind arbeitende Propaganda verzichtet. Der Eintritt in die DAF*, der oft ja mehr oder weniger zwangsweise vor sich ging, wurde befürwortet, weil man glaubte, dadurch um so sicherer illegal arbeiten zu können ...



Alfred Schulz



Erich Fähling

Jeden Sonntag trafen sich die dafür zuständigen Funktionäre zu Besprechungen über die weitere Arbeit und Entgegennahme von Referaten. Diese Diskussionen trugen wesentlich mit dazu bei, den lebendigen Kontakt und das Zusammengehörigkeitsgefühl aufrecht zu erhalten ...“

*DAF = Deutsche Arbeitsfront. NS-Zwangsorganisation an Stelle der unterdrückten Gewerkschaftsbewegung, d. Verf.

Erich Fähling hielt für die Berliner SAP-Leitung auch Verbindung zu den nach Berlin eingereisten Auslandskurieren, darunter zu Herbert Heerklotz (S. 98). Als Heerklotz Fehler in der illegalen Arbeit unterliefen, kam es zu Verhaftungen, die - durch unter Zwang erpresste Aussagen - zu weiteren Festnahmen führten. Erich Fähling wurde daraufhin im September 1936 zu 4 Jahren Zuchthaus verurteilt, sein enger Mitverschwörer aus der SAP-Leitung und Arbeitskollege Gerhard Beyer zu 5 Jahren Zuchthaus. (Nach der Entlassung aus der Haft schloss sich Erich Fähling der Saefkow-Gruppe an, S. 160.)

Gustav Weitkus
Blankenfelde, Kolonie Saarland 2

Fritz Timm
Schönholz, Papierstr.5

Zwei Jahre nach dem o. g. Prozess, im Herbst 1938, nahm die Geheime Staatspolizei umfangreiche Verhaftungen im Norden Berlins vor. Sie führten im Februar 1939 zu einem Verfahren gegen sechs Funktionäre vor dem Berliner Kammergericht.

Zur Verantwortung gezogen wurden der frühere SAP-Vorsitzende vom Wedding Otto Seiffert, seine engen Mitarbeiter, der Gärtner Willi Voß und der Lagerarbeiter Otto Kuhr, ferner der Modelltischler Fritz Timm aus Schönholz und der Blankenfelder Schlosser Gustav Weitkus. Die diesem Personenkreis angelasteten (nachgewiesenen) illegalen Tätigkeiten bezogen sich lediglich auf die Jahre 1933/1934. Tatbestände, die darüber hinaus gingen, konnten gerichtlich nicht zusammengetragen werden, denn die SAP'ler waren der politischen Polizei durch einen zurückgekehrten Emigranten und Spanienkämpfer, der unglücklicherweise frühere Freunde aufgesucht hatte und gefangengenommen wurde, ins Netz gegangen.

Der Mitangeklagte Willi Voß berichtet 1949:

„1939 kam ein Genosse aus Prag nach Berlin und wurde hier verhaftet. Infolge der Druckmittel, die man anwandte, gab der Gen. (Gustav Weitkus) zu, dass ich seine Flucht* vorbereitet hatte und somit wurde ich auch festgenommen. Da man glücklicherweise nicht mehr aus mir herausbekam (wie außer dieser Fluchthilfe noch einige geheime Versammlungen), kam ich noch mit einem blauen Auge davon. Das Urteil war 1½ Jahre Gefängnis.“

*Im Jahr 1934, d. Verf.

Der Hauptangeklagte G. Weitkus (1909–1945) erhielt im Kammergerichtsprozess eine Zuchthausstrafe von 2 Jahren und 3 Monaten, Otto Seiffert eine von 2 Jahren und 9 Monaten. Die anderen Beteiligten erhielten Gefängnisstrafen zwischen einem und zwei Jahren.

Der Weddinger Otto Seiffert (1894–1977) erinnert sich 1950:

„Der Prozess ging unter dem Namen Weitkus und andere. (6 Angeklagte). Gustav Weitkus ist im Mai 1945, Otto Kuhr im August 1948 und Fritz Timm (soweit mir bekannt ist) 1940 verstorben.“

So unklar wie die Todesumstände des Blankenfelders Gustav Weitkus in den Wirren des Kriegsendes 1945 lange für uns blieben, so wenig wussten wir lange Zeit über das Ableben des jungen Modelltschlers Fritz Timm (1905-1940), der zuletzt in Schönholz wohnte und 1940 in der Haft verstarb.

Der aktive Gewerkschafter (Holzarbeiterverband), an den sich andere Reinickendorfer und Weddinger Zeitzeugen noch erinnern konnten, stieß 1931 über Otto Seiffert zur SAP. Er bezog ihr Untergrundmaterial und nahm an illegalen Zusammenkünften teil. Fritz Timm reiste auch wiederholt in die Tschechoslowakei. Beim Gestapo-„Verhör“ gab er an, es habe sich dabei lediglich um ‚private Besuche‘ gehandelt.

Sein früherer Berufskollege Herbert Borsky (S. 91) konnte von Frau Lieselotte Timm Näheres über das Schicksal seines Jugendfreundes erfahren.

Herbert Borsky:

„Fritz Timm war ein Lehrkollege von mir und erlernte wie ich auch das Handwerk des Modelltschlers ... Fritz war in der SAJ, den Naturfreunden und eine Zeit lang auch beim Reichsbanner organisiert ... Fritz ging nach 1933 in die illegale Arbeit und fungierte als Kurier für eine Gruppe, über die ich nichts weiß. Er wurde beim Übertritt über die deutsch-tschechische Grenze gefasst und verurteilt. Wozu, wofür, wie lange ist mir nicht bekannt. Ich weiß nur, dass er als Facharbeiter [aus der Haft] vorzeitig entlassen werden sollte. Er war aufgeregt und nervös und hatte einen Zusammenstoß mit dem Wachpersonal. Er schnitt sich die Pulsadern auf und verblutete [1940].“

Hermann Schulz

Reinickendorf-Ost, Romanshorner Weg 58

Der Pädagoge Hermann Schulz (1890–1942) war in den Jahren der Illegalität die prägende Persönlichkeit der Reinickendorfer SAP und wirkte als Schulungsleiter (S. 100) auch nach Pankow hinein.

In der Weimarer Republik gehörte der Lehrer zum Freundeskreis um Paul Levi. (Paul Levi war ein Schüler und Freund Rosa Luxemburgs und organisierte nach seinem Bruch mit dem Kommunismus einen Diskussions- und Schulungskreis linker Sozialdemokraten und unabhängiger Sozialisten.)

Nach dem Verbot der SAP gab Hermann Schulz – seines überlegenden Handelns wegen „Väterchen“ genannt – seine Erfahrung an Jüngere weiter.



Hermann Schulz

Herbert Komm (1909–1993) schreibt über ihn:

„Ihm genügte nicht sein reges parteipolitisches Engagement, er tat sich auch um in der Wissenschaft [von] der Politik, vornehmlich in einer ihrer Grunddisziplinen, der Soziologie ...

Nach Hitlers Machteroberung ... war es ... Hermann, der die jungen, ungeduldig drängenden Heißsporne anhielt, Aktivitäten erst nach gehöriger theoretischer Klärung des aktuellen politischen Geschehens zu entfalten, Opportunität und Aussichten gewagter Widerstandshandlungen zu überlegen.“

Allein beruflich stand Hermann Schulz vor erheblichen Existenzproblemen: 1933 vom NS-Regime als Lehrer entlassen, blieb er bis 1939 arbeitslos. Schließlich fand er eine Beschäftigung bei der Buchhandlung Gsellius und ab 1941 bei der Deutschen Bodenbank.

Die politische Entwicklung im Jahre 1939, besonders der Hitler-Stalin-Pakt, entsetzte Hermann Schulz sehr. Herbert Komm: „Hermann verdamnte mit unnachsichtiger Schärfe, äußerst aufgebracht, diese Politik der Sowjets als eine ungeheuerliche und zynische Preisgabe sozialistischer Verhaltensregeln.“

Trotz aller Enttäuschung und der zunehmenden Isolierung der Regime-Gegner ließ Hermann Schulz seinen Willen zur Untergrundarbeit nicht erlahmen.

Herbert Komm:

„Am Abend des 10. Oktober 1942 wartete ich am Bhf. Prinzenstraße vergebens auf Väterchen, um mit ihm zu einem illegalen Treff zu gehen. Bei seiner vorbildlichen Zuverlässigkeit musste sein uns nicht angekündigtes Ausbleiben schlimmste Befürchtungen wecken.“

Hermann Schulz war in Händen der Gestapo, Prinz-Albrecht-Straße 8. Dort wurde er mehrere Wochen „verhört“. Bei einem Besuch sah seine Frau Spuren von Misshandlungen im Gesicht des Verhafteten. Sie erfuhr den Grund seiner Festnahme nicht. Höchstwahrscheinlich waren es Kontakte zum Kommunisten Wilhelm Guddorf von der „Roten Kapelle“ (S. 153f.), die Schulz zum Verhängnis wurden. Beide hatten sich über die Buchhandlung Gsellius kennen gelernt und waren nach der Aufdeckung der Untergrundgruppe am selben Tag verhaftet worden.

Um Hermann Schulz unter Druck setzen zu können, nahm die Geheime Staatspolizei nun auch seine Frau Ellen fest.

Herbert Komm:

„Bei Abführung in den Keller erhält sie [Ellen Schulz] einen so starken Hieb ins Genick, dass sie ohnmächtig wird. Auf dem nassen Fußboden des Kellers, kaum wieder zu sich gekommen, wird sie herausgeholt und nach Hause gefahren. Sie muss bei der Gefahr der Abholung ihres Sohnes einen Revers unterschreiben, dass sie über die Vorgänge nichts verlauten lassen werde.

Am 12. November 1942 erhält sie von der Gestapo einen Brief mit der kurzen Mitteilung, dass ihr Mann am 10. November 1942 seinem Leben ein Ende gesetzt habe. Er soll sich einen Lichtschacht hinuntergestürzt haben, wie später verlautet.“

(Hermann Schulz' Freund und Schüler Herbert Komm wurde später zur Strafeinheit 999 einberufen. Er konnte überlaufen und sein Leben retten.)

DAS BANNER
DER REVOLUTIONÄREN EINHEIT

„PLANWIRTSCHAFT“ AUS NOT

Bankrott des Aussenhandels
Die grosse Rede des Wirtschaftsdictators Schacht zur Eröffnung der Leipziger Herbstmesse erregt mit Recht überall grosses Auf-

„Gangster finance“
Eine von Herrn Schacht mit Defraudantenfrechheit unterstrichene Konsequenz dieser Neuregelung ist, dass nimmehr auch die in den letzten Monaten entstandenen kurzfristigen Warenschulden nicht bezahlt werden. *) Der engli-

„Ersatz“-Konjunktur
Herr Schacht hat sich auch Gedanken gemacht, wie die innere Konjunktur aufrecht erhalten werden soll. Das Universalheilmittel sieht er im Ersatz! Die «Herstellung inländischer Rohstoffe soll mit allen erdenklichen Mitteln darüber hinausgehenden Kosten gemacht —

NATIONALER «SOZIALISMUS»
«Die Industrie muss in der Lage sein, Profite zu erzielen. Wir brauchen Geld, und der Weg dazu ist, die privaten Unternehmungen gewinnbringend zu gestalten. Es gibt keinen anderen Weg, und diesen Weg wird Deutschland verfolgen.»
Dr. Schacht in einem Interview für die USA-Presse.

Dokument: Untergrundschrift (Auszug) der SAP

Walter Kluge

Reinickendorf-Ost, Grindelwaldweg 14 – illegaler Treffpunkt

Nach dem Tode von Hermann Schulz blieb es zuletzt Walter Kluge vorbehalten, die kleine Gruppe der SAP zu leiten.

Walter Kluge hatte schon Mitte der 1930er Jahre in verantwortungsvoller Funktion in der Berliner SAP-Leitung mitgewirkt, wie uns übereinstimmend der Schöneberger Erich Gau und der Köpenicker Fritz Benke berichtet haben. Die Freunde sammelten Geld zur Unterstützung in Not geratener Familien von Widerstandskämpfern und halfen entlassenen Genossen, die, von Zuchthaus und KZ gezeichnet, wieder unter ihnen waren.

Fritz Benke (1913–2003) erinnert sich 1984:

„Als SAP-Organisation haben wir uns jeweils in anderen Bezirken getroffen. Besonders in Erinnerung blieb mir ein Treffen im Tegeler Wald. Der damalige Leiter unserer Berliner Organisation Willy Brandt [1936] sprach.

Im Norden Berlins halfen wir später auch der Familie eines durch Selbstmord in der Haft umgekommenen Pädagogen [H. Schulz]. Bei politischen Fällen entzogen die Nazis nämlich den Familien die Rente.

Die SAP war nach vielen Verhaftungen inzwischen in vier Abschnitte eingeteilt: West, Ost, Nord und Süd.

Nachdem mein Vorgänger (der Lichtenberger Gerhard Hübsch) verhaftet und mit 15 Jahren Zuchthaus bestraft worden war, folgte ich ihm als SAP-Leiter ‚Ost‘. Dadurch hatte ich Kontakte zu anderen Genossen. Wir kannten uns aber nur mit dem Vornamen. Im Norden war es ein gewisser ‚Walter‘ (Kluge) mit seiner Frau Hilde, zu der wir Verbindung hielten, nachdem er eingezogen worden war.“



Reinickendorfer Jungsozialisten
(Walter Kluge zweiter von links, Herbert Komm dritter von rechts)

Walter Kluge, der von Beruf technischer Angestellter war, konnte sich dem direkten Fronteinsatz zeitweise durch geschickte Tarnung entziehen.

Herbert Komm erinnert sich 1983:

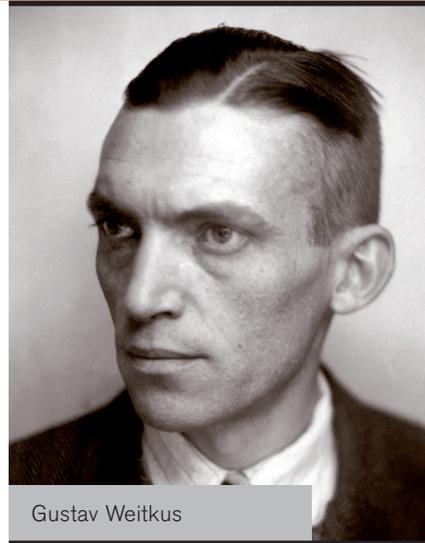
„Im Krieg hatte er Ischias simuliert und unterrichtete mich in dieser Fertigkeit, als er einmal auf Urlaub war. (Ich bin erst später eingezogen worden.)

So abenteuerlich es klingt und auch von uns SAP-Freunden empfunden wurde: Walter brachte bei einem seiner Heimaturlaube – auf unerklärliche Weise war ihm dieses halbbrecherische Stück gelungen – ein Maschinengewehr heimlich mit nach Hause, weil er hoffte, die deutsche Front werde bald zusammenbrechen und diese Waffe bei den zu erwartenden Auseinandersetzungen mit den Nazis zur Hand haben zu können.“

Walter Kluge kam unter ungeklärten Umständen am Kriegsende ums Leben. Seine Frau Hildegard Kluge berichtet (1983), dass sich kurz vor dem Tode ihres Mannes die Gestapo nach ihm erkundigt habe. Bald darauf sei er an einem Ort „gefallen“, wo zu diesem Zeitpunkt (nach den Recherchen seiner Frau) nicht gekämpft wurde.

Gustav Weitkus starb in den letzten Kriegswirren, beim Kampf um Berlin. Unter tragischen Umständen kam er durch sowjetische Kugeln ums Leben.

Mit Walter Kluge, Hermann Schulz, Fritz Timm, Gustav Weitkus, Erich Domke und Hans Gostomsky hatte die Berliner SAP zwischen 1933 und 1945 allein im Norden Berlins sechs aktive Sozialisten verloren.



Gustav Weitkus

Von den etwas über 1.000 Mitgliedern in Berlin, die diese kleine Partei am Anfang der NS-Diktatur zählte, waren in den folgenden Jahren mindestens 100 verhaftet, und mindestens 50 sind verurteilt worden. Viele Menschen erlitten durch Haft und Folter lebenslange gesundheitliche Schäden. Das sind bedrückende Zahlen, die aber auch eine erstaunliche Widerstandsaktivität spiegeln.

Kommunistischer Widerstand

Der unterschätzte Gegner

Während in „wilden“ Konzentrationslagern schon Hitler-Gegner geschlagen, gequält oder ermordet wurden und SA und SS Tausenden kommunistischen Funktionären auf den Fersen waren, beschloss im Mai 1933 das Zentralkomitee der KPD folgende Resolution:

„Das Proletariat hat keine Schlacht verloren, keine Niederlage erlitten ...
Es handelt sich nur um einen vorübergehenden Rückzug.“

Selbst zu diesem Zeitpunkt, als große Teile ihrer Organisation zertrümmert waren, fand sich die KPD-Führung nicht bereit zuzugestehen, dass auch die deutsche Arbeiterbewegung 1933 eine folgenschwere Niederlage erlitten hatte, eine Niederlage, die den einst zahlenmäßig so starken kommunistischen Flügel einschloss. Wie Hitler und seine NS-Bewegung von seinen sozialdemokratischen und bürgerlichen Widersachern unterschätzt wurde, wie sich auch seine rechts-konservativen Bündnispartner in seiner rücksichtslosen Konsequenz und Zielstrebigkeit, die alleinige politische Macht zu erobern, geirrt hatten, so verkannten ihn auch die Kommunisten. Hatten sie nicht großen Anteil an der Verharmlosung der NSDAP, wenn sie seit 1930 jeder Regierung das Etikett „faschistisch“ anklebten und ihre eigenen Anhänger durch punktuelle gemeinsame Aktionen (Volksentscheid 1931, BVG-Streik 1932) mit der NSDAP total verwirrten? Selbst oppositionelle Kommunisten wie die Theoretiker August Thalheimer und Leo Trotzki hatten die KPD immer wieder durch Aufrufe, Artikel und Schriften vor den absehbaren Konsequenzen dieser Politik gewarnt.

Dabei hätte die KPD 1932 doch nur auf ihre eigene Parole zu hören brauchen: Wer Hitler wählt, wählt den Krieg. Aber die Kommunisten machten nicht in erster Linie Front gegen die NSDAP und ihren „Führer“, sondern gegen die sterbende Republik und die bekämpfte Sozialdemokratie.

Selbst die Gründung der „Antifaschistischen Aktion“ durch die KPD 1932 konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Partei auf Grund ihrer Verbohrtheit im Wesentlichen unter sich blieb. Auch die in der Berliner Parteioorganisation im Herbst 1932 vorgenommene Umstellung auf die Illegalität schuf durch das Zerreißen traditioneller Zusammenhänge nicht mehr Sicherheit, sondern Aufregung und Verwirrung.

Verfehltter Parteibau

Karl Elgaß (1900–1985) war von 1930 bis 1932 technischer Mitarbeiter bei der KPD-Bezirksleitung von Berlin und besaß dadurch enge Kontakte zum Führungsapparat bzw. seinen Verantwortlichen: zunächst Wilhelm Pieck und Hans Pfeiffer, danach Walter Ulbricht und Albert Kuntz.

Karl Elgaß erinnert sich 1982:

„Ich war von September bis Dezember 1932 Instrukteur der Berliner KPD-Bezirksleitung im Unterbezirk Nord (Wedding und Reinickendorf).

[Meine] Aufgabe: Umstellung der KPD auf die Illegalität und Schaffung von kleinen Wohnpartei-Einheiten und Betreuung der Betriebszellen. Für den Bereich des Unterbezirks sollte die Struktur des Parteibereiches auf viele kleine Parteieinheiten aufgegliedert werden - auf etwa 25 selbstständige Parteigruppen. Diese Umstellung war nur gegen viel Widerstand der Mitglieder vorzunehmen und durchzuführen ...

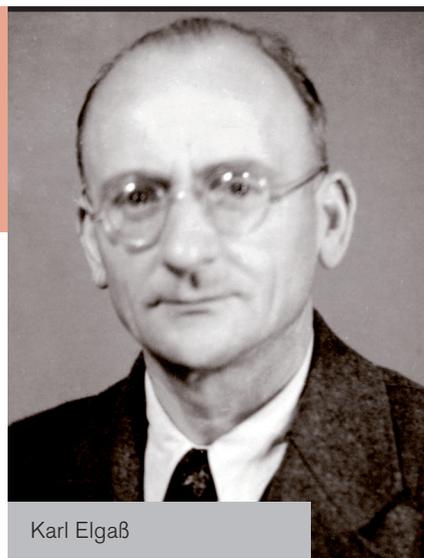
Daraus entstandene Folgen waren: Erschwerung der illegalen Aufgaben, Unsicherheit der Mitglieder und Vernachlässigung der Organisierung des Widerstandes gegen die Nazidiktatur.“

Diese Verminderung der Schlagkraft der KPD traf für ganz Berlin zu, denn die gesamte Parteioorganisation der Reichshauptstadt sollte von 20 Bezirken in etwa 100 – 120 Kleineinheiten (Elgaß: „Liliputformat“) aufgegliedert werden.

Karl Elgaß:

„Man kann sagen, mitten in die Umstellung der Parteioorganisation platzte der 30. Januar 1933 hinein und damit begann der Vernichtungsfeldzug der NSDAP und des Staatsapparates gegen die KPD, die SPD und den Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund.“

(Karl Elgaß wechselte 1933 nach Schlesien, wo er im Auftrag des ZK der KPD als „Reichsinstrukteur“ wirkte. Am 14. Juni 1933 wegen Widerstandes verhaftet, blieb er bis April 1939 im Zuchthaus und KZ eingesperrt. Er löste sich von der KPD und schloss sich der Gruppe Neu Beginnen – S. 87ff. – an.)



Karl Elgaß

Oppositionelle und Überläufer

Dem sich rasch ausbreitenden Terror nach dem 30. Januar 1933, der sich zuallererst auf die KPD und ihre Anhänger konzentrierte - denn von ihnen erwartete die NSDAP am ehesten Widerstand -, war auch eine Parteioorganisation nicht gewachsen, die vielleicht eher als die SPD Massen hätte mobilisieren können. Der führende Berliner Arbeitersportler (S. 131)

Rudi Rothkamm (1906–1983) war maßgeblich daran beteiligt, als kurz vor der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler in Wedding und Reinickendorf „Häuserschutzstaffeln“ aufgestellt wurden: Sie lagen in Bereitschaft und sollten bei der letzten Auseinandersetzung mit den Nationalsozialisten eingesetzt werden.

Rudi Rothkamm erklärte 1959 gegenüber Hans J. Reichhardt:

„Die KPD-Führung Anfang der 30er Jahre war weitgehend verbürgerlicht und unfähig, die Arbeiterschaft zu revolutionären Aktionen aufzurufen. Zudem ist sie wohl auch Schuld daran, dass sie durch ihre verfehlte Einschätzung der Lage der Sowjetunion und der Komintern [Kommunistische Internationale] völlig falsche Informationen geliefert hat. So war noch 1934 in der Öffentlichkeit die Meinung weit verbreitet, die Anhängerschaft und die Mitglieder der NSDAP rekrutierten sich ausschließlich aus dem Bürgertum...

Die Einheitsfront wurde von großen Teilen der KPD-Mitglieder befürwortet. Es bestanden zwischen den Mitgliedern beider Parteien auch sehr enge Beziehungen, doch beide Parteiführungen versagten in dieser für die Arbeiterbewegung lebenswichtigen Frage.“

Nach Beobachtungen des Arbeitersportlers gingen in Berlin 20% der Mitglieder - vor allem aus den Reihen des Rotfrontkämpferbundes (S. 116ff.) - zu den Nazis über, 30% zeigten sich bereit, illegal gegen die Nazis zu arbeiten, etwa die Hälfte verhielt sich passiv.

Der frühere kommunistische Gewerkschaftsfunktionär der Sparte Friseure, Hans Leirer, wohnte 1933 in Reinickendorf-Ost, Granatenstraße 18. (Wegen illegaler Beitragskassierung und Verbreitung des „Roten Kuriers“ sperrte man ihn 1933/34 zehn Monate, darunter im KZ Oranienburg, ein.) Nach seiner Einschätzung traten etwa 50% des Roten Frontkämpferbundes zur NSDAP/SA über, während Derartiges bei den eigentlichen KPD-Mitgliedern weit weniger der Fall war. (Leirer hielt sich nach der Entlassung aus dem KZ politisch zurück, blieb aber in Verbindung mit Hauptfunktionären wie Amandus Bösch).

Die Rolle der KPD war gerade 1933 längst nicht so heldenhaft, wie es die SED-konforme Geschichtsschreibung gerne beschrieb. Neben unbestreitbaren, schweren Opfern und Tausenden mutiger Opponenten gab es vielerorts Erscheinungen des abrupten Überwechsels zu den neuen (braunen) Machthabern. Kommunistische Zeitzeugen, darunter der Reinickendorfer Gerhard Gossa (S. 114) und der Hermsdorfer Gerhard Schröder (S. 141ff.) berichten, dass ganze Schalmeyenkapellen – eine in Reinickendorf-West, eine zweite in Wittenau – zur SA überliefen. Erzählt wird von Hausbewohnern, Arbeitskollegen oder Arbeitersportlern, die gestern noch glühende Anhänger des Kommunismus waren und von einem Tag auf den anderen in der braunen SA-Uniform erschienen.

Das besagt nichts über jene standhaften Kommunisten, die gerade in den Jahren 1933–1936 zahlenmäßig den weit größten Anteil am deutschen Widerstand hatten. Sie haben wie alle Opfer des Terrors Anspruch auf Achtung und ehrendes Gedenken.

Stadtverordnete verschleppt (März 1933)

Buch, Siedlung 18, Wohnort von Karl Salzsieder (1985–1963)

Karl Salzsieder war einer der führenden Funktionäre des Roten Frontkämpferbundes und für Pankow Mitglied der Berliner Stadtverordnetenversammlung. 1931 verlor er seine Beschäftigung als Krankenpfleger der städtischen Heil- und Pflegeanstalt Buch, u. a. weil er sich in einer Versammlung der Stadtverordneten gegen den Ausschluss der KPD-Abgeordneten von einer Sitzung unter „Verwendung von Stühlen als Wurfgeschosse“ besonders heftig gewehrt hatte. In der Reichstagsbrandnacht (27./28. Februar 1933) wurde der Kommunist wie Hunderte Funktionäre seiner Partei verschleppt und im Spandauer Gefängnis eingesperrt. Zehn Tage später entließ man ihn und andere aus unbekanntem Gründen.

Mitte März 1933 war eine Stadtverordnetenversammlung anberaumt, die von der NS-Presse mit den Worten kommentiert wurde: „Heute Stadtverordnetenversammlung *ohne* Kommunisten“. (Kommunisten waren die Mandate entzogen worden.)

Obwohl NS-Zeitungen ausführten, dass es auf Grund der NS-„Aufklärungsarbeit“ kein Kommunist wagen würde, das Berliner Rathaus (Stadthaus) zu betreten, ließ sich Karl Salzsieder nicht einschüchtern.

Wir wissen heute (2008) nicht, wie viele kommunistische Stadtverordnete Mitte März 1933 überhaupt noch in der Lage waren, zu dieser Sitzung zu kommen. Neben Karl Salzsieder erschien jedoch die Weddingerin Martha Herz. Kurz nach Betreten des Rathauses – wobei Salzsieder vom sozialdemokratischen Fraktionsmitglied Kreuziger mit Handschlag und zustimmenden Worten begrüßt worden war – wurden die Kommunisten von herbei eilender SA festgenommen und in ein Wachzimmer verschleppt.

Karl Salzsieder berichtet später:

„Eine besondere Wut hatte unsere Protestaktion beim Nazi-Häuptling Lippert ausgelöst, zumal dieser als Stadtpräsident Berlins Beispiel gebend dastehen wollte. Lippert alarmierte die Pressevertreter, dann mussten wir beide auf Kommando eines Polizeioffiziers einen bereit gestellten Polizei-Überfallwagen besteigen, wobei wir durch die Pressevertreter von allen Seiten fotografiert wurden. Dieses Bild wurde Tags darauf von den Berliner Zeitungen mit dem Vermerk gebracht: „Zur Nachahmung: So lässt der Stadtpräsident Berlins die widerspenstigen Kommunisten im Interesse der Ruhe und Ordnung hinter Schloss und Riegel bringen.““

Beide Verhafteten wurden erst nach einem halben Jahr aus dem Gefängnis entlassen. Wie Karl Salzsieder geriet auch der Reinickendorfer KPD-Stadtverordnete und Werkzeugmacher Walter Köppe bereits 1933 in Haft. Nach einigen Wochen entlassen, rettete sich der Politiker ins Ausland (S. 289). Gleich ihm emigrierte der frühere Weddinger (1921–1924) und spätere Pankower (1929–1933) Stadtverordnete Paul Schwenk (Blankenburg, Harzburger Straße 8). Der Parteisekretär und eher gemäßigte Kommunist (1880–1960) flüchtete mit seiner Lebensgefährtin Martha Arendsee nach deren Entlassung aus der Haft in die Sowjetunion. Verursacht durch den Terror Stalins, wurde Schwenk in der SU von 1938–1941 eingesperrt.



August Luscher

Der Waidmannsluster Stadtverordnete August Luscher (1876–1970) aus der Bondickstraße 81, ein gestandener alter Gewerkschafter, geriet ebenfalls in der Reichstagsbrandnacht in Haft und wurde für zehn Monate, darunter im KZ Sonnenburg, gefangen gehalten. Danach verlor er wegen seiner politischen Vergangenheit wiederholt seinen Arbeitsplatz. Nur durch Abwesenheit von Berlin entging er nach dem 20. Juli 1944 – S. 72f., 128 – erneut der Verschleppung.



Dr. Fritz Ausländer

Dr. Fritz Ausländer, Studienrat und Mitglied der KPD (Tegel, Erholungsweg 14), hatte von 1926–1928 dem Berliner Magistrat als unbesoldeter Stadtrat angehört. Von 1928–1932 war er auch Abgeordneter des Preußischen Landtages. Der gemäßigte Kommunist (wie Max Frenzel – S. 146f. – Mitglied der innerparteilichen „Versöhnler“-Gruppe) wurde von der KPD nicht mehr als Kandidat nominiert, sondern politisch kaltgestellt. Aus Protest gegen die ultralinke Linie verließ er 1932 darauf die Partei. In der Nacht des Reichstagsbrandes verhaftet und verschleppt, litt er bis 1935 in mehreren Konzentrationslagern. Aus dem Staatsdienst entlassen (ein Ruhegeld verweigerte man ihm ebenfalls), verdiente er sich unter anderem als Adressenschreiber seinen Lebensunterhalt. Nach Kriegsbeginn (1939) nahm man ihn erneut fest und sperrte ihn ins KZ Sachsenhausen. In Folge eines Selbstmordversuches wieder freigelassen, nahm er sich aus Angst vor einer erneuten Verhaftung 1943 das Leben.

Die Biographie des verfolgten Pankowers Erich Baron (1881–1933) weist manche Parallelen zu der von Fritz Ausländer auf. Auch Baron war Kriegsgegner und Anhänger von Karl Liebknecht im Ersten Weltkrieg und betätigte sich in der Kommunalpolitik (Brandenburg). Als Generalsekretär der „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland“ engagierte sich Baron an herausragender Stelle für eine Verständigung zwischen Deutschland und der Sowjetunion. In der Nacht des Reichstagsbrandes griff die SA nicht zuletzt nach diesem Mann. Erich Baron (Kavaliertstraße 22) wurde schwer misshandelt. Wenige Wochen später starb er an den Folgen.

In den Folterkammern der SA

Die Niederlage der Arbeiterbewegung 1933 erklärt sich nicht allein aus der unzureichenden Erkennung der Gefahr und der mangelhaften organisatorischen Vorbereitung auf die Illegalität: Es war zu allererst der Terror der NS-Bewegung, die in einer (vorher nicht gekannten) unvorstellbaren Brutalität über ihre politischen Gegner und potenziellen Widersacher herfiel und weitgehend ausschaltete.

Einige Zeitzeugen aus dem Norden Berlins geben darüber Auskunft:

Alfred Baier (1905–1982) aus Blankenburg erinnert sich 1945:

„Juni 1933 wurde ich durch Verrat durch einen Georg Schureck von der SA ins Karl-Ernst-Haus [Kissingenstraße, Foto S. 46] gebracht, wo man von mir eine Waffe haben wollte. Ich wurde dort im doppelt vergitterten, immer dunklen Keller 5–6 Mal pro Nacht vernommen, wobei ich jedes Mal circa 200 Schläge mit Hundepeitschen und Gummiknütteln bekam. Nach 5 Tagen wurde ich durch Fürsprache eines Blankenburger Polizeibeamten nach Empfang von circa 1.000 Schlägen grün und blau sowie lahm entlassen. Bei den Schreien im Karl-Ernst-Haus [haben] jedes Mal die SA-Kapelle und Trommeln eingesetzt, um das Schreien zu übertönen. Der Politische Kommissar im Karl-Ernst-Haus hieß Parde[r]mann und wohnte damals in Pankow. Er war der größte Schweinehund und hat den Leuten, die er prügeln wollte, erst immer Rizinusöl eingegeben und dann schlagen lassen, bis sie sich voll machten. Bei jeder Wahl wurde ich immer wieder verhaftet.“

Georg Richter (1905–1979) aus Reinickendorf-West erinnert sich 1957:

„Im Juni oder Juli [1933] wurde ich zum ersten Mal festgenommen. Ich sollte illegale Zeitungen antinationalsozialistischen Inhalts verbreitet haben. Zwei SA-Männer holten mich aus meiner Wohnung und brachten mich in die Räume der früheren Feilenhauerei Mägdefrau in Reinickendorf-Ost [Pankow, Damerowstraße 6–7]. Damit ich aussagen sollte, woher die Zeitungen stammen, wurde ich unter die kalte Brause gestellt und danach mit Gummiknütteln auf alle Körperteile geschlagen. Erhebliche Schläge erhielt ich auf den Kopf. Ein Faustschlag zertrümmerte mir die Nase.“



Ruth Sachs

Von Razzien in der Weißen Stadt berichtet die wegen führender Mitarbeit im illegalen Schriftenvertrieb der KPD 1935 zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilte Ruth Sachs (1896–1968), die 1933 mit ihrem Mann in der Davoserstraße 68 wohnte:

„Am 28. März 1933, mitternachts, drang ein größerer SA-Haufen in unsere Wohnung ein – ihnen voran zwei bisherige Genossen! –, demolierte unsere Wohnung, schlug uns und verschleppte uns in die SA-Kaserne General-Pape-Straße. Sie holten gleichzeitig noch mehrere Genossen aus den Wohnungen heraus. Die Männer wurden in den dortigen Bunkern bestialisch misshandelt, mein Mann, welcher Kriegsbeschädigter war, wurde so zugerichtet, so dass er nach drei Tagen ins Krankenhaus Am Urban eingeliefert werden musste.* Bei dieser Gelegenheit gelang es mir, aus der Kaserne zu entkommen. Ich lebte [dann] illegal in Berlin ...“

*Hans Sachs wurde Anfang Januar 1943 im KZ Auschwitz ermordet.

Auch in der Freien Scholle wurden mehrere Anhänger der KPD, darunter Anna Reffert, Schollenweg 28 (b. Schäfer), und Else Großmann (1901–1991) aus dem Allmendeweg 71 verschleppt. Letztgenannte notiert dazu 1945 knapp: „Die Vernehmungen [in einer SA-Kaserne] waren so besonders scharf, weil die Gestapo annahm, ich gehöre einer (übrigens gar nicht existierenden) Terrorgruppe an, die Attentate auf Göring vorbereitete.“ Sie fährt fort: „Die Striemen der Nilpferdpeitsche waren vier Monate lang sichtbar. So lange wurde ich auch gesondert gebadet und im [Polizei-]Präsidium in der Männerabteilung ... in Einzelhaft gehalten.“ Und weiter: „In der Zwischenzeit hatte die SS Wochen lang in unserer Wohnung [Allmendeweg 71] gehaust, sie ausgeplündert und verwüstet.“

Der Ingenieur Gerhard Gossa wuchs im Arbeiterkiez von Reinickendorf-West, Wacholderstraße 43 (heute: Zobelwitzstraße), auf. Aus diesem Viertel (Antonienstraße) stammt auch der bekannte revolutionäre Matrose Albin Köbis, der zusammen mit Max Reichpietsch im Ersten Weltkrieg wegen politischer Meuterei hingerichtet worden war.

Gossa besuchte wie andere Arbeiterkinder die „weltliche Schule“ Auguste-Viktoria-Allee 37, wurde Mitglied der Arbeitermandolinisten und der Fichte Turnerschaft. Ihr Trainer auf dem Sportplatz an der Scharnweberstraße war Hans Schulz, ein guter – international geachteter – Leichtathlet, der nach 1933 sein Leben im Widerstand gegen die NS-Diktatur verlor (S. 162). Das Vereinslokal der Sportler lag Eichborndamm, Ecke Zobelwitzstraße, das der Kommunisten in der Antonienstraße.

Gossa: „Die Arbeiter waren eine Kraft in Reinickendorf-West. Aber hier war kein Mietskasernenmilieu wie im Wedding. Bei uns wohnten viele Arbeiter auf der Laube, besonders in der bekannten Kolonie ‚Gartenfreund‘ [Foto S. 118], auch ‚Klein Moskau‘ genannt (wo heute die Autobahn am U-Bhf. Seidelstraße entlang führt). Hier lebte auch die bekannte Familie Beuthke, von der später so viele Mitglieder ermordet wurden (S. 159).“

In Reinickendorf-West kam es vor 1933 wiederholt zu gewalttätigen Auseinandersetzungen (S. 13). Im Jahr der „Machtergreifung“ sollte es gerade in diesem Milieu einige böse Überraschungen geben: Eine Schalmeienkapelle des Roten Frontkämpferbundes lief zur SA über, und ein früherer Kommunist denunzierte eine größere Gruppe ehemaliger Genossen, die er mittels einer Liste im September 1933 der SA meldete.

Gerhard Gossa (1915 - 1997) erinnert sich 1983:

„Im NSDAP-Büro, Scharnweberstraße 44, unserer ersten Station, wurden wir mit Hundepeitschen verprügelt. Die Schläge knallten auf das Kreuz und die Oberschenkel. Der Inhaber des Geschäftes Butter-Neumann, ein Nazi, saß mit einer riesigen Dogge dabei - mir flatterten die Knie. Dann wurden mir die Haare geschoren, nur ein Zopf blieb übrig, um das ein Bändchen kam. Ich musste sagen ‚Ich bin der Kaiser von China‘. Daraufhin hagelte es Magenschläge.

Nachts ging es dann zur General-Pape-Straße, dem Quartier der SA-Feldjäger. Der Weg dort führte am Standort des ehemaligen Kasinos vorbei, hinten über den Hof zur letzten Reihe der Kasernen und dort ab in den Keller. Im Keller wurden wir in die Schreibstube geschubst. Von dort aus mussten wir in die Sanitätsstube krabbeln, begleitet von Schlägen und Tritten mit Stiefeln.“ Nachdem er von SA mit dem Koppelschloss geschlagen worden war, musste sich G. Gossa entkleiden: „Mit einer langen Spritze wurde mir Säure in die Harnröhre gespritzt. Es brannte sofort. Dann erhielt ich eine Glycerinspritze in den After und musste anschließend noch Rizinus trinken. Danach wurde ich in den Flur getreten, von dort aus in den Keller hinabgestoßen. Ein SA-Mann nach dem anderen fragte mich aus. Es war alles Quatsch, Dinge, die ich nie gesehen, von denen ich nie gehört hatte.

Irgendwann in der Nacht ließ man mich dann in Ruhe.“

Die weiteren Stationen der Gepeinigten waren nach der überfüllten SA-Kaserne in der General-Pape-Straße das Polizeipräsidium (Alexanderplatz) und das KZ Columbiadamm. Der gegen Gerhard Gossa und die anderen erhobene Verdacht der Flugblattverbreitung („Rotfront lebt“) konnte nicht erhärtet werden. Gossa, Willi Kranz, Albert Waren, Hermann Beiersdorf, Reinhold Richter, Karl Böttcher und Karl Danzmann wurden nach etwa vier Wochen wieder entlassen. Die gesundheitlichen Schäden blieben ein Leben lang. Der Neuköllner Kommunist Karl Danzmann, der geglaubt hatte, in Reinickendorf vor dem Terror der SA sicher zu sein, starb schon bald darauf an den Folgen der erlittenen Qualen. (Siehe zum frühen NS-Terror auch die S. 118 und S. 120f., 127.)

Roter Frontkämpferbund im Aufbau zerschlagen

Der Rote Frontkämpferbund rechnet in den 1920er Jahren zum militantesten Teil der kommunistischen Bewegung. Er diente nicht allein der Verteidigung beim Saal- und Demonstrationsschutz, sondern griff als Widersacher der SA aktiv in die 1930/31 beginnenden Bürgerkriegsauseinandersetzungen ein. Der RFB, der nach den Mai-Unruhen (1929) vom Staat verboten worden war, hatte in seinen Reihen neben selbstlosen Anhängern, die für ihre Überzeugungen auch mit körperlicher Gewalt eintraten, viele Rabauken und Schläger, denen die Freude am Krawall eigen war und die ebenso bei der SA hätten sein können. Es ist kein Zufall, dass der Anteil der „Überläufer“ (1933) von der KPD zur NSDAP, an die sich so viele Berliner Zeitzeugen erinnern (S. 110), weniger aus den Reihen gewerkschaftlich gebildeter Facharbeiter und geschulter Parteifunktionäre, sondern hauptsächlich aus den Reihen des RFB, der verzweifelten Schichten des untersten Proletariats, stammt.

Auch nach dem Verbot des RFB (1929), der von Ernst Thälmann und Willi Leow geleitet wurde, bestand er in Form getarnter Vereine und Gruppen wie „Ordnerdienst“ oder „Partei-selbstschutz“ weiter. Aus diesen Reihen kamen 1931 auch die Mörder der in linksextremen Kreisen wegen ihres harten Durchgreifens sehr unbeliebten Polizeioffiziere Anlauf und Lenk, die am Bülowplatz erschossen wurden. (Zu den vermeintlichen Tätern wurde neben anderen Weddingern auch Erich Mielke gerechnet, der kurz nach der Tat ins Ausland floh.)



Wilhelm Löschke

Nach dem Verbot der KPD und der Verfolgung ihrer Anhänger versuchten auch Kreise des RFB im Norden Berlins, Teile des alten Apparates zu reorganisieren und Mitglieder zusammenzufassen. In Pankow wurde der leitende RFB-Funktionär Wilhelm Löschke (1894–1968), der als Krankenpfleger auch gewerkschaftlich führend im Berliner Verband der Gemeindearbeiter tätig war, bereits in der Reichstagsbrandnacht (27. Februar 1933) verschleppt. Bis zum Mai 1935 hielt man ihn in den KZ-Lagern Lichtenburg und Sonnenburg fest. Von November 1935 bis März 1936 sperrte man ihn erneut ein (Untersuchungshaft), ohne dem Kommunisten jedoch etwas nachweisen zu können. Noch 1939 stand Löschke unter Polizeiaufsicht und fiel deshalb für die Organisierung illegaler Arbeit aus.

Mehrere Kammergerichtsprozesse führen uns dagegen zu Vorhaben des illegalen RFB in Borsigwalde und Reinickendorf-West:

Massenprozesse gegen den RFB

Im Juli 1934 scheiterte ein Versuch in Charlottenburg und Teilen von Reinickendorf (Heiligensee, Tegel, Borsigwalde, Schulzendorf), den illegalen Roten Frontkämpferbund zu reorganisieren. Hauptangeklagter im Prozess gegen die Verantwortlichen war der Charlottenburger Bäcker Paul Wepler.

Paul Wepler (1910–1982) berichtet 1945:

„1931 zog ich von Charlottenburg nach Falkenhöhe bei Spandau und habe mich sofort dem RFB und der KPD zur Verfügung gestellt. Im Jahre 1933 war ich beauftragt, den RFB in Charlottenburg zu organisieren, weil alles auseinander gerissen war. Mein Verbindungsmann war Gerhard Kellotat aus Moabit. Im Juli 1934 wurde ich dann verhaftet und wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt.“

Die Anklageschrift des Kammergerichts vom 31. August 1934

sagt über die Organisation:

„Der Aufbau des RFB war nach der Einlassung des Angeschuldigten Wepler so gedacht, dass er bei einem Umschwung den Kern der ‚Roten Armee‘ bilden sollte ... Von der Oberleitung wurde unbedingt Geheimhaltung der Organisation befohlen, es wurde gedroht, dass jeder, der zum Verräter wurde, erschossen werde. Die Zeitschrift, die von den Bundesmitgliedern vertrieben wurde, betitelt sich: ‚Die Rote Front‘. Sie wurde jeweils in einer Auflagenziffer von 600 bis 650 Exemplare[n] hergestellt. Von den Mitgliedern wurden 10 Pfennig Beitrag wöchentlich entrichtet.“

Über die Ziele des RFB hieß es in einer „Eilanweisung der Bundesführung“ (unmittelbar nachdem Hitler im Juni 1934 die SA-Führung um Ernst Röhm blutig ausgeschaltet hatte):

„... Sofortige gesteigerte Massen-Agitation zur Diskreditierung Hitlers und seiner Trabanten, des faschistischen Systems. ... Agitationskolonnen sofort auf die Straße, vor allem in die Betriebe, Stempelstellen usw.

... Vorwärts mit aller Kraft. Wir stürmen. Wir sind die Sieger von morgen. Jetzt verzehnfacht eure Kräfte, steigert den Kampfesmut der Arbeiterschaft zu höheren Formen des Klassenkampfes.

Werbt die Reichsbanner-Arbeiter, die Massen der rebellierenden SA-Proleten für den RFB.

Vorwärts! Es lebe die K.P.D., die einzige revolutionäre Partei und ihr Führer Ernst Thälmann!

Vorwärts zum Sozialismus. Für die Sowjet-Union, für ein Räte-Deutschland“.

Der Melker Willi Kreuzberg war im Rahmen der Gruppe Wepler als „Unterbezirksleiter“ für die Ortsteile Heiligensee, Borsigwalde, Tegel und Schulzendorf vorgesehen. Durch den Heiligenseer Arbeiter Reinhold Kaleske (1910–1944) fand er im Norden (Straße 303) einen Ort, an dem ein Abziehapparat aufbewahrt und wo auch gedruckt wurde.

Doch schon wenige Monate danach (Juli 1934) wurde die Gruppe entdeckt. Am 19. November 1934 erhielt der Hauptangeklagte Wepler durch das Kammergericht eine siebenjährige Zuchthausstrafe. Während über das Schicksal des Nordberliner UB-Leiters Kreuzberg nichts in Erfahrung gebracht werden konnte, wissen wir, dass der Heiligenseer Reinhold Kaleske eine mehrjährige Haft, darunter im Moorlager, erleiden musste und 1944 als Soldat im Krieg sein Leben verlor.

Über eine weitere Gruppe des illegalen Roten Frontkämpferbundes informiert ein Prozess des Berliner Kammergerichts vom 12. April 1935. Darin wurden elf Berliner Arbeiter wegen der versuchten Fortführung des RFB in Borsigwalde (Reinickendorf-West) zur Verantwortung gezogen. Während sieben von ihnen kurze Gefängnisstrafen von etwas über einem Jahr erhielten, drei sogar freigesprochen wurden, bekam der Hauptverantwortliche, der Borsigwalder Arbeiter Herbert Wahsilkowsky (* 1905), eine fünfjährige Zuchthausstrafe. Als Organisations- und als Politischer Leiter des Reinickendorfer Roten Frontkämpferbundes hatte er – laut NS-Justiz – den Versuch unternommen,

... „den RFB in der an die Ortschaft Borsigwalde angrenzenden Kolonie ‚Gartenfreund‘, im Volksmund ‚Klein-Moskau‘ genannt, wieder aufzubauen.“



Polizeirazzia in der Laubenkolonie „Gartenfreund“, Frühjahr 1933

Darüber hinaus lastete man ihm an, (angeblich) „umfangreiche Waffenlager“ angelegt zu haben, welche man freilich im Sommer 1933 (S. 47) bei einer Razzia in der genannten Kolonie bereits entdeckt hatte. Damals waren wegen dieser Angelegenheit die Reinickendorfer Arbeiter Artur Siebert, Franz Rosadzinski, Erwin Schurich, Erwin Becker und auch Herbert Wahsilkowsky von September bis Dezember 1933 inhaftiert worden. Trotzdem zog man sie ein Jahr darauf (s. o.) noch einmal zur Verantwortung. Der Hauptangeklagte konnte die „Verhöre“ und die lange Haft (5 Jahre Zuchthaus) überleben.

Belastet durch die Aussagen eines Mannes, der zuvor als (vermeintlich) „flüchtiger Kommunist“ durch mehrere Arbeiterquartiere gezogen war, wurden bereits im Herbst 1933 zehn Bewohner der Kolonie „Gartenfreund“ verhaftet und im Jahr darauf im Prozess (Erwin) „Henkel und Genossen“ zu zwei- bis dreijährigen Strafen verurteilt. Schon 1932 war um Ernst Thäle und Friedrich Bach in der Kolonie eine Schutztruppe gegen wiederholte SA-Überfälle gebildet worden, doch auch sie musste 1933 kapitulieren.

Im Strafverfahren „Mundien und Genossen“ wurden im April 1934 fünfundzwanzig Personen, überwiegend Arbeiter aus Reinickendorf-West, beschuldigt, an der Anlegung von RFB-Waffenlagern beteiligt gewesen zu sein. Im August d. J. erhielten die Hauptverantwortlichen Bilke, Herzog, Jankowski, Junge und Kaminski über zwei Jahre Zuchthaus.

Wegen Weiterführung der KPD in Reinickendorf-West kam es im September 1934 gegen Alfred Preuss und vierzehn weitere Personen ebenfalls zu einem Kammergerichtsprozess, bei dem Arno Hercher mit drei Jahren Zuchthaus die Höchststrafe bekam.

Verhaftungen in Reinickendorf-Ost

Reinickendorf-Ost, Provinzstraße 117 – Wohnung von Heinz Passow.

Neben Reinickendorf-West (Scharnweber-, Berliner Straße) war besonders der Osten Reinickendorfs (Provinzstraße) eine Arbeitergegend. Wobei allerdings die Großsiedlung „Weiße Stadt“ (Aroser Allee) einen etwas gehobeneren Wohnbedarf darstellte, den sich die Ärmsten der Armen nicht leisten konnten.

In Folge des Felsenack-Prozesses (S. 13) im Jahre 1932 – der mit dem Angriff der SA auf die gleichnamige Laubenkolonie befasst war – kam es in Reinickendorf-Ost zu zahlreichen Verhaftungen. Über zwanzig Kommunisten und sechs SA-Leute saßen auf der Anklagebank.

1933 an der Macht, gab sich die NSDAP mit den ursprünglichen Urteilen nicht zufrieden und führte Massenverhaftungen durch. Durch die Festnahme des „Antifa“-Staffelführers Karl Ackert waren dabei viele KPD-Zellen zerschlagen worden, die nun vorsichtig wieder aufgebaut werden mussten (Ackert erlag den Misshandlungen).

Reinickendorf-Ost zählte 1933 organisatorisch zum KPD-Unterbezirk „Wedding-Ost“, der von dem erfahrenen Kommunisten Walter Klaws (1905–1986) geleitet wurde. (Entsprechend gehörte Reinickendorf-West zu „Wedding-West“.) Klaws stützte die illegale Arbeit in Reinickendorf auf seine Genossen Krämer, Lubczyk, Weber, Urban, Wagenknecht und besonders den Arbeitersportler Heinz Passow.



Walter Klaws

Heinz Passow (1913–1995) erinnert sich:

„Ich erhielt von Franz [= Walter Klawns] den Auftrag, vier Zellen wieder aufzubauen und diese alle in meiner Nähe. Darin lag der erste große Fehler. Zugleich hatte ich den Auftrag, die ‚Rote Hilfe‘ als Betreuungsorganisation für die politischen Gefangenen mit diesen Zellen zu verbinden. Ich besuchte damals die Abendschule der Höheren Technischen Lehranstalt Berlin und arbeitete am Tage als Steinsetzer. Daneben schaffte ich es, die vier Zellen in ca. drei Monaten wieder ins Leben zu rufen. Natürlich blieb nicht aus, dass alle Zellenangehörigen wussten, wo ich wohnte und in diesem Bereich Fichtesportler lebten, die mich auch schon kannten. Offiziell galt ich als Kassierer und Kurier. Ich hatte den Vertrieb der illegalen Zeitung ‚Der rote Norden‘, den Verkauf von ‚Rote-Hilfe-Marken‘ sowie das Kassieren der Partei- und RGO-Beträge.“

Anfang Januar 1934 führte eine private Eifersuchtsaffäre im Arbeitermilieu dazu, dass Name, Anschrift und Funktion von Heinz Passow bekannt wurden. Bei seiner Verhaftung gelang es dem Arbeitersportler zwar, Dünndruckzettel mit Informationsmaterial verschwinden zu lassen, doch der Verschleppung ins SA-Heim Schönholz konnte er nicht entgehen. Dort fand man unter seinen persönlichen Dingen (hinter einer Briefmarke in der Brieftasche versteckt) eine Namensliste.

Heinz Passow: „Bei jedem Namen erscholl das Wort ‚Kommune‘ bei irgendeinem SA-Mann. Und jedes Mal, wenn das Wort ‚Kommune‘ fiel, schlug man mir in das Gesicht. Plötzlich ging die Tür auf und Gustav Krämer und Erich Urban wurden gebracht. Dann schwärmten die SA-Männer aus und holten die anderen Genossen.“

Der kleine, unscheinbare Sturmführer der SA-Schönholz, Kubick, ließ zur Einschüchterung der Verhafteten einen bereits gefolterten Gefangenen – ein in die o. g. Eifersuchtsaffäre verwickelten Arbeiter – hereinführen:

Heinz Passow:

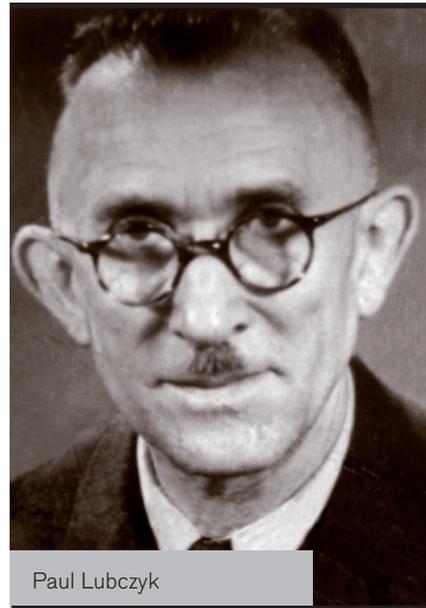
„Zwei SA-Leute vom Sturm Schönholz, die selbst beide ganz blass aussahen, zogen am Hemd, aber das war wie mit dem Körper zusammengewachsen. Als es Kubick nicht schnell genug ging, stieß er die Degenspitze in das Hemd und riss es mit aller Gewalt nach oben. Ein weiterer Mann der Feldpolizei half dabei. Das Hemd sah aus wie ein fast schwarzes bis dunkelrotes Stück steifen Stoffes und zeigte mit dem getrockneten Blut nach oben wie eine Fahne. Das Gesäß war als solches nicht mehr zu erkennen, sondern sah aus wie ein großer, roter Blumenkohl, aus dessen Rosen jetzt nach dem Abriss des Hemdes das rote Blut sickerte.“

Der SA-Führer stieß wiederholt den Degen in das geschundene Gesäß, bis sein Opfer schließlich ohnmächtig umfiel. Als Letzter der illegalen Gruppe wurde der Leiter, Walter Klawns, gebracht. Passow: „Von uns allen ... bekam ... Walter Klawns ... die meisten Tritte und Schläge im SA-Heim.“

Danach kamen die Gefangenen in den Gestapo-Keller Prinz-Albrecht-Straße und das KZ Columbiadamm. Noch im Januar 1934 erfolgte ihre Einlieferung in das Polizeipräsidium (Alexanderplatz). Als die Gruppe dem Vernehmungsrichter vorgeführt wurde, trug Walter Klaws noch einen Verband. Am 22. Juni 1934 erging im Kammergerichtsprozess „Klaws und Genossen“ dann das Urteil gegen die Reinickendorfer. Die Strafen lagen zwischen 3 Jahren Zuchthaus und 1½ Jahren Gefängnis.

Die Angeklagten bewiesen bei der Verhandlung große Tapferkeit: Beispielsweise antwortete der alte Reinickendorfer Kommunist Paul Lubczyk auf die Frage des Richters, ob die Gruppe ihre illegale Zeitung „Der rote Norden“ überhaupt los wurde: „Wie warme Semmeln“. Diese Aussage brachte ihm prompt 2½ Jahre Zuchthaus ein. Der minderjährige Angeklagte Helmut Wagenknecht lehnte es ab, sich als „jugendlicher Mitläufer“ freisprechen zu lassen und erhielt daraufhin zwei Jahre Gefängnis. Walter Klaws und Heinz Passow bekamen die höchste Strafe, 3 Jahre Zuchthaus. Klaws wurde nach Verbüßung der Haft nicht freigelassen, sondern im Januar 1937 erneut der Gestapo vorgeführt. Von dort „durfte“

der Geschwächte zu Fuß zu seiner Ehefrau, die am S-Bhf. Bornholmer Straße wohnte, nach Hause gehen. (Schon Mitte 1938 steckte man ihn wieder ins KZ. Er wurde erst 1945 befreit.) Der Mitangeklagte Lubczyk hatte es gewagt, aus dem Zuchthaus heraus eine Anzeige wegen der erlittenen Misshandlungen zu erstatten. Daraufhin verschleppte man ihn nach Verbüßung seiner Haft ins KZ. Nach seiner Entlassung fiel er einem (ungeklärten) Mord zum Opfer. (Passow wurde 1942/43 zur Strafeinheit 999 eingezogen. In Griechenland nahm er führend an einem Partisanen-Aufstand teil. Nach der Befreiung lebte Heinz Passow zunächst in der DDR, wo man den Unbequemen wegen angeblicher „Agententätigkeit“ 1951–1953 inhaftierte.)



Paul Lubczyk

Illegale Kleinarbeit im Unterbezirk Pankow

Pankow, Schönhauser Allee 103 – illegaler Druckort

Bereits im Sommer 1933 war der Politische Leiter der illegalen Berliner KPD, Hans Jendretzky, gezwungen, im Unterbezirk Pankow, der bis nach Bernau reichte und durch den Terror schwer gelitten hatte, organisatorische Umstellungen vorzunehmen. Auf ältere und bekannte Parteianhänger musste aus Sicherheitsgründen verzichtet werden. Der Maurer Erich Hanke wurde als Leiter für den Bereich „Agitation und Propaganda“ eingesetzt. Auch die beiden anderen Mitglieder der 3er-Leitung, die „Politische Leiterin“ Marga Eliassohn („Alice“) und der Organisationsleiter Siegmund Spieler („Siggis“), waren recht jung. Zu ihnen gesellte sich Hankes Lebensgefährtin Maria Schäfer, die zunächst für die Propaganda, später für die Frau-

enarbeit verantwortlich zeichnete. Die illegale KPD war als erstes genötigt, zum Schutz ihrer Mitglieder energische Umstrukturierungen vorzunehmen. Die „Straßenzellen“ - größere Betriebsgruppen gab es in Pankow kaum - mit oft über 100 Mitgliedern, die sich untereinander kannten, wurden aufgelöst und statt dessen Fünfergruppen gebildet.



Illegale Schrift der KPD

Erich Hanke (1911–2005) schreibt in seinen Erinnerungen 1980: „Mehrere Fünfergruppen wurden zu Zellen zusammengefasst; und für mehrere Zellen wurde ein Stadtteileiter eingesetzt, der die Verbindung zur Unterbezirksleitung hatte. Versammlungen, bei denen zwanzig bis dreißig Genossen zusammentrafen, wie das noch zu Beginn der Illegalität üblich war, durften nicht mehr stattfinden.“

Die Pankower Unterbezirksleitung hielt über die Stadtteileiter Verbindung zu den „Straßenzellen“ und über andere Oppositionelle Kontakt zu weiteren Gruppen, etwa zu Walter Mickin (S. 129) als Verantwortlichem für die kommunistischen Arbeitersportler, oder zu Franz Becker, der im Bereich der „Roten Hilfe“ tätig war (S. 135).

Angesichts des zunehmenden Terrors wuchsen auch die Anforderungen an die illegale Arbeit immer mehr. Das Risiko für die Beteiligten sollte deshalb so klein wie möglich gehalten werden.

Erich Hanke:
„So kam ein Genosse, der im Glühlampenwerk Osram arbeitete, auf die Idee, die Säure, die zum Stempeln der Glühlampen verwendet wurde, auch für unsere Zwecke auszunutzen. Er konstruierte zwei Stempel mit den Worten: ‚KPD lebt!‘ und ‚Nieder mit dem Faschismus!‘, tränkte sie mit Säure und drückte sie auf Schaufensterscheiben der Schönhauser Allee, vor denen täglich viele Hundert Menschen standen.“

Gebietsleiter der Berliner KPD-Leitung im Norden Berlins war zunächst der Arbeiter Franz Mett, danach Ernst Lange. Franz Mett wurde bereits im November 1934 verhaftet und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Wieder entlassen, setzte er die illegale Arbeit fort und verlor als Angehöriger der Widerstandsgruppe Uhrig – S. 151ff. – sein Leben. (Siehe den Schriftband über Prenzlauer Berg/Weißensee.)



Die Pankower Unterbezirkszeitung trug den Namen „Die Wahrheit“. Einer der wenigen Großbetriebe in Pankow war die Zigarettenfabrik Garbaty. (Die Firma hatte um 1930 etwa 1.600 Beschäftigte.) Vorsichtig wurde versucht, Kontakte zu einzelnen Fabrikarbeiterinnen zu bekommen. Sie sollten Berichte über die betrieblichen Probleme geben und bei der Verbreitung der illegalen Betriebszeitung „Garbaty-Prolet“ helfen.

Da Garbaty in der Berliner Straße, dicht am S-Bhf. Pankow lag, gelang es Hilde Fenske und Frieda Husemann (S. 153f.), zur Zeit der Mittagspause der Fabrikarbeiterinnen eine erfolgreiche Flugblattaktion durchzuführen.

Erich Hanke:

„Als am festgesetzten Tag zur Mittagspause die S-Bahn die Überführung passierte, öffneten sie die Tür eines leeren Hundeabteils, und per ‚Luftpost‘ flatterten dreihundert Flugblätter über die Brüstung – ein Gruß der illegalen KPD an die Belegschaft. Ehe die Faschisten begriffen hatten, was sich hier abspielte, waren Hilde und Frieda bereits auf dem Bahnhof Gesundbrunnen. Dort mischten sie sich unter die anderen Fahrgäste, und jeder ging seines Weges.“

Eine andere Aktion wollte Einfluss auf die anstehende Wahl des Betriebsobmannes bei Garbaty nehmen. Ein diesbezügliches Flugblatt, das für einen alternativen Kandidaten warb, wurde in ein Kuvert getan. Zur Tarnung und als Lockmittel druckte Hanke auf den Umschlag den Satz: „Willst Du die Zukunft wissen, frag die Sterne!“

Tatsächlich schaffte man es, dass der NS-Kandidat von der Belegschaft eine Abfuhr erhielt. Es war ein kleiner Erfolg in einer Auseinandersetzung, die ansonsten auch von vielen Niederlagen und Enttäuschungen gekennzeichnet war.

Besondere Schwierigkeiten und Anstrengungen bereitete die Herstellung der illegalen UB-Zeitung „Die Wahrheit“, die u. a. in der Schönhauser Allee 103 bei Willi Voigt heimlich gedruckt wurde. Allein die Beschaffung des Papiers wahr mühselig, denn es konnten meistens nur kleinere Mengen in mehreren Schreibwarengeschäften erworben werden.

Zum Jahresende (1933) musste die UB-Spitze aus Sicherheitsgründen erneut verändert werden: Hans Bergmann wurde Politischer Leiter, Erich Hanke wechselte in den UB „Nordring“ und nahm Willi Voigt und den Pankower Gustav Elter als enge Mitarbeiter mit. Im Jahr darauf (1934) gab es eine erneute Umstellung. Hanke stieg zum Gebietsleiter für die drei neuen Unterbezirke (UB) „Pankow-Stadt“, „Pankow-Land“ (bis Bernau reichend) und „Nordring“ (Prenzlauer Berg) auf.

1935 wurde Erich Hanke neben dem damaligen „Politischen Leiter“ der Berliner KPD Anton Ackermann und dem Org-Leiter Paul Grzeschik Technischer Leiter des Bezirksverbandes Berlin. Zu diesem Zeitpunkt sollen etwa 5.000 Mitglieder Beiträge entrichtet haben, zusammen mit den bereits Verhafteten errechnet Erich Hanke die Zahl von 7.500 Anhängern der unterdrückten Partei. (Im August 1935 verhaftet, erhielt er eine zehnjährige Zuchthausstrafe.)

Oskar Hoffmann (1904–1984) wurde im Herbst 1935 zum Politischen Leiter des illegalen U.B. Pankow ernannt und damit Nachfolger von Heinrich Bartsch (Buchholz, Parkstraße 3), der Instrukteur der Berliner Nordbezirke geworden war. (Heinrich Bartsch kam 1944 im KZ ums Leben.) Oskar Hoffmann stützte seine illegale Arbeit in Pankow ganz besonders auf den Niederschönhausener Gustav Borbe (beide Verschwörer trafen später wieder im KZ aufeinander), den Blankenburger Alfred Baier (S. 132f.) und die Brüder Hans und Werner Rosenberg. Bis zur Verhaftung Hoffmanns im April 1936 soll – so sein Bericht nach dem Kriege – das Untergrundorgan „Wahrheit“ noch 14-tägig erschienen sein. Eine zentrale Abholstelle war ein Seifenladen in der Tiroler Straße (vermutlich die Nummer 70 bei Minna Protz). Es bestanden auch noch einige Pankower Wohngebietsgruppen, die U.B.-Leitung hielt zudem Kontakt zu Vertrauenspersonen in den Betrieben Hasse & Wrede, Garbatti und Lederfabrik Blankenburg.

Die Zerschlagung der Roten Hilfe (S. 135f.) im Jahre 1936 führte dann auch zur fast restlosen Zerstörung des Pankower Unterbezirks der Berliner KPD.

Prozess gegen kommunistische Gewerkschafter (1934)

Pankow, Achtermannstraße 37 – Wohnung von Rudolf Lentzsch

Im Juni 1934 verhandelte das Berliner Kammergericht gegen die Führung der Berliner kommunistischen Metallarbeitergewerkschaft (E.V.M.B. = Einheitsverband der Metallarbeiter Berlins), die in Berlin etwa 1.000 Arbeiter umfasst haben soll. Hauptangeklagter war der Berliner RGO-Metall-Leiter Rudolf Lentzsch (1900–1945). Der in Torgelow (Pommern) geborene Former und engagierte kommunistische Gewerkschafter hatte bereits vom 22. März bis zum 11. Mai 1933 eine „Schutzhaft“ verbüßt, setzte seinen Kampf aber trotzdem

fort. Bereits im Mai 1933 soll er wieder an einer Beratung kommunistischer Spitzenfunktionäre in Birkenwerder teilgenommen haben.

Mit einem engeren Kreis von Mitverschworenen baute er eine illegale Organisation auf: Das Berliner Stadtgebiet wurde in 18 Bezirke gegliedert, wobei man große Industriegebiete, wie Tempelhof und Treptow und ehemalige Hochburgen der KPD (Wedding, Neukölln), in zwei Bezirke aufteilte. Demgegenüber fasste man bürgerliche Bereiche (etwa Steglitz, Friedenau, Wilmersdorf, Lichterfelde) in einem Abschnitt zusammen.

Lentzsch setzte vier Instrukteure (für jeweils mehrere Bezirke) ein, die zusammen mit ihm die Berliner Leitung der illegalen kommunistischen Metallarbeiter darstellten. Es waren: der Spandauer Walter Kautz, August Bolte aus Prenzlauer Berg, der Weddinger Wilhelm Bielefeld und Oskar Walz aus Pankow (Schmidtstraße 6, h: Kattegatstraße).

Dem Feinmechaniker Hans Burckhardt übertrug man die Aufgabe, eine illegale Jugendzeitung herauszugeben.

Neben dieser engeren Leitung gehörten die jeweiligen 18 Bezirksleiter und die Verbindungsmänner in Betrieben und Stempelstellen zum illegalen Apparat. Unabhängig davon existierte noch eine Mitarbeitergruppe, der das Kassieren von Beiträgen und Spenden sowie die Verteilung von Flugblättern oblag.

Zu ihnen zählten im Norden Berlins der Niederschönhäuser Karl Bienert (Kaiserin-Augusta-Straße 38) sowie aus Reinickendorf-Ost Wilhelm Faber (Grünrockweg 5) und Albert Schamedatus (Breitkopfstraße 138).

Da die Kommunisten am Ende der Weimarer Republik weitgehend eine Partei der Arbeitslosen waren, fiel es ihnen 1933 zusätzlich schwer, betriebliche Widerstandsgruppen aufzubauen. Den – gegenüber Dr. Reichardt 1959 gemachten – Aussagen des Bezirksleiters für Moabit und Charlottenburg, Johann Hinz, zu Folge, hatten die Kommunisten aber in Spandau bei Orenstein und Koppel eine gewisse Anhängerschaft. Doch auch dort sprang bereits 1933 von 85 Anhängern die Hälfte ab; etwa 30% hielt lose Verbindung untereinander. So gelangte illegales Material häufig nur noch von außen in die Betriebe.



Rudolf Lentzsch



Hans Burckhardt

In der „Gewerkschaftszeitung“ der kommunistischen Metallarbeiter hieß es:
„Die besten Voraussetzungen [zur Schaffung unabhängiger Klassengewerkschaften, d. Verf.] sind dort gegeben, wo es der RGO* gelingt, die Belegschaften in Kampfhandlungen zu führen, weil dadurch der Desillusionierungsprozess der noch vom Faschismus beeinflussten Arbeiterkreise gewaltig gefördert wird. ... Wir fordern die Arbeiterschaft auf, die Sabotage in den faschistischen Verbänden nicht nur fortzusetzen, sondern erheblich zu steigern, ... Protestiert überall durch Losung, durch Flugblätter, Protesttelegramme, Demonstrationen und durch ... Streiks. Steigert in diesen Tagen die Aktion zur Errettung und Befreiung der vier angeklagten Revolutionäre und Thälmanns und aller eingesperrten Arbeiterführer und Antifaschisten.“

*RGO - Revolutionäre Gewerkschafts-Op^osition = Sammelbegriff für eigene kommunistische Gewerkschaften, d. Verf.

Die kommunistische Metallarbeitergewerkschaft ging bereits im Dezember 1933 vermutlich durch einen Spitzel in den Reihen der Reichsleitung hoch. (Zudem trat der frühere KPD-Reichstagsabgeordnete Wilhelm Agatz als Belastungszeuge auf.)

In drei Berliner Prozessen wurden 34 Menschen wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ angeklagt. Zu ihnen zählte Karl Bienert (1901–1964).

Hugo Köschwitz erinnert sich 1948 an den Niederschönhausener Bienert:

„Im Jahre 1929 habe ich Herrn Bienert kennen gelernt. Wir arbeiteten zusammen im Sekretariat des Einheitsverbandes. B[ienert] wurde schon vor der Machtergreifung des



Öfteren verhaftet. Nach der Machtergreifung Hitlers stellten wir illegale Zeitschriften mit dem Abziehapparat her. Außerdem wurde auch noch kassiert für die Partei und den Verband. Am 11. Dezember 1933 wurden wir verhaftet und kamen vom Alexanderplatz nach dem KZ Oranienburg und [in das] Columbiahaus.

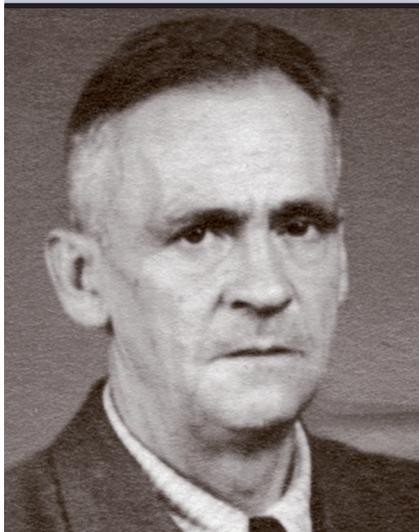
Wir wurden während unserer Haft schwer misshandelt.“

Nicht alle hielten den grausamen „Verhören“ Stand. Ein Angeklagter belastete u. a. sogar ein eigenes Familienmitglied. Den Gerichtsunterlagen zu Folge schwiegen dagegen der Hauptangeklagte Rudolf Lentzsch und sein Weddingener Kamerad und Leitungsmitglied Wilhelm Bielefeld. Sie belasteten keinen Mitverschworenen.

In zwei Kammergerichtsprozessen verurteilte man die Gewerkschaftsfunktionäre zu Haftstrafen zwischen drei Jahren Zuchthaus und einem halben Jahr Gefängnis, wobei die Mitglieder der engeren Leitung (Lentzsch, Bolte, Bielefeld, Walz, Kautz) mit Zuchthaus bedacht wurden. Hans Burckhardt, dessen wahre Funktion unentdeckt blieb, kam dagegen mit zwei Jahren Gefängnis davon.

Aus dem Norden Berlins waren betroffen:

Rudolf Lentzsch (Pankow)	3 J. Zuchthaus
Oskar Walz (Pankow)	2½ J. Zuchthaus
Karl Bienert (Niederschönhausen)	6½ Mon. U-Haft
Wilhelm Faber (Reinickendorf-Ost)	1½ J. Gefängnis
Albert Schamedatus (Reinickendorf-Ost)	2 J. Gefängnis



Willy Villwock



Wilhelm Faber

Auch bei denjenigen, die nur kürzere Haftstrafen bekamen, blieben durch KZ-Aufenthalte und „Verhöre“ lebenslange gesundheitliche Schäden zurück. Der Hauptangeklagte Rudolf Lentzsch kam nach der Verbüßung seiner Zuchthausstrafe nicht frei, sondern anschließend ins KZ Sachsenhausen, wo er erst im Dezember 1938 entlassen wurde. (Damit erhöhte sich seine Leidenszeit auf 5 Jahre Kerker. Danach stand er unter Polizeikontrolle und konnte nur sehr vorsichtig Kontakte zu Regimegegnern knüpfen. (Er verlor 1945 bei Auseinandersetzungen mit einem Rotarmisten sein Leben.) Frühere Mitverschwörer, wie der Fräser Wilhelm Faber, wurden nach der Haft erneut verfolgt: Nach dem 20. Juli 1944 erfasste eine große Verhaftungswelle ehemalige Politiker der Weimarer Republik (S. 72f.), darunter auch frühere Berliner Stadtverordnete – S. 112 – wie Wilhelm Faber.

Zusammen mit seinem Freund, dem einstigen Weddinger Arbeitersportfunktionär und Stadtverordneten Willy Villwock, der 1934 vom Wedding nach Buchholz (Grüner Stern 17) gezogen war, wurde er ins KZ Sachsenhausen verschleppt. Erst Anfang Mai 1945 kam für sie die Befreiung.

Prozess gegen Arbeitersportler (1935)

Ein Jahr nach dem Prozess gegen die Metallarbeitergewerkschafter kam es zu mehreren Verfahren gegen Berliner Arbeitersportler. (Bis zum Verbot 1933 gab es in Berlin Zehntausende, die in den Sparten Wassersport, Wandern und Leichtathletik des bekannten Arbeitersportvereins (A.S.V.) Fichte organisiert waren.)

Das Gericht hielt in einem Kammergerichtsprozess fest:

„Die KPD hat ... ihr Interesse insbesondere der ‚Rot-Sport‘-Bewegung, einer ihrer stärksten und wichtigsten Unterorganisationen, zugewandt. Es wurde angestrebt, die weite Kreise der Volksgemeinschaft erfassende und zusammenhaltende Sportbewegung mit kommunistischen Ideen zu durchsetzen.“

Um die Mitte des Jahres 1933 begannen die Kommunisten, z. T. vom Ausland aus, die über Deutschland verzweigte Rot-Sport-Organisation neu aufzubauen. Alle werktätigen Turner und Sportler sollten in der illegalen „Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit“ zusammengefasst und zur Mitarbeit an der Wiederherstellung der Einheit des „proletarischen Sports“ herangezogen werden.

Die illegale Arbeit umfasste:

- Bildung von Mitgliederzellen in einzelnen (legalen) Vereinen,
- Teilnahme an geheimen Zusammenkünften,
- Einziehung von Mitgliedsbeiträgen,
- Herstellung, Vertrieb und Verteilung antifaschistischer Schriften, die zum Sturz des Nationalsozialismus aufriefen.

In einer der illegal verbreiteten Druckschriften hieß es über das Ziel der Untergrundarbeit:

„Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, dass der Sturz der imperialistischen Herrschaft nur durch die proletarische Revolution möglich ist... Aktivität, Aktionen, Klassenkämpfe, Massenstreik gesteigert zum bewaffneten Aufstand des geeinten Proletariats, das ist die entscheidende Frage, das bringt die Entscheidung über Wohl und Wehe des Imperialismus und Faschismus.“

Rotsport-Leiter Walter Mickin

Pankow, Brehmestraße 61 – Wohnung von Walter Mickin

Der Techniker Walter Mickin war über Jugendfreunde zur Fichtewandersparte 35 gekommen. Dort ideologisch beeinflusst, stieß er bald zum kommunistischen Jugendverband und traf auf engagierte Menschen wie Walter Husemann (S. 153f.) und Margarete Walter (S. 149). Zusammen mit Freunden aus Prenzlauer Berg beteiligten sich die Pankower an der Hof- und Hausagitation der KPD.

Walter Mickin (1910–2001) erinnert sich 1990:

„Am 30. Januar 1933 gehörte ich bereits der Fichte Landesleitung von Berlin-Brandenburg an. Die prägende Figur unter uns war Alfred („Ali“) Neumann. Er war der beste Zehnkämpfer, den wir hatten. (Später traf ich ihn im Zuchthaus wieder.) Ali Neumann betraute mich auch mit der Leitung des ‚Arbeitersport- und Kulturkartells‘. Zunächst wusste ich gar nicht was das war, erfuhr aber bald, dass ich nun für die Gruppenzeitungen verantwortlich zeichnete. Fichte-Berlin war damals eine große Organisation: 33.000–35.000 Berliner Arbeiter gehörten dazu.

In der legalen Zeit traf sich die Leitung im Sekretariat von Fichte in der Münzstraße (Bezirk Mitte). Nach der Zerschlagung gab es für die führenden Funktionäre keinen festen Treffpunkt mehr. Meistens trafen sich nur zwei Genossen; höchstens drei bis vier kamen gelegentlich im Freibad Oberspree zusammen.“

1934 unterhielt die Führung der Arbeitersportler einen geheimen Treffpunkt und illegalen Druckort auf dem Segelboot des Berliner SA-Führers Karl Ernst am Müggelsee. Dessen Bootsmann war Kommunist und schleuste die Oppositionellen dort ein. (Karl Ernst wurde anlässlich des sog. „Röhm-Putsches“ im Juni 1934 von den eigenen Leuten liquidiert.) Arbeitersportler und Reichsbannerkameraden führten noch im März/April 1933 Kurzdemonstrationen vor der NS-Gauleitung in der Hedemannstraße (Kreuzberg) durch. Über 100 Personen kamen schnell zusammen, riefen eine kurze Parole („Nieder mit Hitler“ o. ä.), stoben dann aber schnell auseinander, um nicht verschleppt zu werden.

Doch im Rückblick sieht Walter Mickin die politische Lage illusionslos: „Auch im roten Wedding sind 1933 ganz schnell SA-Stürme entstanden.“



Hans Mickinn



Walter Mickin

Nachdem es im März 1934 zu Verhaftungen unter Arbeitersportlern kam und im Norden, darunter Prenzlauer Berg und Pankow, eine gefährliche Lage entstand, musste Walter Mickin untertauchen.

Walter Mickin:

„Der Vater des bereits verhafteten Karl Wegener kam zu meinen Eltern in die Wohnung und berichtete vom Schicksal seines Sohnes. 5 Minuten später war ich aus dem Haus. Es war mein Glück, wurde aber hart für meine Eltern, denn die Nazis saßen 8 Tage in der Wohnung Brehmestraße 61 und warteten auf meine Ankunft ...

Das illegale Leben war schwer ohne Geld. Jeden Tag woanders kam ich bei Genossen unter, die oft selber nichts hatten. Die Angst stand meinen Gastgebern in den Augen.“

Im Laufe des Jahres setzte sich Walter Mickin nach Leipzig ab, wo er für die Reichsleitung der Rotsportler im sächsischen Raum wirkte. Den Kontakt zur Landesleitung in Berlin (der späteren Reichsleitung) hielt als Instrukteur Hans Mickinn.

Bereits im Januar 1935 war es dann der Geheimen Staatspolizei mit Hilfe eines Spitzels und eines geständigen Spitzenfunktionärs gelungen, die kommunistische Arbeitersportbewegung zu zerschlagen. Im Berliner Raum zählte man insgesamt über 2.000 illegale Arbeitersportler. Von ihnen gerieten 350 in Haft. Etwa 200 Menschen wurden angeklagt. (Walter Mickin bekam beim Verhör Fotos von illegalen Treffen und Zusammenkünften vorgelegt!)

Der Hauptprozess vor dem Volksgerichtshof richtete sich gegen die Reichsleitung und die illegale Führung der Berlin-Brandenburger „Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit“. Neben Walter Mickin waren es folgende Personen:



Saatwinkel, Zeltstadt von Arbeitersportlern

Landesleitung	– Hans Mickinn
Instrukteure	– Erich Quade und Willi Meyer
Technischer Leiter	– Rudi Rothkamm

Durch Drohung und Folter gefügig gemacht, hat ein Instrukteur vieles Preis gegeben, während andere (Rothkamm, Mickinn, Mickin) schwiegen, obwohl sie schlimme Qualen erduldeten.

Walter Mickin erinnert sich an den Prozess vor dem Volksgerichtshof:
„Hans Mickinn und ich brachten die Misshandlungen vor Gericht zur Sprache. Doch wie leicht man es sich dort machte, sieht man daraus, dass man uns als *Brüder* behandelte! Insgesamt sind wohl 200–300 Mann aus dem Arbeitersport verurteilt worden. Unter ihnen auch Düsseldorf. Dort wurde Willi Senk beim Verhör totgeschlagen.“

Über die Mitglieder der Leitung wurden außerordentlich hohe Strafen verhängt. Erich Quade und Hans Mickinn erhielten lebenslänglich. Walter Mickin, dem das Gericht unterstellte, bei ihm herrsche ein „völliger Mangel an deutschem Gefühl“ vor, wurde – nicht zuletzt, weil er im Leipziger Raum Flugblätter verfasst und verbreitet hatte – zu einer fünfzehnjährigen Zuchthausstrafe verurteilt.

In mehreren Folgeprozessen vor dem Berliner Kammergericht („Gardei und Genossen“) wurden ebenfalls hohe Strafen ausgesprochen, wobei die Relation zu den „Vergehen“ unverhältnismäßig war. So erhielten der Rosenthaler Walter Ackermann (Eigene Scholle 20) dreieinhalb Jahre und der Borsigwalder Arbeitersportler Helmuth Behrendt (Kolonie Frühauf, Bahnweg 9) sieben Jahre Zuchthaus, weil sie Untergrundliteratur verbreitet und an illegalen

Zusammenkünften teilgenommen hatten. Behrendt zählte zudem zur Rotsport-Landesleitung und blieb deshalb bis 1945 eingesperrt. Walter Ackermann wurde Ende 1938 aus dem Zuchthaus entlassen, aber vier Jahre später zur Strafeinheit 999 eingezogen, konnte jedoch überleben. (Walter Mickin wirkte nach dem Krieg als Architekt in der DDR, Helmuth Behrendt als dortiger Präsident des Nationalen Olympischen Komitees.)

Allen Verhaftungen zum Trotz arbeiteten andere Arbeitersportgruppen weiter. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang ganz besonders an einen größeren Kreis (um Friedrich Klemstein) in Saatwinkel (Foto S. 131), der bis Anfang 1939 bestand, viel Geld für die Rote Hilfe (S. 133ff.) sammelte und Verbindungen zum UB-Moabit der KPD hielt, berichtet Arnold Munter. (Friedrich Klemstein wurde später mit seinem Freund Hans Schulz wegen Widerstandes für die Saefkow-Gruppe – S. 162 – hingerichtet, Arnold Munter litt von 1942 bis 1945 im KZ.)

Die Münz-Aktion

Blankenburg, Parkstraße 20 – Wohnung von Alfred Baier

Der Blankenburger Dreher und Gürtler Alfred Baier war als bekannter Kommunist bereits 1933 (S. 113) verschleppt und misshandelt worden. Wie ihm auch seine Blankenburger Freunde H. Schulz, Guzinski und Specht bescheinigten, gab er trotzdem den Kampf gegen die NS-Diktatur nicht auf.

Alfred Baier (1905–1982) berichtet 1945:

„Von der Bezirksleitung der KPD [Berlins] wurde ich dann 1935 noch als Gebietsleiter der Vororte Blankenburg, Karow, Buch ernannt. Dort hatte ich noch extra die Pol[itische] Leitung von Blankenburg. Habe die Bezirke mit Zeitungen und Flugblättern, zum Teil aus [der] Tschechoslowakei, versorgt. Darüber hinaus habe ich für die Unterbezirke Prenzlauer Berg, Friedrichshain und Weißensee selbst Propagandamaterial hergestellt.“

Zusammen mit anderen fertigte Baier Anti-Hitler-Medaillen an. Sie hatten einen Durchmesser von circa 23 mm und wurden aus Aluminium gemacht. Baier konnte für diese Aktion Stempelstahl und Aluminiumblech besorgen, und er gewann mit Heinrich Harwardt († 1989) einen Fachmann, der Losungen in eine Matrize gravierte. Danach konnte nachts in der Werkstatt eines Kleinfabrikanten im Oktober 1935 ein großer Schuhkarton voller Medaillen geprägt werden. Sie wurden von der KPD auch außerhalb Berlins verbreitet.

Auf der Vorderseite stand zu lesen:

"Hitler, unsern größten Feind, schlagt ihr, wenn Ihr Euch vereint".

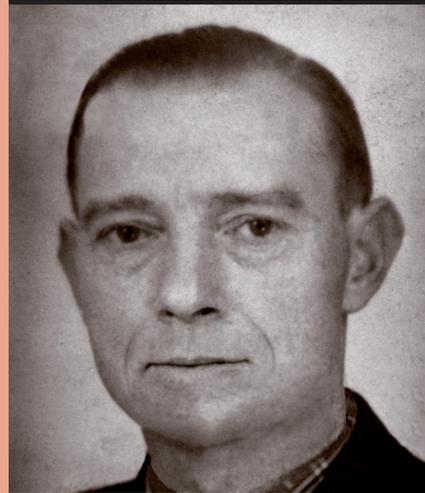
Auf der Rückseite sah man ein zerschlagenes Hakenkreuz und die Worte:

"Versetzt ihm eins."

Etwa 5.000 Stück sollen hergestellt worden sein und wurden teilweise zum Preis von 20 Pfennig als Spende für die „Rote Hilfe“ verkauft. Obwohl Alfred Baier durch Verrat verhaftet werden konnte und man ihn misshandelte, nannte er die Beteiligten an der Medaillen-Aktion nicht.

Alfred Baier berichtet 1945:

„Bei der Ablieferung des Materials wurde ich mit einem gewissen Liermann bekannt gemacht, der mir durch den Genossen Kauf vorgestellt wurde. Liermann hat mich dann verraten. [Am] 13. Februar 1936 wurde ich dann verhaftet. 11 Monate Untersuchungshaft in [einer] Einzelzelle. [Am] 13. Januar 1937 bekam ich 3 Jahre Zuchthaus. Bei der Vernehmung wurde ich dann auch hier wieder von der Gestapo geschlagen. Als ich 1939 rauskam, bekam [ich] noch bis 1942 Polizeiaufsicht: 3 x pro Woche nach einem anderen Ort und zwar von Blankenburg bis Buchholz circa [eine] $\frac{3}{4}$ Stunde Weg im Frost, im Regen, bei jedem Wetter, 3 volle Winter – 3 Jahre. 3 x pro Woche nach Buchholz. 1944 kam die Staatspolizeileitstelle und brachte mich noch einmal 1 Woche in die Lehrter Straße ins Gefängnis.“



Alfred Baier

Parallel zum o. g. Verfahren gegen Alfred Baier u. A. kam es 1936 zu einem Kammergerichtsprozess (gegen Weidner und Andere) wegen Materialvertriebs für die Berliner KPD-Organisation. Die Tegeler Johanna Weiher (Berliner Straße 42) und Rudolf Schlamkow (Egellsstraße 12) sowie der Borsigwalder Kurt Langner (Elsterweg 6) erhielten zweieinhalb bzw. vier Jahre Zuchthaus.

Am 30. Juli 1937 schließlich sprach das Berliner Kammergericht in einem Prozess gegen 12 Personen auch sein Urteil über den bereits im Oktober 1936 festgenommenen Pol. Leiter des UB Pankow: Der Schuhmacher Max Grabow (1893–1943) aus der Schulzestraße 24 wurde zu dreieinviertel Jahren Zuchthaus verurteilt. Er wurde nur 50 Jahre alt.

Verfahren gegen die „Rote Hilfe“ (1936)

Reinickendorf-West, Scheffelstraße 1 – Wohnung von Georg Richter
(heute: Kienhorststraße)

Georg Richter kam aus einer alten Reinickendorfer Arbeiterfamilie. Sein Vater, Max Richter, betrieb 25 Jahre eine bekannte Gastwirtschaft in der Scharnweberstraße 22.

Während der Zeit des Nationalsozialismus durchlitt Georg Richter, der nach dem Krieg Ortsbürgermeister von Reinickendorf-West war, fast zehn Jahre Haft.

Schon in der Weltwirtschaftskrise hatte der gelernte Kaufmann seinen Arbeitsplatz verloren. Nach Errichtung der Diktatur sanken seine Chancen, eine geeignete Beschäftigung zu finden, noch mehr, denn er war ein Gegner des neuen Regimes. So half er sich als Transportarbeiter in Blankenburg und mit Gelegenheitsjobs durch die bittere Zeit. Politisch organisiert in der KPD, engagierte er sich besonders in der „Internationalen Arbeiter Hilfe“ (IAH) und in der „Roten Hilfe“.



Georg Richter

Georg Richter (1905–1979) erinnert sich 1945:
„Genau am 30. Januar 1933 meldete ich mich jedoch in Reinickendorf-W, Hermann Kranz*, Blankestraße [13], zur illegalen Arbeit für die KPD. Man überwies mich zuerst zu einem Zirkel des Clubs der Geistes-Arbeiter unter Professor Resch zwecks Aufbaus dieser Organisation. Danach wurde ich für die illegale Arbeit der IAH abgestellt. Ich war Politischer Leiter des U. B. [Unterbezirks] und hatte daneben noch verschiedene andere Funktionen, die mich auch des Öfteren in die Tschechoslowakei führten.“

*Hermann Kranz, Seite 137

Obwohl Georg Richter bereits Mitte 1933 verschleppt und misshandelt worden war (S. 113), setzte er mit der ihm eigenen (von vielen Zeitzeugen bescheinigten) Tollkühnheit den Kampf gegen den verachteten politischen Gegner fort. Die Mitglieder der IAH sammelten Gelder zur Unterstützung von Verfolgten bzw. deren Familien, verbreiteten getarnte Untergrundschriften und trafen sich zu Schulungskursen. Georg Richter brachte darüber hinaus von der Gestapo gesuchte Antifaschisten über die „grüne Grenze“ in die Freiheit.

In einem Aufruf der IAH zum 7. Internationalen Solidaritätstag am 23. Juni 1935 heißt es zum Schluss:

„Gegen die Hauptbrandstifter eines neuen Weltkrieges, die verbrecherische Hitler-Regierung.

Für die Verteidigung der Sowjet-Union und Sowjet-Chinas.

Gegen den faschistischen Terror – für die Freiheit von Thälmann, Caballero, Rakosi, Ossietzk[y], Maddalena, Mierendorf[f] und alle[r] antifaschistischen Gefangenen.

Gegen die faschistischen Mörder an Tausenden von Arbeiter- und Gewerkschaftsfunktionären und für die Verteidigung der proletarischen Lebensinteressen.

Gegen den Lohn-, Renten- und Unterstützungsraub – für Arbeit und Brot und ausreichende Sozialversorgung.

Für die internationale Solidarität. Es lebe die aktive proletarische Einheitsfront!“

Über den genannten „Internationalen Solidaritätstag“ berichtet die Anklageschrift gegen Georg Richter vom 26. März 1936:

„Als ihm [= Richter] jedoch ‚Franz‘ mitteilte, dass am 23. Juni 1935 in Hellsee in der Nähe von Lanke ein Treffen der IAH-Angehörigen aus Anlass des ‚Internationalen Solidaritätstages‘ stattfinden sollte, erklärte er sich bereit, dafür zu werben und selbst daran teilzunehmen. Mit einigen Bekannten fand er sich an dem ihm bezeichneten Treffpunkt ein, wo sich allmählich etwa 25 Personen versammelten. ‚Franz‘ trat als Redner auf und erinnerte daran, dass an diesem Tag in der ganzen Welt für die Befreiung Thälmanns ‚demonstriert‘ werde. Sodann wurden die Teilnehmer durch Alfons Nicke fotografiert, wobei sie sich um ein Transparent in der Weise lagerten, dass die Buchstaben IAH gebildet wurden. Während der Veranstaltung wurden kommunistische Lieder auf Schallplatten gespielt, von denen der Angeschuldigte nach Schluss der Zusammenkunft einige mit nach Hause nahm.“

Am 8. Oktober 1935, wenige Monate nach dieser mutigen, aber recht gefährlichen Zusammenkunft, wurde Georg Richter gefangen genommen. Etwa 25 Mitglieder der „Roten Hilfe“ sind damals im Zusammenhang mit seiner Verhaftung der Gestapo ins Netz gegangen.

Bruno Zimmer, ein mitangeklagter Freund, erinnert sich 1951:

„In meiner gegen ‚Zimmer und Andere‘ stattgefundenen Verhandlung vor dem IV. Senat des Kammergerichts hielt Georg Richter, der hier als Zeuge vorgeführt wurde, da die Verhandlung gegen ihn vor dem Volksgerichtshof stattfand, unbeirrt durch die Empörung der Richter und des Staatsanwalts, ein politisches Referat, was dem Verhalten eines politischen Kämpfers größte Ehre machte.“

Georg Richter wurde im Hauptverfahren vor dem Volksgerichtshof (April 1936) zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Mitangeklagte Georg Vötter erhielt eine fünfjährige Zuchthausstrafe. (Nach seiner Entlassung im Mai 1940 schloss sich Vötter wieder einer kommunistischen Gruppe an – siehe die Neukölln-Darstellung dieser Schriftenreihe – und verlor deshalb, zum Tode verurteilt, sein Leben.)

Von den Ermittlungen der Geheimen Staatspolizei waren auch mehrere Pankower betroffen, darunter der Lehrer Franz Becker (* 1902), die Ehefrau Emilie Schmidt (* 1877) und der Arbeiter Robert Kroh (1886–1955). Becker konnte durch Kaltblütigkeit und Geschick der Anwendung der Folter bei den „Verhören“ entgehen. Es gelang ihm zu verheimlichen, dass er intensive Kontakte sowohl zur Pankower Unterbezirksleitung als auch zum Lehrer Kurt Steffelbauer besaß. (Kurt Steffelbauer – siehe die Wedding- und Spandau-Darstellungen dieser Reihe – war ein wichtiger Funktionär im Untergrundapparat der Berliner KPD.) Es blieb der Gestapo auch verborgen, dass sich in Beckers Pankower Wohnung, Retzbacher Weg 28, Funktionäre der Berliner KPD, wie Max Frenzel (S. 146f.), getroffen hatten. Obwohl Franz Becker insgesamt wenig nachgewiesen werden konnte, erhielt er dennoch 2 Jahre Zuchthaus.

Eine Gruppe von Frauen, die der IAH lediglich ihre paar Groschen gespendet hatte, bekam (je) 1 ½ Jahre Gefängnis. Der Pankower Arbeiter Robert Kroh, wie Becker zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt, wurde durch die „Verhöre“ und die Haft nervenkrank und musste jede illegale Arbeit einstellen.

Pankow, Finnländische Straße 12 – Wohnung von Maximilian Uecker



Maximilian Uecker

Weitere „Rote Hilfe“-Verfahren richteten sich noch gegen „Uecker und andere“ (1937), „Behr und andere“ (1937) sowie gegen „Leuschner und andere“ (1937).

Maximilian Uecker (1896–1987) zählte zu den leitenden Kräften der illegalen Organisation in den Gebieten Nordring und Pankow. Er wurde 1937 zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. (Nach Verbüßung der Strafe verschleppte man ihn ins KZ.) Die mitangeklagte Arbeiterin Wanda Chalaski (Damerowstraße 22) erkrankte in der Haft so schwer, dass sie ins Krankenhaus überführt werden musste. Durch die Aussagen des Pankowers Edmund Stude – der wie Uecker erst 1945 aus dem KZ befreit wurde – konnte die Gestapo auf die Spur mehrerer Buchholzer Kommunisten kommen.

Im bereits erwähnten Verfahren „Behr und andere“ verurteilte das Kammergericht am 10. August 1937 neun Personen, darunter mehrere Niederschönhausener, des UB Pankow-Land. Neben zwei Freisprüchen und vier kürzeren Gefängnisstrafen trug die Hauptlast der Rosenthaler

Buchbinder Wilhelm Behr (1890–1947), An der Priesterkoppel 14, der 3 ½ Jahre Zuchthaus bekam. (Auch nach der Entlassung 1940 arbeitete er weiter illegal.)

Namentlich geführte Spendenlisten und belastende Aussagen eines leitenden Funktionärs führten im Unterbezirk „Wedding-Ost“ (zu dem auch „Reinickendorf-Ost“ gehörte) zu zahlreichen Verhaftungen, darunter in der „Weißen Stadt“. Im Prozess gegen Bruno „Leuschner und andere“ wurden Käthe Korn (Rütlistraße 8) zu vier Jahren und Josef Kubath (Arosener Allee 85) zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt, andere Mitglieder erhielten kürzere Gefängnisstrafen. Das „Verbrechen“ der meisten Verurteilten hatte darin bestanden, bescheidene Geldbeträge für Verfolgte und deren Familien gespendet zu haben.

Flucht aus dem KZ

Der Berliner Spitzenfunktionär Georg Richter (S. 134) musste seine Haftstrafe im Zuchthaus Luckau und in den Strafgefangenenlagern Esterwegen, Börgermoor und Aschendorfer Moor verbringen. Ein erster Fluchtversuch glückte nur für wenige Tage.

Und Georg Richter unternahm sogar einen zweiten Versuch. Er berichtet 1945: „[Im] ... Juni 1939 flüchtete ich aus dem [Zuchthausstraf-]Lager 2 im Moor zusammen mit Rudolf Bergtel ... Ich war 11 Monate in Amsterdam, davon circa 2 Monate im Gefängnis. Wurde bei der Besetzung Amsterdams nach Luckau zurückgebracht und kam 1942 ins KZ Neuengamme bis [zum] 2. Mai 1945.“

Nach fast zehnjähriger Haft in Zuchthäusern und Konzentrationslagern wurde Georg Richter 1945 Ortsbürgermeister von Reinickendorf-West. (1950 von der Reinickendorfer SED unter Heinz Sahnwald – der später selber mit dem Stalinismus brach – ausgeschlossen, lebte Richter mit seiner Familie – seine Frau Eva war eine von den Nazis verfolgte und untergetauchte jüdische Künstlerin – danach in großer sozialer Not in Ost-Berlin. 1955 erfolgte sein endgültiger Bruch mit dem Kommunismus stalinistischer Prägung. Er flüchtete nach West-Berlin. Der 1979 verstorbene unabhängige Sozialist ist der Vater des Schauspielers Ilja Richter.)

„Selbstmord“ in der Haft

Ein Strafgerichtsverfahren (Juni 1940) gegen den Waidmannsluster Lederarbeiter Alfred Mudrack, der zu 2¼ Jahren Zuchthaus verurteilt wurde (und den man erst 1945 aus dem KZ befreite), führt uns mit einem Nebensatz zu einem weiteren NS-Verbrechen. Das Urteil berichtet zunächst, dass Mudrack (Waidmannslust, Straße 172, Nr. 17) kurz vor Pfingsten 1935 auf dem Arbeitsnachweis in der Rödernallee einen gewissen Willi Jahn (Reinickes Hof) traf, den er bereits 1932 einmal dort kennen gelernt hatte.

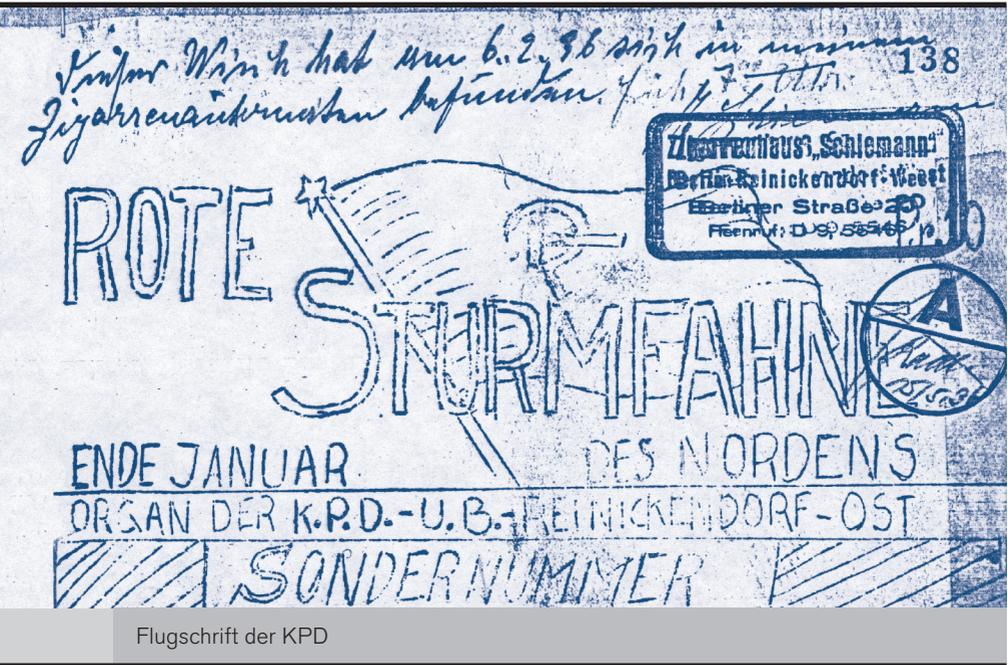
Danach führt das Urteil vom Juni 1940 weiter aus: „Jahn war für die illegale KPD tätig und beging im Dezember 1937 nach seiner Verhaftung Selbstmord.“

Dieser Spitzenfunktionär der Reinickendorfer KPD unterrichtete Mudrack über das Weiterbestehen der Partei im politischen Untergrund und forderte den Lederarbeiter auf, sich am Widerstand zu beteiligen. Nachdem sich Mudrack dazu bereit erklärt hatte, übertrug ihm Willi Jahn, der als „Politischer Leiter“ im Unterbezirk Reinickendorf-Ost tätig war, Pfingsten 1935 die Funktion eines Literaturkuriers. Einige Tage danach lernte Mudrack einen weiteren verantwortlichen Kommunisten kennen: den Arbeiter Hermann Kranz, der als Kurier zwischen der Nordberliner KPD-Abschnitts-Leitung und den einzelnen Unterbezirken im Norden tätig war. (Hermann Kranz erhielt deswegen 1937 eine 4½jährige Zuchthausstrafe.) Mudrack bekam von Kranz



Willi Jahn

im Laufe des Sommers 1935 wiederholt Päckchen mit illegalem Material, das er an andere Stellen weitergab. So nahm auch ein Reinickendorfer Schuster aus der Auguste-Viktoria-Allee eine Sendung entgegen. Er war von seinem Kunden Alfred Hoernle darum gebeten worden. Die Spur des 1936 verhafteten Hoernle führt uns nach Hermsdorf, in den Norden Reinickendorfs, wo er Kontaktmann der Gruppe Neutert/Hauswald zur Unterbezirksleitung war.



Flugschrift der KPD

Gruppe Neutert/Hauswald

Obwohl die KPD von 1933–1935 bereits große Teile ihres Untergrundapparates verloren hatte, gab es noch Gegenden in der Reichshauptstadt, wo der Zugriff der Politischen Polizei nicht so schnell erfolgen konnte. So im Norden Berlins, in einer eher bürgerlichen Gegend wie Hermsdorf. Die KPD war am Ende der Weimarer Republik zwar weitgehend eine Partei der Arbeitslosen, sie konnte sich aber auch im abgelegenen Ortsteil Hermsdorf auf eine kleine, doch rührige Parteigruppe stützen. Hermsdorf war vom deutschnationalen Bürgertum geprägt, das besonders im Bereich um den Waldsee herum Häuser im Grünen bewohnte. Im Unterschied zu Frohnau (dem „Grünwald des Nordens“) besaß Hermsdorf aber eine Reihe von Straßen mit einfachen Mietshäusern, in denen Arbeiter und ihre Familien wohnten. Sie waren hauptsächlich in der Gegend um den S-Bahnhof Hermsdorf (Heinsestraße) und im alten Hermsdorfer Ortsteil (Dorfkirche) mit seinen festen Lauben und schlichten Häuschen beheimatet.

Im gebildeten Bürgertum gab es zudem intellektuelle Kreise, die zur Arbeiterbewegung tendierten und deren soziale und pazifistische Anliegen unterstützen. (Ortskundige wissen zu berichten, dass vor dem Ersten Weltkrieg mit dem anarchistischen Autor Gustav Landauer (Schloßstraße 17), dem Maler Max Beckmann (Ringstraße 8), dem Reiseschriftsteller Otfried von Hanstein und dem Bildhauer Iffland sogar eine auch „Bohème“ genannte Künstlerwelt bestand.)

Die Existenz einer relativ starken illegalen KPD-Gruppe in Hermsdorf erklärt sich auch aus einem anderen Umstand: Die SPD, die ebenfalls zahlreiche Anhänger bei den Wahlen mobilisieren konnte, hielt sich nach dem Verbot der Partei (Juni 1933) politisch sehr zurück. Vermutlich saß der Schock, den die Verschleppung und Misshandlung des Hermsdorfer Reichsbannerführers Karl Reichel (S. 48f.) ausgelöst hatte, sehr tief. Andererseits passten sich die führenden Hermsdorfer Sozialdemokraten um den Abteilungsvorsitzenden Scholz (S. 59) – wie Professor Neunzig, die Familien Schallamach, Behrendt und Forst – auch nicht an, sondern wahrten vorsichtig den politischen Kontakt im Freundeskreis und blieben den alten Idealen treu. Einzelne bezogen sogar illegales Material der KPD.

Einer Minderheit der gesinnungstreuen Anhänger der SPD war das zu wenig. Vier Persönlichkeiten schlossen sich daher dem Widerstand der örtlichen KPD an - ein in dieser Größenordnung im Berliner Widerstand eher ungewöhnliches Ereignis. Es handelte sich um die Ärztin Dr. Ilse Kassel (eine Tochter des angesehenen Sanitätsrates Dr. Kassel), den Wirtschaftsprüfer und Steuerberater Dr. Karl Steiner (1899–1983) und seine Frau Ilse sowie den Volkswirtschaftsstudenten Bernhard Garling, der sich als Jugendführer des Reichsbanners aktiv für den Bestand der Weimarer Republik eingesetzt hatte und deswegen 1933 verschleppt wurde.

Bernhard Garling (1908–1978) berichtet 1946:

„[Am] 21. Juni 1933 [wurde ich] von [der] Motor-SA Waidmannslust verhaftet und war bis zum 2. August 1933 als SPD-Funktionär in Schutzhaft.

[Am] 17. September 1936 erneut wegen illegaler Betätigung [U. B. Reinickendorf der KPD] von der Stapo Berlin verhaftet.“

*Er erhielt eine dreijährige Zuchthausstrafe, d. Verf.

Die genannten Sozialdemokraten waren der KPD im Unterbezirk Reinickendorf nicht als Gruppe beigetreten, sondern stießen (oft durch vertrauensvolle Gespräche geworden) als Einzelpersonen zum Widerstandskreis.

Nach dem Verbot der KPD hatte es auch in Hermsdorf weitgehende Änderungen innerhalb der Partei gegeben. Der örtliche Leiter, der Lehrer Felix Leder (1887–1947), zog fort und kam später ins Zuchthaus. Andere Funktio-



Bernhard Garling

näre tauchten unter, mehrere wurden verschleppt, einzelne sogar ermordet. Unter ihnen war der Jungkommunist Otto Romenat, der im SA-Treff Café Dewald (Glienicke-/Ecke Schloßstraße) misshandelt wurde und den man später tot an der Waldstraße nach Tegel (Hermsdorfer Damm) fand.



Willi Hausotter

Willi Hausotter (1910–1987) erinnert sich 1983 an einen weiteren SA-Stützpunkt in Hermsdorf, der bis 1934 als Folterkeller benutzt wurde:

„Zentraler Hermsdorfer Haftort nach dem 30. Januar 1933 war das SA-Lokal von Dreher, Heinse-/Ecke Schulzendorfer Straße, in dessen Bierkeller Menschen misshandelt wurden. Meines Wissens – ich wohnte im selben Haus – waren es hauptsächlich Bewohner der ‚Lübarser Ziegelei‘, einer einfachen Backstein-Arbeitersiedlung, die dort verprügelt worden sind. Die ‚Ziegeleier‘ waren als bekannte Arbeitersportler und Kommunisten verschleppt worden. Als der alte Arbeiter Friedrich Kohls, der bereits im KZ Sonnenburg eingesperrt hatte, vor den Augen der anderen geschlagen wurde, setzten sich die Ziegeleier zur Wehr. Aber sie hatten nur ihre Fäuste, die SA Knüppel und Waffen.“

Um den Hermsdorfer Masseur Eugen Neutert und den früheren KPD-Funktionär und Zeitungsverkäufer Bruno Hauswald hatten sich trotz alledem etwa 30 Oppositionelle gesammelt. (Die Stadtteilleiter von Wittenau, Bernhard Grunert, und von Lübars, Wilhelm Rättsch, mussten sich dagegen mit sehr viel weniger Aktiven begnügen.) Die Hermsdorfer kamen aus den unterschiedlichsten Berufen: Kellner wie Wilhelm Mader (Lotosweg 63), Gelegenheitsarbeiter wie Paul Koch (Seebadstraße 42), Maurer wie Georg Intres (Seestraße 14) und Oswald Niedrig (Klaushager Weg 50), der Schneider Florian Reicheneder (Schildower Straße 12), der Schlosser Werner Bloch (Frohnauer Straße 3), der Werkzeugmacher Willi Hausotter und die Friseurin Gerhard Schröder (Fellbacher Straße 4) und Artur Faber (Tegeler Straße).

Über ihn berichten Hildegard und Georg Dumke 1946:

„[Artur Faber hatte] ... wegen seiner antinazistischen Einstellung große Schwierigkeiten in Hermsdorf. So wurde ihm durch seinen Nazi-Konkurrenten sein Laden verschandelt und bei seiner Verhaftung* wurde ihm dieser Laden entzogen.“

Im September 1936. A. Faber (1907) verbüßte 14 Monate Untersuchungshaft, d. Verf.

Unter den Widerstandskämpfern aus Hermsdorf befanden sich Menschen, die (wie der Schneider Florian Reicheneder) bereits im Ersten Weltkrieg zur Antikriegsopposition gezählt hatten.

Zu diesen Älteren stießen wiederum mehrere jüngere Menschen:

Willi Hausotter (1910–1987) erinnert sich 1983:

„Am 1. Juni 1933 malten wir Jungkommunisten mit einer schwer ablösbaren Farbe die Worte ‚Heraus zum internationalen Jugendtag‘ an die Mauer des Friedrichsthaler Weges. Im Haus meiner späteren Schwiegereltern (Frohnauer Straße 60) wurden kleine Zettel angefertigt, die wir dann bei der S-Bahnfahrt hinter dem Rücken ablegten. Wir verbreiteten auch ‚Die Junge Garde‘ und eine kleinformatige Ausgabe der ‚Roten Fahne‘. Das Material wurde von einem Gruppenmitglied, Hilde Stuckatz, aus der Tschechoslowakei von Exil-Kreisen der KPD besorgt. Als die Arbeitersportorganisationen und der Kommunistische Jugendverband [als illegale Gruppen] aufgelöst wurden, reihten sich die Aktiven bei der illegalen KPD ein... In Hermsdorf gab es eine starke Widerstandsgruppe, sie war etwa dreißig Personen stark... Wir waren keine Helden. Angst hatten wir alle. Nur kaltblütig musste man eben manchmal sein!“

Post vom „Schwarzen Karl“

Hermsdorf, Fellbacher Straße 4 – Friseurgeschäft Schröder

Die führende Persönlichkeit der Gruppe war Eugen Neutert. Der politisch gemaßregelte Facharbeiter hatte sich 1930 als Masseur in Hermsdorf selbstständig gemacht. Neutert hielt auch die Verbindung zum Unterbezirksvorstand der KPD von Reinickendorf, wozu (in diesem Fall) neben Hermsdorf auch die Ortsteile Glienicke, Frohnau, Waidmannslust, Wilhelmsruh und Rosenthal gehörten. Zentraler Kontaktmann in der Leitung – um Fritz Wöhrer (Sachsenstraße 24) – dort war Alfred Hoernle aus Wilhelmsruh (Fontanestraße 37), ein Sohn des emigrierten KPD-Reichstagsabgeordneten Hoernle. Im Hermsdorfer Widerstandskreis tauchte dieser Name aus Sicherheitsgründen aber nie auf. Die wahre Identität wurde erst nach den Verhaftungen und im Prozess („Hoernle, Hauswald und Genossen“) bekannt. Bis dahin hieß er in Hermsdorf DER SCHWARZE KARL.

Der Friseur Gerhard Schröder (1912–1999) erinnert sich 1990:

„Wir hatten ihn nur den ‚Schwarzen Karl‘ genannt, keiner wusste seinen tatsächlichen Namen. Ich arbeitete damals im Geschäft meines Vaters als Friseur (Fellbacher Straße 4). Der ‚Schwarze Karl‘ kam immer zu bestimmten Zeiten, es war ein ganz bestimmter Rhythmus. Er betrat unseren Friseurladen, nahm einen Rucksack von der Schulter und hing ihn bei uns an den Garderobenhaken. Er verhielt sich wie ein normaler Kunde, der sich von mir die Haare schneiden ließ, nur, dass er beim Rausgehen immer ‚vergaß‘, den Rucksack mitzunehmen. Darin war das für uns zum Verteilen bestimmte Druckmaterial. Es war nicht immer viel, reichte gerade so weit, dass jeder Genosse 2–3 Exemplare bekam, für uns damals aber die einzige ‚geistige Nahrung‘, die wir erhielten.“

Ursprünglich hatten wir selbst illegale Zeitungen („Der rote Nordberliner“) auf einem Gartengrundstück von Willi Steinbrückner hergestellt, aber es war zu riskant. Das Material, mit dem wir nun ausgerüstet waren, kam manchmal von Exil-Kreisen aus dem Ausland, aber auch von der illegalen Parteileitung in Berlin. Einige Schriften und Flugblätter nahmen Bezug auf örtliche Vorgänge in Reinickendorf, andere handelten von der faschistischen Außenpolitik Deutschlands.“



Ehepaare Schröder (links) und Neutert

Neben der Verbreitung von Untergrundschriften sammelte man Geld zur Finanzierung der illegalen Arbeit und unterstützte in Not geratene Familien Inhaftierter mit kleineren Beträgen. Die Ärztin Ilse Kassel (SPD) half Untergetauchten mit ihrer medizinischen Kunst. Dr. Karl Steiner (Fichtestraße 19) konnte über eine Großgarage in Halensee mehreren Verfolgten die Flucht ermöglichen. Gelegentlich unternahm die Widerstandsgruppe einzelne gezielte Flugblattaktionen am Hermsdorfer Sportplatz und am S-Bahnhof. Aus Sicherheitsgründen konnten diese Aktionen aber nicht wiederholt werden.

„Hermsdorfer Prozesse“

Hermsdorf, Bismarckstraße 157/159 (h.: Hermsdorfer Damm) – Wohnung von Eugen Neutert, Hermsdorf, Friedrichthaler Straße 31 (h.: Weg) – Wohnung von Bruno Hauswald

Wodurch die Gruppe Neutert-Hauswald letztendlich hochging, ist bis heute (2008) nicht klar. Vermutlich war es kein Gestapoagent in den eigenen Reihen, sondern die aufgedeckte

Hilfe für einen Flüchtling, der außerhalb Berlins gebracht wurde und dessen Spur von der Politischen Polizei in den Norden der Reichshauptstadt zurückverfolgt wurde.

Dr. Karl Steiner (1899–1983)

– nach dem Krieg Hermsdorfer Bürgermeister –
berichtet 1946:

„Im Jahre 1936 wurde ich mit meiner Frau wegen meiner illegalen politischen Tätigkeit verhaftet. Ich hatte mehreren politischen Flüchtlingen und politisch Vorbestraften zur Flucht ins Ausland verholfen, in einem Falle war mir die Gestapo auf die Spur gekommen, und zwar im Falle Studer/Frankfurt a. M. Ich wurde dafür zusammen mit meiner Frau zu 2 Jahren Zuchthaus verurteilt, die ich in Brandenburg a. Havel bzw. einem von dort aus errichteten Arbeitslager verbüßte. Meine Frau verbüßte ihre Strafe im Zuchthaus Lübeck. Wir wurden beide am gleichen Tage, am 11. September 1938, entlassen.“

Ilse und Karl Steiner
mit ihrer Tochter Rose



Nach den ersten Verhaftungen soll sich der Kontaktmann der Hermsdorfer zur KPD-Leitung (UB Reinickendorf), Alfred Hoernle, den Belastungen des „Verhörs“ als nicht standhaft genug erwiesen haben. Zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, kam er wie Fritz Wöhler (S. 270) und der Stadtteilleiter von Rosenthal, Kurt Müller, später in der Haft ums Leben. Überlebende berichten, Hoernle hätte im Prozess die eigenen Genossen belastet. Andererseits blieb Hoernles wichtige Materialanlaufstelle, der Hermsdorfer Friseur Gerhard Schröder, ungenannt und unbestraft. Desgleichen entgingen Franz Stuckatz, Frau Neutert und andere Verschwörer den Verhaftungen.

Georg Intres (1893–1949), von Beruf Maurer, berichtet 1946:

„Von 1933–1936 arbeitete ich illegal als Gruppenkassierer bei der KPD, Ortsgruppe Berlin-Hermsdorf, 1936 wurde ich verhaftet und im Prozess Hoernle und Genossen im Jahre 1937 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu 2 ½ Jahren Zuchthaus verurteilt.“

Die Zahl der Verhafteten im Norden Berlins, denen wegen der Weiterführung der verbotenen KPD in Reinickendorf der Prozess gemacht wurde, war mit 57 Personen so groß, dass er 1937 in sechs Gruppen – dabei eine Betriebsgruppe (S. 91) – aufgeteilt werden musste, darunter ein Verfahren gegen die Leitung um Hoernle und zwei gegen die Hermsdorfer:

1. Verfahren: (Gegen) Hoernle, Wöhrer, Radtke, Hoffmann, Roestel, Hilde Ott(-Dumke)
2. Verfahren: (Gegen) Dr. Kassel, Mader, Ilse Steiner, Dr. Karl Steiner, Korn, Elsner
3. Verfahren: (Gegen) Hauswald, Neutert, Garling, Reichender, Bloch, Niedrig, Pehl, Georg Dumke, Intres, Faber, Koch.



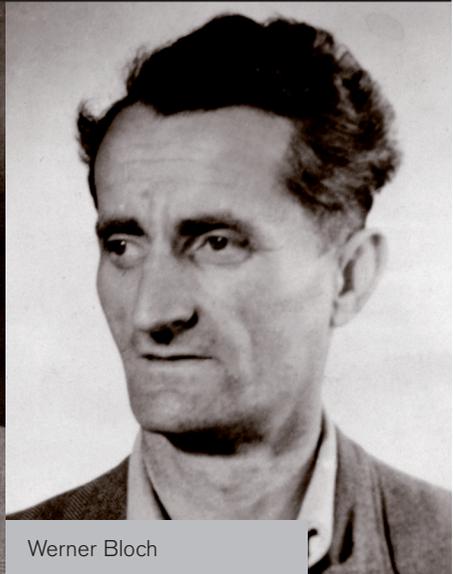
Hilde Ott (spätere Dumke)

Nach der Aburteilung der Genannten, die Strafen zwischen einigen Jahren Zuchthaus (Hilde Ott, Bernhard Garling, Georg Intres, Werner Bloch, Wilhelm Mader, Eugen Neutert, Bruno Hauswald) und einem Jahr Gefängnis erhielten, kam es unter den nicht verhafteten Freunden zu einer großen Unruhe, als im Sommer 1938 plötzlich Willi Hausotter aus der Frohnauer Straße 60 und Emil Ott vom Zehntwerderweg 200 festgenommen wurden.

Willi Hausotter (1910–1987) erinnert sich 1983: „Ich hatte schon geglaubt, es sei alles vorbei! Meine Frau und ich heirateten 1938. 19 Tage später erfuhr ich von ihr, dass ich mich auf der Polizei melden soll. Zunächst dachte ich, was soll mir passieren? Im Prozess Ott wurde ich dann zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt. Emil Ott, der frühere Chauffeur von Dr. Ilse Kassel, erhielt zwei Jahre und neun Monate Zuchthaus.“



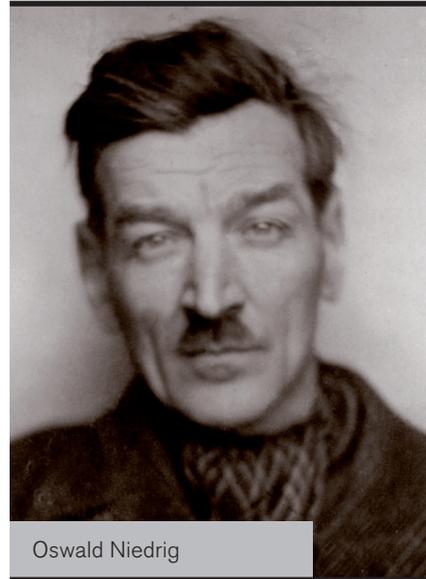
Emil Ott



Werner Bloch

Das Kammergericht Berlin gibt in seinem Urteil vom 1. September 1938 an, dass Emil Otts (damalige) Ehefrau Hildegard zu den engsten Mitarbeitern Hoernles zählte und bei der Herstellung und Weiterleitung der vom U. B. herausgegebenen „Rote(n) Sturmflagge des Nordens“ mitwirkte. Über diese Mitwisserschaft hinaus hätte Emil Ott einige Zeit als Stadtteilleiter von Hermsdorf fungiert. Dies und die Belieferung Hausotters mit illegalem Material hatte ein führendes Gruppenmitglied in der Voruntersuchung belastend angeben.

Der magenkrankte Willi Hausotter musste einen Teil seiner Strafe in einem Moorlager verbüßen. Einen kurzen Einblick in das Leid, das über viele Menschen in der Haft kam, gibt der Schneider Florian Reicheneder, den man zu 1 ½ Jahren Gefängnis verurteilte.



Oswald Niedrig

Florian Reicheneder – Foto S. 255 – berichtet 1945 knapp:

„Ich war magenkrank, war deshalb im Gefängnis öfter krank. [Im] Gefängnis Lehrter Straße wurde ich von einem Hilfswachtmeister geschlagen ... 1938 wurde ich entlassen, hatte 800,16 Reichsmark Prozesskosten zu zahlen.“

Die Ärztin Dr. Ilse Kassel (SPD), die in der Moabiter Haft (1937) eine Tochter zur Welt brachte, geriet nach der Entlassung nun in den Strudel der antisemitischen Verfolgungsmaschinerie. Um der Deportation zu entgehen, tauchte die Jüdin 1942/43 bei Freunden unter. Ihr Aufenthalt wurde jedoch denunziert. Wie Dr. Rose Grützke geb. Steiner berichtet, gab Ilse Kassel sich und ihrem Kind (Foto nebenan) daraufhin Schlaf-tabletten. Danach ging sie mit ihrer kleinen Tochter ins Wasser. Während Frau Kassel ertrank, wurde das Kind ans Ufer gespült, lebend aufgegriffen, deportiert und dann in einem Lager ermordet.



Bruno Hauswald wurde nach Verbüßung seiner Zuchthausstrafe ins KZ Sachsenhausen verschleppt, wo man ihn am 1. Januar 1944 ermordete. Eugen Neutert schloss sich nach der Verbüßung einer zweieinhalbjährigen Zuchthausstrafe (März 1939) und anschließender Polizeiaufsicht erneut kommunistischen Untergrundgruppen an. Zunächst war es – seinem Freund Gerhard Schröder zu Folge – die Gruppe von Robert Uhrig (S. 151), danach die „Rote Kapelle“ (S. 153), bei der er sich in der Betriebsarbeit engagierte. Als „Wiederholungstäter“ zum Tode verurteilt, richtete man ihn 1943 in Plötzensee hin.

Von Ilse Kassel, Bruno Hauswald und Eugen Neutert abgesehen, konnten die meisten anderen Gruppenmitglieder die Zeit der Verfolgungen überleben, trugen aber häufig gesundheitliche Schäden davon. Der Friseur Gerhard Schröder geriet im Krieg wegen eines anderen Verfahrens vorübergehend in Haft.

Nach dem Ende der Schreckenszeit und der Spaltung Deutschlands zogen mehrere Reinkendorfer in die DDR. Zumindest Dr. Karl Steiner fiel dort „unliebsam“ auf, denn er wurde zwischen 1954–1956 „wegen Sozialdemokratismus“ inhaftiert. Der Arbeiter Willi Hausotter repräsentierte dagegen jenen Teil der Gruppe, der in Hermsdorf wohnen blieb und weiter für seine alten Ideen und die Verfolgtenorganisation VVN stritt.

„Versöhnler“ Max Frenzel

Pankow, Hallandstraße 26 – Wohnung von Max Frenzel

Der Metallarbeiter Max Frenzel (1893–1985) zählte bereits 1929 innerhalb der KPD zu einer innerparteilich oppositionellen Gruppe (sog. Versöhnler), die sich dem selbsterstörerischen linksradikalen Kurs der Partei entgegenstellte. Deshalb verlor er wichtige Funktionen in der KPD, verließ sie jedoch nicht, sondern versuchte, weiterhin im alten Sinne zu wirken. Er betätigte sich besonders im gewerkschaftlichen Sektor und engagierte sich (entgegen dem anti-sozialdemokratischen Kurs der KPD) für gemeinsame Interessen kommunistischer und sozialdemokratischer Arbeiter.

1933 war der ehemalige Leiter der Weddingener KPD und frühere preußische Landtagsabgeordnete Max Frenzel für seine Partei lediglich als Redakteur bei der KPD-nahen Zeitung „Berlin am Morgen“ tätig. In der Nacht des Reichstagsbrandes konnte er die Redaktionsräume vor der Besetzung durch die SA gerade noch verlassen und bei Freunden Unterschlupf finden.

Zusammen mit anderen Anhängern der alten „Versöhnler“-Fraktion der KPD (Edu Wald, Paul Gräfe) bildete Max Frenzel oppositionelle Arbeitergruppen bei den Siemens-Betrieben und den Moabiter Osram-Werken. (Siehe die Mitte/Tiergarten- und die Spandau-Darstellung dieser



Max Frenzel

Schriftenreihe.) Durch kluges und umsichtiges Vorgehen innerhalb der Arbeiterschaft und durch die erfolgreichen illegalen Betriebszeitungen „Siemens-Lautsprecher“ und „Moabiter Arbeiterzeitung“, die tatsächliche Probleme aufgriffen und sich von wirklichkeitsfremden Phrasen weitgehend freihielten, gelangen eindrucksvolle Erfolge in der illegalen Arbeit.

Als es der Geheimen Staatspolizei glückte, die Untergrundgruppe zu sprengen, floh Max Frenzel 1936 ins Ausland. Doch nach der Besetzung der ČSR durch deutsche Truppen wurde er bei einer Straßenkontrolle am 27. März 1939 in Prag festgenommen und schließlich – da steckbrieflich gesucht – nach Berlin verschleppt und angeklagt.

Max Frenzel berichtet 1945:

„Meine Mitangeklagten wurden in fünf Prozessen bereits in den Jahren 1936–1937 verurteilt.* Ich stand als Letzter von allen vor Gericht, da ich 1936 emigrierte.“

*Verfahren gegen Gustav Ulfert und andere, d. Verfasser. (Siehe „Widerstand in Spandau“.)

Der Volksgerichtshof verurteilte Frenzel 1940 zu 10 Jahren Haft. Man sperrte ihn ins Zuchthaus Brandenburg. Auch dort arbeitete er illegal.

Seine Schwester Grete Sonnemann (S. 55, 64) erinnert sich:

„Ich habe ihn oft in Brandenburg besucht, manchmal kam auch sein damals 17-jähriger Sohn Hans mit. Sprechstunde war in einem kleinen Raum. Max sprach leise, man musste auf den Mund achten, dann verstand man ihn. So erfuhr ich, dass im Zuchthaus die Todeskandidaten [vor der Hinrichtung] im Abstand von drei Metern auf dem Flur standen. Man ließ sie gerade noch so lange leben, bis sich für die von ihnen geleistete Arbeit in der Haft ein geeigneter Nachfolger fand.

In Erinnerung blieben mir noch die Worte des Rechtsanwaltes an den Sohn meines Bruders, Max: Verhältnis zur KPD beschreibend: 'Ihrem Vater geht es wie einem Mann, der eine Frau liebt, die es nicht wert ist.'“

Im geteilten Deutschland beteiligte sich Max Frenzel am Aufbau der DDR. Er wurde auch Mitautor eines Buches („Gesprengte Fesseln“) über den Kampf der KPD-nahen politischen Gefangenen im Zuchthaus Brandenburg. (Frühere Mithäftlinge rügten das Werk wegen seiner SED-konformen Geschichtsschreibung, die manches glorifizierte und anderes unterschlug, darunter die Erfolge der „Versöhnler“ im Widerstand.)

KZ-Haft für Erich Böhm

Reinickendorf-West, Simmelstraße 16 – Wohnung von Erich Böhm

Der Schriftsetzer Erich Böhm (1902–1987) – damals noch in der Britzer Jahnstraße 80 wohnend – war nach Kurzhaft 1933 im Dezember d. J. erneut festgenommen worden. Über Conrad Blenkle hatte er an der illegalen Arbeit der KPD-Bezirksleitung von Berlin-Branden-

burg mitgewirkt und wurde deshalb angeklagt. Trotz Einstellung des Verfahrens verschleppte man ihn nach 1¾ Jahren Untersuchungshaft von 1935–1937 ins KZ.



Erich Böhm

Erich Böhm erinnert sich 1945:

„... dass mein Prozess in Moabit 1933–1935 unter dem Rubrum [= Aktenaufschrift] Priewe und Genossen lief. Priewe stammt, soviel mir später bekannt wurde, aus Hamburg, war z. Z. der Verhaftung Leiter des Abwehrapparates von Berlin-Brandenburg und führte durch seine Nachlässigkeit die Verhaftung einer Anzahl von Antifaschisten herbei. Ich selbst war unverschlüsselt in seinem Notizblock mit Datum und Hausnummer des Treffpunkts angegeben. Als er verhaftet wurde, stellte ihn die Gestapo nacheinander an alle Punkte hin, wo nach seinem Notizblock Treffpunkte stattfinden sollten und verhaftete die beteiligten Personen.“

Nachdem Böhm 1937 aus dem KZ Sachsenhausen – wo er Priewe wiedertraf – entlassen wurde, zog er nach Reinickendorf-West. Er knüpfte sehr vorsichtige Kontakte zu Regime-Gegnern, darunter zur sozialdemokratischen Familie Omankowsky (S. 178). Im Rahmen einer sich über ganz Deutschland erstreckenden Sonderaktion kam er nach Kriegsausbruch erneut ins KZ Sachsenhausen, wo er insgesamt zweieinhalb Jahre zubringen musste. Während der Zeit seiner Inhaftierung kümmerte sich u. a. die befreundete Familie Omankowsky um Böhms Tochter. Nach der Entlassung aus dem KZ (1942) suchte der Kommunist erneut Verbindungen zum Untergrundapparat der KPD, vor allem zur Saefkow-Bästlein-Gruppe (S. 165ff.). Böhm waren die Hauptverantwortlichen vertraut.

Böhm: „Beide kannte ich aus dem KZ Sachsenhausen. Diese Gruppe pflegte auch ihre Verbindungen, vor allem zu Soldaten der Ostfront. Diese haben uns grauenhafte Berichte über die Behandlung der dortigen Bevölkerung, besonders der Juden, gegeben.“

Beim Eintreffen der Roten Armee im April 1945 wurde Erich Böhm – fälschlich der Sabotage verdächtig – zunächst verhaftet. Doch ein früherer Reichstagsabgeordneter der KPD, der NS-Verfolgte Anton Jadasch, der Russisch sprach, half in der Not. Erich Böhm wurde kurz darauf Nachkriegsbürgermeister, der Sozialdemokrat Franz Neumann (S. 54ff.) sein Stellvertreter. (In den 50er Jahren Korrespondent des Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienstes der DDR in Bonn. 1961 Bruch mit dem Kommunismus. Von der DDR als „vom amerikanischen Geheimdienst gekaufter“ Politiker diffamiert, trat Böhm der SPD bei.)

„Der rote Norden“

Reinickendorf-Ost, Berner Straße 35 –
Wohnung von Elisabeth Walter

Ein Kammergerichtsverfahren aus dem Jahre 1940 griff Vorgänge vom Anfang der NS-Diktatur auf und gibt dadurch Hinweise auf die Verbreitung illegalen Materials in Reinickendorf sowie auf die dafür verantwortlichen Frauen: Die in Neukölln aufgewachsene Sekretärin Elisabeth Walter hatte bis 1932 in der Sowjetischen Handelsvertretung (Kreuzberg, Lindenstraße) gearbeitet, danach war sie arbeitslos. Die KPD setzte die junge Frau (* 1910) 1933 als Leiterin („Instrukteurin“) der illegalen Partei für das Gebiet der „Weißen Stadt“ (S. 114) in Reinickendorf-Ost ein. Zu ihrer Aufgabe gehörte bis 1935 die Herstellung der Untergrundschäft „Der rote Norden“.

Durch die Festnahme ihrer Schwester Margarete, die 1935 durch die brutalen Verhörmethoden der Gestapo in den Tod getrieben wurde, und die Emigration ihres Freundes Herbert Tschäpe brach der Kontakt zur Partei Ende 1935 zunächst ab. Vom Oktober bis Dezember 1936 geriet Elisabeth Walter in Haft, nachdem sie Herbert Tschäpe besucht hatte. Wegen Mangels an Beweisen freigelassen, gelang es ihr erneut, Verbindung zur verbotenen Partei zu knüpfen. Im April 1940 verhaftete man sie zum zweiten Mal. Bei dem Versuch, die frühe illegale Widerstandsarbeit der Kommunisten im Norden Berlins aufzudecken, war die Geheime Staatspolizei (durch Aussagen Paul Wagenknechts) auch auf Elisabeth Walter gestoßen. Doch durch deren geschickte Verteidigung und Paul Wagenknechts Abschwächung zuvor getätigter Aussagen musste das Gericht Elisabeth Walter im Februar 1941 freisprechen. Auch andere Angeklagte - darunter der Lübarser Dreher (Teves-Werke) Herbert Grundke und Eva Tenner aus Tegelort - wurden nach fast einjähriger Untersuchungshaft entlassen. Während Elisabeth Walter (1910–1998) dieses Verfahren glücklich überstand, aber als Mitglied der Saefkow-Gruppe (S. 165ff.) am Kriegsende untertauchen musste, fand eine andere engagierte Frau der Reinickendorfer KPD-Leitung ein schreckliches Ende:



Elisabeth Walter



Illegale KPD-Zeitung

Frieda Wagenknecht – ein Opfer der Gewalt

Tegel, Egellsstraße 7a

Der Reinickendorfer Maschinenarbeiter Paul Wagenknecht (1906–1977) war von 1928 bis 1932 bei der BVG in Berlin tätig. Als Anhänger der KPD nahm ihn die SA von August 1933 bis ins Jahr 1934 hinein in sog. Schutzhaft (KZ Esterwegen). Nach der Entlassung fand er zunächst in Reinickendorf-Ost, danach ab 1938 bei der Firma Teves (S. 244ff.) eine Anstellung. Am 1. Februar 1940 wurden Paul Wagenknecht und seine Frau Frieda von der Geheimen Staatspolizei verhaftet.

Frieda Wagenknecht, geborene Bujarsky, war als Tochter eines Stettiner Schneidermeisters und seiner Frau 1906 zur Welt gekommen. Sie wuchs mit drei Geschwistern auf. Nach dem Besuch der Volks- und Mittelschule fand sie bei der Berliner Firma Grünfeld (Bezirk Mitte) eine Arbeit als Dekorateurin. Dreizehn Jahre war sie bei der Firma beschäftigt und wirkte zuletzt auch als Betriebsrätin für die Kollegen. In Folge ihrer politischen Einstellung verlor sie 1933 ihren Arbeitsplatz. Nach kurzer Zeit des Aufenthaltes in der UdSSR kehrte sie 1935 wieder nach Berlin zurück. 1938 schloss sie die Ehe mit Paul Wagenknecht.

Anfang 1940 wurden beide verhaftet und später mit 23 Berlinern angeklagt, weil sie Kontakte zu Heinrich Schmeer, einem Auslandsinstrukteur der KPD, gehabt hatten.

Der ermittelnde Staatsanwalt schreibt am 20. Mai 1940:

„Den Beschuldigten fällt zur Last, sich noch lange Zeit nach der Machtübernahme zur Fortsetzung der hochverräterischen Ziele der illegalen KPD organisatorisch in Gruppen zusammengeschlossen und fortlaufend mit einem aus dem Ausland kommenden kommunistischen Instrukteur in fester Verbindung gestanden zu haben, der ihnen über ihre illegale Arbeit Weisungen erteilte, auch in regelmäßigen Zusammenkünften und Treffs zur Zersetzung der Bevölkerung tätig geworden zu sein, wozu ferner Geld gesammelt und illegales, teils sogar selbst hergestelltes Hetzmaterial verbreitet wurde.“

Bei den Ermittlungen und „Verhören“ gelang es der Geheimen Staatspolizei sogar, Widerstandshandlungen im Norden Berlins aufzudecken, die – wie der oben genannte „Fall“ Elisabeth Walter zeigt – Jahre zurücklagen.

Mit welcher Rücksichtslosigkeit und Brutalität dabei von der Politischen Polizei vorgegangen wurde, berichtet ein Überlebender:

Paul Wagenknecht erinnert sich 1945:

„Am 1. Februar 1940 wurden meine Frau und ich durch die Gestapo verhaftet, und am 18. Dezember des Jahres wurde sie zu 7 und ich zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt. Durch die schweren Misshandlungen und schlechten Unterbringungs- und Verpflegungsverhältnisse in der Untersuchungshaft hat sich meine Frau eine Lungen-Tbc zugezogen und wurde als haftunfähig entlassen.“

Frieda Wagenknecht verstarb Pfingsten 1943 an den Folgen der erlittenen Misshandlungen.

In den Reihen Robert Uhrigs

Trotz der Zerschlagung fast aller Berliner Unterbezirke der KPD in den Jahren 1935/1936 war es dem – politisch vorbestraften – Berliner Robert Uhrig gelungen, aus kleinen verbliebenen Zirkeln bis Kriegsbeginn (1939) erneut ein Kontaktnetz mit über 20 Berliner Betriebszellen aufzubauen.

Nach Kriegsausbruch führten Hitlers militärische Anfangserfolge und sein Pakt mit Stalin (1939–1941) auch unter Kommunisten zu Desillusionierung und Resignation. Der Widerstand kam vielerorts zum Erliegen. Erst der deutsche Überfall auf die Sowjetunion ließ die Kommunisten wieder derart aktiv werden, dass man von erfolgreichen Versuchen sprechen kann, den illegalen Partei-Apparat mit vielen Stützpunkten in wichtigen Betrieben erneut aufzubauen.

Die größte, zum Schluss 200 Mitglieder umfassende illegale Gruppe in Berlin wurde von Robert Uhrig geführt. Er hatte 1933 eine KPD-Zelle bei Osram (Moabit) geleitet und war dann bis 1936 im Zuchthaus. Es gelang ihm – etwa 1938 damit beginnend – langsam ein Kontaktnetz aufzubauen, das nicht allein etwa 20 Betriebsgruppen umfasste, sondern auch in Beziehung zu anderen großen deutschen Städten stand. Das Organisationsgeflecht war immerhin so effektiv geknüpft, dass sogar größere Versammlungen in Wäldern abgehalten werden konnten.

Eine erhebliche Erweiterung erreichte das ursprünglich als Betriebsgruppe organisierte Unternehmen, als im Herbst 1941 der Zusammenschluss mit zwei anderen illegalen Untergrundkreisen glückte. Es handelte sich um den national-revolutionären Kreis von Josef Römer (einem ehemaligen Offizier, der sich Ende der 20er Jahre der KPD angenähert hatte und nach 1933 lange inhaftiert war) und den des Nordberliner Arbeiterfunktionärs Walter Budeus. Budeus' Gruppe hatte seinen besonderen Schwerpunkt bei den Deutschen Waffen- und Munitionswerken (Eichborndamm) und (hier allerdings schwächer) den Dürener Metallwerken in Wittenau, wo sie bestrebt war, die Kriegsproduktion zu sabotieren.

Walter Budeus und seine Freunde

Lübars, Am Karpfenteich, Wald 24 – feste Wohnlaube von Walter Budeus

Der Maschinenschlosser Walter Budeus (1902–1944) gehörte der KPD seit 1931 an, wurde aber trotz seiner Gegnerschaft zum NS-Regime zunächst nicht inhaftiert. Vielleicht ist diese Tatsache darauf zurückzuführen, dass er seinen zunehmend ausgebauten betrieblichen Widerstandskreis bei den Deutschen Waffen- und Munitionswerken (Borsigwalde und Wittenau) lange Zeit getrennt vom illegalen KPD-Apparat, der bekanntlich wiederholt durch zahlreiche Spitzel hochging, hielt.

Budeus ging umsichtig und klug bei der Sammlung kritisch eingestellter Arbeiter und deren Familien vor. Selbst kein dogmatischer Funktionär, sondern aus sozialer Not zum idealistischen Kommunisten geworden, gelang es ihm, Parteilose und Sozialdemokraten mit einzubeziehen. Die Annahme, dass sein Kreis bzw. Sympathisantenumfeld über 50 Personen umfasst haben soll, könnte daher zutreffen.

Ende der 30er Jahre kam der Kontakt zu Uhrig zu Stande.

Horst Budeus (* 1930) erinnert sich 1984:

„Vor dem Kriegsausbruch sind mir keine Zusammenkünfte in Erinnerung, ich bemerkte erst danach etwas. Worum es bei den zahlreichen Treffen ging, erzählte mir die Mutter [natürlich] erst später. Für uns war es ein ‚Familienausflug‘, denn man besuchte sich wechselseitig an den Wochenenden und nahm die Kinder mit. So konnte man unerkannter als in der großen Stadt in größerer Zahl zusammenkommen.

Während wir Kinder spielten, berieten sich die Erwachsenen und erstellten [im Verborgenen] auch illegales Material. Mutter erzählte mir später, der Vervielfältigungsapparat habe zeitweise unter dem Bett zwischen den Spielsachen versteckt gelegen. Er stand aber abwechselnd immer woanders.

Neben unserer Lübarser Laube traf sich der Kreis auch bei Vaters Arbeitskollegen Rudolf Grieb in Weißensee und in der nahe gelegenen Laube von Otto Klippenstein in Rosenthal.“

Anfang Februar 1942 gelang es der Gestapo durch mehrere Verräter und eine aufgefundene Liste mit Namen (!), die Uhrig-Gruppe zu sprengen. Einige Hundert Mitglieder des Kreises wurden verhaftet, fast 80 Opfer sind zu beklagen. Es ist bezeichnend, dass der Uhrig 1941 angeschlossene „Römer-Kreis“ – mit Ausnahme der Spitze um Beppo Römer und Fritz Riedel – Distanz zum KPD-Apparat hielt und deshalb durch Spitzel nicht ausgespäht wurde.



Walter Budeus

Horst Budeus erinnert sich:

„Vater wurde im Februar 1942 in der Firma (Deutsche Waffen- und Munitionswerke) verhaftet. Danach kamen Zivilbeamte auch zu uns und durchsuchten die Laube.

Wie viele Menschen insgesamt betroffen waren, weiß ich nicht, aber Mutter erzählte mir, dass in Vaters Betrieb sehr viele Menschen verhaftet worden waren.

Vater saß zweieinhalb Jahre. Die Briefe kamen aus dem KZ Sachsenhausen und dem Zuchthaus Brandenburg. Meine Eltern hatten vereinbart, dass sie sich zum Schutz der Kinder scheiden ließen, obwohl meine Mutter – wie zahlreiche andere Frauen (etwa Martha Grieb) – aktiv an der illegalen Arbeit beteiligt war.

Von den Mitangeklagten, 13 insgesamt, blieb allein Otto Klippenstein am Leben. Als ich 1944 vom Landjahr nach Berlin zurückkehrte, erfuhr ich, dass mein Vater Walter Budeus am 21. August 1944 hingerichtet worden war.“

Neben Walter Budeus verloren folgende Kollegen seiner Firma das Leben:

Rudolf Grieb (* 1904)	– am 21.8.1944 in Brandenburg hingerichtet
Walter Strohmann (* 1891)	– am 14.8.1944 in Brandenburg hingerichtet
Johann Janzen (* 1893)	– 1942 im Lager Großbeeren ermordet
Max Drescher (* 1898)	– im April 1945 beim Außenkommando des Zuchthauses Coswig umgekommen

Aus dem Wittenauer Betrieb „Zahnradfabrik Friedrichshafen“ wurde der Rundschleifer Otto Schmirgal (vor 1933 Preußischer Landtagsabgeordneter für die KPD) als Mitglied des Uhrig-Kreises zum Tode verurteilt und hingerichtet, bei der Firma Lindner (Wittenau) war es der Arbeiter Hermann Tops (S. 243f.) und bei den Dürener Metallwerken Arthur Sotlke (1901–1944), ein enger Gefährte von Walter Budeus. Der Leiter eines illegalen Kreises bei Prometheus (S. 91), Willy Andrek, wählte bereits im März 1942 den Freitod, weil er fürchtete, den Folterungen der Gestapo nicht standhalten zu können.



Otto Schmirgal

„Rote Kapelle“

Borsigwalde, Kolonie „Am Waldessaum“ (Seidelstraße) – Wohnlaube von Familie Coppi
Pankow, Florastraße 26 – Wohnung von Walter Husemann
Tegel, Erholungsweg 50 – Wohnung von Richard Weißensteiner

Der 1909 geborene Werkzeugmacher Walter Husemann war in Arbeiterkreisen von Pankow und Prenzlauer Berg ein bekannter und einflussreicher Jungkommunist. Als Sportreporter und Redakteur bei der „Roten Fahne“ reiste er viel und kannte zahlreiche Menschen. 1933 schloss er sich dem Widerstand einer kommunistischen Gruppe an. Im November 1936 festgenommen, verbüßte er eine zweijährige Haft in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Buchenwald.

Wie zahlreiche andere „Politische“ gab auch Walter Husemann seinen Kampf nach der Entlassung nicht auf. Über Harro Schulze-Boysen stieß er zu jener Widerstandsgruppe, die später unter dem Namen „Rote Kapelle“ bekannt wurde. (Die Bezeichnung „Rote Kapelle“ prägten die Verfolgungsbehörden, „Kapelle“ war das Symbol für einen feindlichen Spionagering.)

Die korrekt „Schulze-Boysen/Harnack-Organisation“ genannte Untergrundgruppe war vielschichtig zusammengesetzt und betrieb neben der Widerstandsarbeit – wie der Verbreitung illegalen Materials – auch eine nachrichtendienstliche Zusammenarbeit mit der UdSSR, um die NS-Diktatur zu stürzen, was jedoch nur wenigen Verschwörern bekannt war.

(Siehe die Mitte/Tiergarten-Darstellung dieser Schriftenreihe.)



Walter Husemann

Walter Husemann wirkte mit John Sieg, Wilhelm Guddorf und Adam Kuckhoff bei der Erstellung der Untergrundschrift „Die innere Front“. Im September 1942 festgenommen, verurteilte ihn das Reichskriegsgericht zum Tode. Er wurde am 13. Mai 1943 in Plötzensee hingerichtet.

In seinem Abschiedsbrief an den Vater heißt es:

„... Grüßt alle Bekannten und Freunde. Ich will sie nicht mit Namen nennen. Aber ich drücke noch jedem Einzelnen in Gedanken die Hand und danke für alle Liebe und alles Gute. Ich sterbe leicht, weil ich weiß, warum ich sterben muss. Die mich töten, werden in nicht so langer Zeit einen schwereren Tod haben. Das ist meine Überzeugung.

Hart bleiben, Vater, hart! Nicht nachgeben! Denke in jeder schwachen Stunde an diese letzte Forderung ...“

Der in Österreich geborene Autoschweißer Richard Weißensteiner (1907–1943) war nach längeren Auslandsaufenthalten erst 1934 nach Berlin übergesiedelt. Er fand unter anderem bei Borsig eine Anstellung, und es gelang ihm auch, in der alten Arbeitersiedlung „Freie Scholle“ (S. 54ff.) eine Wohnung zu erhalten. Über Abendkurse zur beruflichen Weiterbildung lernte er Hans Coppi (1916–1942) kennen. Beide freundeten sich an. Hans Coppi war im Norden Berlins aufgewachsen, hatte die Schulfarm Scharfenberg (S. 172f.) besucht, wohnte seit 1933 in der Kolonie „Am Waldessaum“ (Seidelstraße), zählte zu den führenden Kräften der illegalen Gruppe und stützte seine Widerstandsarbeit auch auf alte Reinickendorfer Freunde, darunter die kommunistische Familie Krautmann. (So benachrichtigte man 1941/42 Ehefrauen oder Angehörige von Soldaten, die sich in sowjetischer Kriegsgefangenschaft befanden, und besorgte auch Kleidung und Lebensmittel für Zwangsarbeiter.) Durch Hans Coppi, der wegen illegaler KJVD-Tätigkeit bereits politisch vorbestraft war, stieß – neben dem äußerst erfahrenen und umsichtigen Hermsdorfer KPD-Funktionär Eugen Neutert (S. 142) – mit Richard Weißensteiner ein weiterer Reinickendorfer zum Kreis von Schulze-Boysen/Harnack. Er nahm an ihren Zusammenkünften teil und verbreitete illegale Schriften. In seiner Wohnung sollen wiederholt Funkgeräte versteckt und repariert worden sein. Auch ein über Deutschland abgesprungener Fallschirmagent (Albert Höbner) konnte sich einige Tage bei ihm verbergen.

Wie viele seiner Gefährten geriet Richard Weißensteiner durch die Zerschlagung der Gruppe 1942 in Haft. Vom Reichskriegsgericht zum Tode verurteilt, richtete man ihn in Plötzensee hin. Auch sein Freund Hans Coppi, der an Funkversuchen (zu mehr kam es nicht) der „Roten Kapelle“ beteiligt war, verlor – wie seine Frau Hilde – an diesem Schreckensort das Leben. Das Ehepaar Coppi hinterließ ein in der Haft geborenes Kind.

Neben dem Bemühen Berliner Oppositioneller, eine eigenständige, interne Landesorganisation durch Stützpunkte im Wohn- und Betriebsbereich aufzubauen, gab es auch mehrere Versuche, durch die Auslandsleitung der KPD über deren nach Deutschland heimlich eingereiste Beauftragte eine neue Führungsgruppe zu bilden. Dieses Vorhaben hinterließ auch im Norden Berlins seine Spuren.

Unterschlupf in Frohnau

Frohnau, Zeltlinger Straße 65 – Wohnung von Karl Neuhof

Der 1891 im Hessischen geborene Börsianer Karl Neuhof lebte seit 1926 mit seiner Frau Gertrud in Frohnau. Da es in diesem Ortsteil der Besserverdienenden und Begüterten nur sehr wenige Kommunisten gab, schlossen sich diese der KPD in Glienicke, einem nördlichen Vorort Berlins, an. Hier konnten die (zerstrittenen) Arbeiterparteien nämlich die Mehrheit der Wählerstimmen auf sich vereinigen. Doch auch in der eher ruhigen Wohngegend des Berliner Nordens warfen die kommenden politischen Auseinandersetzungen 1931 ihre ersten düsteren Schatten. Der Hermsdorfer Gerhard Weiß – Verlobter von Neuhofs Hausangestellter – wurde bei Wahlkampfstreitigkeiten von einem SA-Mann in Glienicke erschossen.

Ab 1933 hatten Neuhofs unter zahlreichen Hausdurchsuchungen und Anzeigen zu leiden, denn Karl Neuhof war als Kommunist und „Nichtarier“ ein doppeltes Opfer. Als gesinnungstreuer Freund erwies sich dagegen der Nachbar Walter Hellige (Königsbacher Zeile 48) und dessen Familie. Der Kommunist und frühere Bankkaufmann hatte 1933 seinen Arbeitsplatz verloren und war nun gezwungen, mit Brot zu handeln. Das Haus der Familie Hellige – zwei Brüder und deren Ehefrauen – war wiederholt ein heimlicher Treffpunkt Illegaler und Quartier für „Untergetauchte“.

Gertrud und Peter Neuhof erinnern sich 1983:

„Es war vermutlich 1935 [1934], als Walter Hellige einen Kranz an den Baum in Glienicke band, wo Gerhard Weiß einst erschossen worden war. Die Tat wurde beobachtet, Hellige angezeigt und mit Gefängnis [– sein Bruder Heinrich 1944 mit 2 Jahren Zuchthaus –] bestraft.

Walter Hellige tat später sehr viel für unsere Familie. Er gab auch polnischen und russischen Zivilarbeitern Brot. Wenn man an seiner Haustür vorbei kam, hörte man laut den [„Feind“-]Sender laufen!

Neben Denunzianten – die nach dem Kriegsende wieder freundlich grüßten – gab es unter den anwohnenden Frohnauern auch Verhaltensweisen, die zwischen Nazismus und Opposition lagen: Etwa ein Nachbar, ein hoher Polizeioffizier und anständiger Mann, der ausdrückte, dass es ihm peinlich war, uns anders zu behandeln: ‚Ich darf Sie nicht grüßen!‘ Übrigens konnte man auch mit dem Frohnauer Lebensmittelhändler Gondeck [offen] reden.“



Familie Neuhof

Im Laufe der 1930er Jahre wurden die Bewegungsmöglichkeiten von Juden zunehmend eingeschränkt: Karl Neuhof hatte seinen Beruf als Börsianer früh verloren. Nachdem immer mehr jüdische Geschäfte und Betriebe liquidiert und „arisiert“ worden waren, fand Neuhof 1938 dann nunmehr eine Beschäftigung als Bauhilfsarbeiter. Er durfte keine „deutschen“ Theater und Museen mehr besuchen, 1939 nahm man ihm den Radioapparat weg. In den Personalausweis wurde der Zwangsvorname „Israel“ eingetragen. Vor dem Tragen des Judensterns (seit dem 19. September 1941) schützte ihn die Ehe mit seiner „arischen“ Frau. Während andere Bewohner Frohnau ihre Lebensmittelkarten zugeschickt bekamen, musste sich Familie Neuhof ihre einmal monatlich abholen.

Gertrud Neuhof (1901–1987):

„Dort wurden wir manchmal angebrüllt:

‚Sind hier noch mehr Juden?’

Außer uns waren es vielleicht noch sechs Familien in Frohnau.

Dauernd herrschte diese Furcht, diese Unsicherheit.“

Der Versuch, mit Hilfe des Büros Grüber (S. 203) noch rechtzeitig zu emigrieren, scheiterte. Die Anmeldeummer war sehr hoch, und emigrierte Verwandte stellten leider auch keine Hilfe dar. Eingeteilt durch das „Jüdische Arbeitsamt“ (Kreuzberg, Fontanepromenade), musste Karl Neuhof schließlich bis zum 10. Februar 1943, dem Tag seiner Verhaftung, Zwangsarbeit in einer Weißenseer Farbenfabrik leisten.

Trotz eigener Gefährdung verschloss der Verfolgte Karl Neuhof nicht seine Tür, als ein Hilfe Suchender Quartier erbat: Es war der frühere hessische Landtagsabgeordnete der KPD Wilhelm Beuttel (1900–1944), ein enger Mitarbeiter des Auslandsbeauftragten der KPD Wilhelm Knöchel. Die Widerstandsgruppe Knöchel bemühte sich besonders im Ruhrgebiet, Gegner der Diktatur aus allen Schichten anzusprechen und versuchte, darunter mit der Untergrundzeitung „Der Friedenskämpfer“, auf das Ausmaß der furchtbaren NS-Verbrechen hinzuweisen und die Deutschen wachzurütteln.

Gertrud Neuhof:

„Wilhelm Beuttel war ein alter Freund aus dem hessischen Heimatort, der schon 1934 einmal bei uns war. Im Herbst 1942 erschien er erneut und bat um Hilfe. Er war nun ZK-Beauftragter für Betriebsgruppenarbeit. Er kam aus Holland ohne Geld, besaß keine Bescheinigung, keine Kennkarte – nichts! In Auslandsreisen [der KPD] wusste man wohl auch nicht, was in Deutschland los war!

Beuttels Kontaktmann in Berlin war Wilhelm Knöchel. Der Lungenkranke sollte von Beuttel abgelöst werden. Es gab nur weniger Berliner, die über seine illegale Arbeit informiert waren, darunter Alfred Kowalke und das Ehepaar Garske.

Viel wussten auch wir nicht.“

Zunächst konnte Karl Neuhof für Wilhelm Beuttel nichts vermitteln. Als er niemanden fand, der ihm Unterschlupf gewährte, zog Beuttel dann im Januar 1943 endgültig zu Neuhofs nach Frohnau. Hier schrieb er für das illegale „Ruhr-Echo“.

Peter Neuhof:

„Mein Vater wusste, dass diese Hilfeleistung den sicheren Tod bedeutete. Es war für ihn eine Selbstverständlichkeit. Sein Pflichtbewusstsein gegenüber dem Freund und Genossen, die Gegnerschaft zum NS-Regime und der Wille, Widerstand zu leisten, geboten es ihm.“

Neben dem Ehepaar Garske (langjährige Weddinger Kommunisten) und Alfred Kowalke war noch die junge Neuköllner Arbeiterfamilie Prüfer über Beuttels wahre Identität informiert. Bei ihr in Neukölln befand sich Beuttels Berliner Postanlaufstelle für Nachrichten aus dem Ruhrgebiet und aus Holland. Auch ein Wintermantel für den Illegalen ging an diese Anschrift. Als der Auslandskontakt zeitweise abbrach, plante Beuttel, nach Holland zurückzukehren. Doch wie sollte er es ohne Papiere bewerkstelligen?

Es gelang der Gestapo, die Neuköllner Anlaufstelle aufzuspüren. Als die Polizei dort nachfragte, wo die Briefe hingingen, erhielt sie zur Antwort: „Die Post wird von Neuhof aus Frohnau abgeholt.“ Nun wurde alles aufgerollt. Nicht jeder Verhaftete erwies sich gegenüber dem „Verhör“ und den Quälereien als stark genug. Viele Namen wurden genannt. In ganz Deutschland (Schwerpunkt Ruhrgebiet) verhaftete man über einhundert Menschen. Neun überlebten bereits die Verhöre nicht. In Hamm wurden über 50 Mitglieder verurteilt. Mindestens 23 Angehörige der Knöchel-Gruppe erhielten vom Volksgerichtshof das Todesurteil.

„Dem Juden“ Karl Neuhof machte man keinen Prozess, sondern steckte ihn ins KZ Sachsenhausen. Wie seine Frau bei ihrem Prozess im Januar 1944 erfuhr, war er bereits am 15. November 1943 ermordet worden.

Zu diesem schweren Schicksalsschlag hatte Gertrud Neuhof auch die eigene Verfolgung und Haft zu verkraften: Im Februar 1943 festgenommen, verurteilte man sie im Januar 1944 wegen „Begünstigung“ zu einer Strafe, die durch die Untersuchungshaft abgegolten war. Ein halbes Jahr darauf verschleppte man Gertrud Neuhof ins KZ Ravensbrück, weil ihre Kontakte zu oppositionellen jüdischen und kommunistischen Kreisen (Emil Leo, Frau Dimentstein) - vermutlich durch einen Spitzel - bekannt geworden waren. Erst das Kriegsende brachte für sie die Befreiung.

Ein „Fallschirmagent“

Wittenau, Kolonie „An der Höhe“

(h: etwa Siedlung am Mauschbacher Steig)

Ein ähnlich erschütternder Fall hart bestrafter menschlicher Hilfsbereitschaft ereignete sich in Wittenau und Pankow-Heinersdorf:

Der bekannte Reinickendorfer Kommunist Ernst Beuthke hatte bis zu seiner Flucht (1933) in der roten Laubenkolonie „Gartenfreund“ (S. 118) nahe der Scharnweberstraße gelebt. Der auf Grund eines SA-Überfalls (S. 13) schwer verwundete RFB-Funktionär floh in die Sowjetunion. Zwischen 1936 und 1939 beteiligte er sich auf Seiten der „Volksfront“ am Spanischen Bürgerkrieg. Zurückgekehrt in die SU, bereitete sich der äußerst kämpferische Mann auf eine neue politische Aufgabe vor. (Siehe auch den „Fall Scheller“ am Kriegsende, S. 293)

Henriette Wernecke erinnert sich:

„Ernst Beuthke ... wurde als Fallschirmabspringer ausgebildet und mit einem Geleitzug nach Mittelengland befördert. Von dort flogen die Flugzeuge, die gleichzeitig Angriffe auf Berlin flogen, für die Fallschirmabspringer ab.

Am 1. März 1943 war er vor Berlin abgesprungen und brauchte jetzt dringend zum Untertauchen Fühlung mit der Bevölkerung. Wir wurden um Hilfe gebeten.

Nach reiflicher Überlegung und der Einsicht, dass ihm außer uns wohl kaum einer helfen [würde], wurde beschlossen, ihm zeitweise Quartier bei Dora Baumann [Heinersdorf, Idunastraße 42] und bei Hundts zu gewähren. Bei Dora ... lagerte ein Koffer, von dem er [Beuthke] aussagte, dass er Glas enthalte und nur mit größter Vorsicht angefasst werden dürfte. Er erzählte uns mitten im Krieg nächtelang von Moskau und den Kriegsauswirkungen in der SU. Er hatte Lebensmittelmarken und bat uns um Einkauf von Lebensmitteln und von Besorgung von Fahrkarten u. a. nach Jüterbog. Wir begleiteten ihn auf manchem Weg, weil er glaubte, so unauffälliger zu sein. Mitte Mai war er überfällig, und trotz aller Vorsicht wurden fast alle, die mit ihm in Berührung gekommen waren, am 21. Mai 1943 abends verhaftet.“

Zu den Verhafteten gehörte nicht zuletzt Fritz Radoch, in dessen Wittenauer Wohnlaube in der Kolonie „An der Höhe“ – neben anderen Versteckten – sich auch Ernst Beuthke (Radochs alter RFB-Genosse) wiederholt aufgehalten und geschlafen hatte. Fritz Radoch war der Schwager von Charlotte Hundt, geborene Thiele, die wie ihr Mann Willy Hundt zur großen Gruppe der Festgenommenen zählte. In den dreißiger Jahren hatte sich das Ehepaar Hundt im Rahmen ihrer ISK-Mitgliedschaft am Widerstand dieser Gruppe beteiligt (S. 76ff.), blieb durch die Verschwiegenheit ihrer ISK-Freunde aber unentdeckt. Unabhängig davon unterhielt das Ehepaar Hundt durch Radochs freundschaftliche Beziehungen zu kommunistischen Kreisen, wodurch sie in den „Fall Beuthke“ hineingezogen wurden. Willy Hundt wurde nach etwa 3 Wochen entlassen. In sein Wittenauer Haus Am Hügel 15 setzten die Verfolger einen Gestapospitzel, da man noch auf einen Mann und eine Frau als Mitbeteiligte wartete.



Charlotte Hundt

Marianne Reiff-Hundt, damals sechzehn Jahre alt, erinnert sich an ihren Haftbesuch in der Prinz-Albrecht-Straße (Gestapo): „Meine Mutter hat es sich nicht anmerken lassen, dass dies unser letztes Wiedersehen war, falls sie es gewusst haben sollte. Sie war ein sehr charakterstarker Mensch. Bei der Vernehmung hatte man ihr angekreidet, dass sie in der Maschinenfabrik Lindner, wo sie im Büro arbeitete, agitierte: Sie hatte Hitlers ‚Mein Kampf‘ mitgenommen und sich in Dispute eingelassen. Eine Kollegin hatte das notiert und sie denunziert.“

Noch im selben Jahr (1943) gab der „Reichsführer SS“ (Himmler) den Befehl, alle, die mit dem „Fallschirmagenten“ in Berührung gekommen waren, sofort zu erschießen. Daraufhin wurden im August 1943 fünfzehn Menschen: unter ihnen Charlotte Hundt, ihre Schwester Wally Radoch, ihre Freundin Dora Baumann, Ernst Beuthke und seine Familie (Eltern, Schwiegereltern, Brüder und Schwägerin), Fritz Radoch, Lina und Heinrich Müller sowie die frühere Weddinger KPD-Bezirksverordnete Ella Trebe vom Abwehrrapparat der Berliner KPD (die dem Fallschirmspringer viele Berliner Verbindungen vermittelt hatte) im KZ Sachsenhausen ermordet. Wie im „Fall“ Neuhof hatte auch hier die Leichtfertigkeit kommunistischer Exil-Kreise den Nazis den billigen Vorwand für einen furchtbaren Rachefeldzug geliefert. (Siehe zudem S.293)

Anton Saefkow und Genossen

Nach der Zerschlagung der Gruppe Uhrig (1942) unternahm es der Berliner Anton Saefkow 1943 zusammen mit dem aus Hamburg geflüchteten Franz Jacob, eine neue Leitung der KPD

aufzubauen. Es gelang ihnen, ein Kontaktnetz zu knüpfen, das in über 70 Berliner Betrieben (unterschiedlich starke) illegale Zellen unterhielt. Im Norden Berlins waren es bei den Betrieben: Deutsche Waffen- und Munitionswerke, Alfred Teves, Bergmann AG, Argus (Flugzeugmotorenbau) und der Firma Stolzenberg.

Neben der allgemeinen politischen „Agitation“ lag die Hauptaufgabe der Saefkow-Jacob-Gruppe im Aufruf zur Sabotage der Rüstungswirtschaft, um den Zusammenbruch der NS-Diktatur und damit das Ende des Krieges zu beschleunigen. Man strebte ein breites Bündnis aller Regime-Gegner an.

Bei ihrer illegalen Arbeit, die 1944 durch Bernhard Bästlein (ein weiterer gestandener Hamburger Kommunist) verstärkt wurde, griff die Widerstandsgruppe besonders auf frühere KPD-Mitglieder zurück. Viele von ihnen hatten bereits Gefängnis- oder Zuchthausstrafen verbüßt. Beispielsweise trafen sich führende Funktionäre um Saefkow in Hohen Neuendorf auf dem Wochenendgrundstück von Hermann Hähnel, der als Verantwortlicher der KPD in Tegel-Borsigwalde-Heiligensee (zusammen mit Weddinger KPDlern) bereits Mitte 1933 hochgegangen war und den man im Januar 1935 zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt hatte.

Erich Fähling (1899–1981), einer der wenigen Überlebenden aus der Leitung der Gruppe, führt 1959 aus:

„[In den Kriegsjahren] ... war im Bewusstsein vieler eine entscheidende Wandlung eingetreten. Die meisten noch weitgehend nach dem früheren Parteischema gebundenen Gruppen waren zerschlagen und die Verbindung zur Emigration so gut wie abgerissen. Man fand sich nicht mehr in sich streng an die jeweilige Parteilinie haltenden Gruppen, sondern versuchte vielmehr, mit allen aktiven Genossen, deren einwandfreie antifaschistische Gesinnung sicher war, nunmehr gemeinsam zu arbeiten.“

Als eine besondere Stütze im Norden Berlins erwiesen sich dabei für Saefkow und Jacob mehrere Mitstreiter, die aus der Arbeitersportbewegung hervorgegangen waren.

Zusammenarbeit mit Zwangsarbeitern

Rosenthal, Lessingstraße 30 – Wohnung von Willy Hielscher

Der Schneider und Arbeitersportler Willy Hielscher (1904–1945) war aktives Mitglied der illegalen KPD. Mit seiner Frau Helene gehörte er einem politischen Kreis ehemaliger Fichtesportler im Norden Berlins an. Die Freunde, darunter waren Cäsar Horn, Erwin Reisler, Werner Deckers (Helenes Schwager) Erich Daweidt und Fritz Goltz, unternahmen Schulungsabende und sammelten Geld und Lebensmittel für Illegale. Daneben arbeiteten Helene und Willy Hielscher durch Flugblattverbreitung (1935/36) in der von Alfred Hoernle (S. 138ff.) geleiteten KPD-Gruppe mit, die neben Reinickendorf auch Wilhelmsruh und Rosenthal umfasste und 1936 zerschlagen wurde.

Nach dem Überfall auf die Sowjetunion begannen Hielscher und einige seiner Freunde, die russische Sprache zu erlernen. Schon bald sollten sie ihre neu gewonnenen Kenntnisse ein-

setzen können. Vermittelt durch seinen Schwiegervater Emil Einkenkel (dem früheren Leiter der KPD-Ortsgruppe von Wilhelmsruh) fanden erste Kontakte zu russischen Zwangsarbeitern der Firma Bergmann (Wilhelmsruh) statt. Die Verbindungen wurden ausgebaut und sollen weit über Nordberlin hinausgegangen sein. Die Pankower sammelten Lebensmittel und Kleidung für die in größter Not (S. 248ff.) lebenden ausländischen Kollegen. (Nach Aussagen von Prof. Dr. Helene Roggenbuck – Hielschers damaliger Frau – hätten die Freunde auch die Flucht eines gefangenen Majors der Sowjetarmee organisiert.)

Als man mit der Frage eines bewaffneten Aufstandes für den Zeitpunkt des Näherrückens der sowjetischen Front befasst war, griff die Gestapo bei einem Treffen am 30. August 1944 zu und verhaftete sämtliche Teilnehmer. (Vermutlich sind die Zwangsarbeiter beobachtet worden.)

Willy Hielscher wurde während des Verhörs so schwer misshandelt, dass er versuchte, mit einem Kopfsprung aus dem Fenster in den Hof seinem Leben ein Ende zu setzen. Den Schwerverletzten verurteilte der Volksgerichtshof

dann am 16. November zum Tode, am 8. Januar 1945 richtete man ihn hin. Die am 30. August 1944 mitverhafteten Russen wurden vor kein Gericht gestellt, sondern kamen höchstwahrscheinlich zur „Sonderbehandlung“ in ein Konzentrationslager.



Willy Hielscher

Verhaftungen bei Stolzenberg & Co.

Reinickendorf-West, Saalmanstraße

Werkmeister Max Sauer (1893–1961) gehörte bis zum Verbot der Arbeitersportbewegung der Wassersparte „Wander-Paddler-Havel“ an. Er war auch Mitglied der „Roten Hilfe“ und wirkte ehrenamtlich als Bezirksvorsteher im (alten) Arbeiterbezirk Wedding. Nach dem Verbot der Arbeiter- und Gewerkschaftsorganisationen bildete er mit Kollegen seines Betriebes, der Reinickendorfer Büromaschinenfabrik Stolzenberg, einen verschworenen Kreis. Bis zur Zerschlagung des KPD-Abschnitts Nord (1935/36) verbreitete er auch dessen illegale Zeitungen („Aufwärts“ u. a.). Die organisierte Widerstandstätigkeit setzte dann aber erst 1942/43 ein. Über den Kommunisten Heinz Rottke fand auch der frühere SAP-Spitzenfunktionär Erich Fähling (S. 101f) eine Beschäftigung bei Stolzenberg. Der in der illegalen Betriebsgruppenarbeit erfahrene Schriftsetzer hatte bis 1935 eine oppositionelle Zelle bei der Preußischen Druckerei AG geleitet und war dann verhaftet und mit Zuchthaus bestraft worden (S. 98).

Max Sauer und Erich Fähling fanden 1943 Anschluss an den Kreis um Saefkow, wo sie in verantwortliche Funktionen gelangten. Max Sauer hielt die Verbindung zu den Firmen Stolzenberg, Alkett, Veltener Maschinenfabrik, Tegeler Gaswerke und AEG, Erich Fähling zu



Karl Lüdtké



Hans Schulz

Erich u. Graetz, Weber - Treptow, Osram, AEG-Leitwerk, Hasse & Wrede, Ullstein und zum Luftfahrtbekleidungsamt. Als die Saefkow-Gruppe im Juli 1944 aufflog, konnten Max Sauer und Erich Föhling den Verfolgern gerade noch entkommen und untertauchen. In Abwesenheit zum Tode verurteilt, gelang es ihnen, in der Illegalität zu überleben. Für vier andere Kollegen der Betriebsgruppe bei Stolzenberg kam dagegen jede Hilfe zu spät: Harry Harder, Karl Lüdtké und Siegfried Forstreuther wurden hingerichtet, Waldemar Hentze, verurteilt zu drei Jahren Zuchthaus, verstarb in der Haft. Bei Alkett ging der Ingenieur Hugo Kapteina der Gestapo ins Netz und wurde zum Tode verurteilt. (Siehe die Neukölln-Darstellung dieser Reihe.)

Arbeitersportler Paul Zobel/Hans Schulz

Pankow, Berliner Straße 78/79 – Wohnung von Paul Zobel
Wittenau, Ernststraße 94 – Wohnung von Hans Schulz

Der 1891 geborene Paul Zobel zählte in der Weimarer Republik zu den führenden Männern der kommunistischen Arbeitersportbewegung. Er gehörte ihrer Reichsleitung an, trat als Sportredakteur hervor und war für die KPD Abgeordneter im Preußischen Landtag. Bereits im Februar 1933 kurz inhaftiert, verschleppte man ihn im Juli ins KZ Sonnenburg, wo er erst im Dezember 1933 freigelassen wurde. Mit Hermann Tops (S. 243f.) arbeitete er Ende der 30er Jahre in der von Robert Uhrig gebildeten Gruppe mit, konnte aber bei deren Zerschlagung unentdeckt bleiben. Über den früheren Sportfunktionär Bernhard Almstadt stieß Paul Zobel dann zur Saefkow/Jacob-Gruppe. Im Juli 1944 verhaftet und ins KZ Dachau transportiert, verstarb er dort in Folge der Misshandlungen und Entbehungen am 22. März 1945. Zobels Sportkamerad und Genosse Hans Schulz (S. 114) arbeitete nach seiner Rückkehr aus der UdSSR – die er aus Arbeitsgründen aufgesucht und wegen der stalinistischen Verfolgungen (und aus Sorge um die Mutter in Berlin) 1934 mit der Familie wieder verlassen hatte – im betrieblichen Widerstand einer Untergrundgruppe bei der Firma Loewe mit (siehe den Band über Mitte/Tiergarten). Vom VGH zum Tode verurteilt, wurde er noch kurz vor dem Kriegsende, am 20. April 1945, in Brandenburg hingerichtet.

Werner Deckers

Tegel, Am Rosenstieg 5 – Wohnung von Werner Deckers

Der 1913 geborene Arbeitersportler hatte noch 1933 sein Abitur ablegen können, doch seine bewusste Entscheidung für den Widerstandskampf sollte seinen weiteren beruflichen Weg in eine ganz andere Richtung als die einer beruflichen Karriere lenken. Im Januar 1935 wie viele seiner Sportskameraden verhaftet, verurteilte man ihn im Volksgerichtshofprozess „Quade und andere“ (S. 131) zu 13 Monaten Gefängnis. Aus dem Gefängnis entlassen, fand er nur unter Mühen Beschäftigungsverhältnisse, die jedoch nach einiger Zeit wegen seiner politischen Vorstrafe oder weil er sich - wie bei den Waidmannslust- und Volta-Werken - illegal betätigt hatte, immer wieder verlor. Zuletzt war er als selbstständiger Handelsvertreter tätig. Der zunächst „Wehrunwürdige“ wurde 1944 schließlich doch eingezogen. Wegen seiner Kontakte zur Saefkow-Gruppe am 17. Juli 1944 in einem Lazarett verhaftet, verurteilte man ihn zu 7 Jahren Zuchthaus. Ein Wiederaufnahmeverfahren mit dem Ziel der Umwandlung der Strafe in ein Todesurteil scheiterte allein am Zusammenbruch der NS-Justiz! Am 27. April 1945 wurde Werner Deckers im Gefängnis in Potsdam von der Roten Armee befreit.



Werner Deckers

Erwin Reisler

Reinickendorf, Ritterlandweg 45

Der Schweißer Erwin Reisler (1911–1996) kam von der anarchistischen Kinder- und Jugendbewegung 1927 zum KJVD. Nach der Zerschlagung der Arbeitersportbewegung hielt er engen Kontakt zu seinen Freunden César Horn, Werner Deckers und Rudi Rothkamm, konnte aber im Gegensatz zu ihnen 1935 den Verhaftungen (S. 128ff.) entgehen.

Nachdem er sich zunächst um die illegale Betriebsgruppenarbeit bei Borsig bemüht hatte (Sammlungen für "Rot-Spanien" organisierte und Flugblätter einschleuste), fand er 1938 bei der Reinickendorfer Firma ARGUS (Flottenstraße 28–42) eine Beschäftigung. In diesem Rüstungsbetrieb, einem Zulieferer für Geheimwaffen, gab es neben zahlreichen Kommunisten auch oppositionelle Sozialdemokraten, darunter den politisch vorbestraften Weddingener Theo Thiele, der zum Kreis der Widerstandsgruppe Neu Beginnen (S. 87) gehörte.

Es gelang Erwin Reisler (als Nachfolger des 1942 verhafteten Max König), eine aktive Betriebszelle aufzubauen. Ab 1943 gelangten deutsche und fremdsprachige Flugblätter zur Verbreitung. Etwa 20–30 Kollegen spendeten Geld, das half, Zwangsarbeiter und illegal lebende Widerstandskämpfer wie Franz Jacob (S. 166) zu unterstützen. Die Beträge wurden

über Fritz Goltz (siehe S. 164f.) weitergeleitet.

Erwin Reisler hielt darüber hinaus enge Verbindung zu einem oppositionellen Kreis um Gerhard Sredzki und beteiligte sich an dessen Aktionen (S. 167f.).

Erwin Reisler erinnert sich 1948:

„Als die Saefkow-Gruppe Juni/Juli 1944 zerschlagen wurde, habe ich besonders die illegal lebenden Genossen Fritz Goltz, Grete* (Nachname ist mir nicht bekannt) und die Familie des hingerichteten Genossen Cäsar Horn betreut ... Unsere besondere Arbeit war, [Ernst] Rambow, den Spitzel der Gruppe, zu suchen. Wir haben bis zum letzten Tag illegal gearbeitet.“

*Vermutlich Grete Schöneck (S. 165), d. Verf.

Fritz Goltz

Wilhelmsruh, Kolonie Schönholz, Waldsteg 8a



Fritz Goltz (4. v. rechts)

Der Schneider Fritz Goltz (1914–1984) zählte ebenfalls zu denjenigen aktiven Arbeitersportlern, die den zahlreichen Verhaftungen am Kriegsende gerade noch entgingen.

Als er im Dezember 1935 wegen Widerstands für den KJVD im UB Wedding-West (mit Reinickendorf-West) zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, hatte er bereits eine kürzere Gefängnisstrafe (1933) und einen zweimonatigen Aufenthalt im KZ Oranienburg (1934) hinter sich.

Nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus Luckau (Januar 1941) fand er durch die Vermittlung eines früheren Mithäftlings, des Arbeitersportlers Erich Hempel – siehe zu ihm die Neukölln-Darstellung dieser Reihe –, eine Arbeitsstelle bei der Firma F. F. Kleidung am Spittelmarkt.

Nach eigenen Aussagen stieg er im Frühjahr 1943 wieder in die illegale Arbeit ein. Auf Grund seiner Erfahrungen und Fähigkeiten rückte Fritz Goltz schnell zu einem führenden Funktionär im betrieblichen Widerstandskampf der Berliner Kommunisten auf. Er folgte dem ebenfalls politisch Vorbestraften Erich Dawideit, der 1943 zur Strafeinheit 999 eingezogen worden war, in den Führungszirkel der KPD von Berlin-Brandenburg. So betreute er zahlreiche Betriebsgruppen im Norden der Stadt, darunter in Tegel, Wittenau und Reinickendorf. Er nahm gesammelte Gelder entgegen, gab Untergrundschriften und Ratschläge (etwa zur Sabotage) an die jeweils Verantwortlichen weiter. Fritz Goltz hielt engen Kontakt zur Zentrale, wobei er Anton Saefkow als organisatorischen Leiter und Franz Jacob als politischen Leiter und eigentlichen „geistigen Kopf“ kennen lernte. (Jacob wohnte u. a. illegal in der Müllerstraße 69 bei Hannemann. Viele seiner Flugschriften und Informationsmaterialien wurden aber außerhalb Berlins, am Samith-See bei Bernau, erstellt.)

Nach der Zerschlagung der Saefkow-Jacob-Gruppe konnten sich aus dem Führungskreis Erich Fähling und Fritz Goltz retten. Zeitweise tauchten sie in einer Laube in Werder, wo früher schon Erich Dawideit und Erich Fähling zusammen gekommen waren, unter. Der Widerstand konnte nur noch in begrenztem Maße aufrecht erhalten werden. Trotzdem beteiligte sich Fritz Goltz an der illegalen Arbeit der Gruppe Sredzki (S. 167f.). Goltz' letztes Quartier vor der Befreiung lag in der Müllerstraße 109 bei Sass. Im Arbeiterbezirk Wedding konnte sich auch die Sekretärin der Leitung Grete Schöneck vor den Verfolgern verbergen und überleben, doch ihre Mutter, Pauline Schmidt, erlag den Folgen schwerer „Verhöre“ und Haftbedingungen.

Anton Saefkow

Pankow, Trelleborger Straße 26 - Wohnung Anton Saefkows (Gedenktafel)

Einmal verhaftet, hatte Anton Saefkow (1903–1944) als führende Persönlichkeit der letzten großen kommunistischen Widerstandsgruppe in Deutschland keine Chance, dem Todesurteil zu entgehen. Zudem galt er als politisch vorbestrafter „Wiederholungstäter“, denn er saß von 1934 bis 1939 in Zuchthäusern und Konzentrationslagern ein.

In den 1920er Jahren war der damalige Jungkommunist aus Berlin-Südost eine sehr bekannte Erscheinung in der revolutionär eingestellten Arbeiterjugend. Groß gewachsen und mit einer kräftigen Stimme ausgerüstet, war Saefkow häufig dabei und argumentierte charakteristisch, wenn mit politischen Gegnern gestritten wurde. Von seiner Partei auch in Sachsen, dem Ruhrgebiet und in Norddeutschland („Wasserkante“) eingesetzt, erwarb sich Saefkow vor Ort zunehmend organisatorische Erfahrung und Kenntnisse über personelle Zusammensetzungen. Wegen seines Widerstandes bereits im April 1933 festgenommen, litt Saefkow bis Juni 1939 in Zuchthäusern und Konzentrationslagern. Diese lange und schwere Haft hatte den Kommunisten geformt und geprägt. Freunde, die ihn „danach“ trafen, bemerkten schnell, dass Saefkow



Anton Saefkow



Franz Jacob

überlegter, wortkarger und konzentrierter geworden war. Auch von seiner politischen Konzeption her wollte er, über den engen Rahmen der alten KPD hinaus, ein breites antinazistisches Bündnis mit Sozialdemokraten und bürgerlich-militärischen Gegnern schaffen. Er und seine engeren Freunde, darunter besonders der eigentliche politische Kopf, Franz Jacob, stützten sich dabei auf (unterschiedlich starke) illegale Kreise in den Rüstungsbetrieben; allein in Berlin waren es siebzig an der Zahl. Es war eine Leistung, bei der Saefkow seine organisatorischen Fähigkeiten hatte entfalten können. Anton Saefkows großer Fehler war seine Vertrauensseligkeit einem Mann gegenüber, den er aus der ersten Widerstandszeit und anschließenden Haft zu kennen meinte: Ernst Rambow. Dieser Funktionär, der als Saefkows „rechte Hand“ intimste Kenntnisse aus der Spitze und dem Apparat der Kommunisten besaß, betätigte sich als Hauptinformant der Geheimen Staatspolizei. Wie und wann er dazu kam, wissen wir bis heute nicht genau. (Die SED-konforme Geschichtsschreibung hängt über diese – wie über ähnliche – hochpeinlichen Vorgänge den Mantel des Schweigens.) Seit 1933 standen die Kommunisten immer wieder in dem Verdacht, Spitzel in ihren Reihen zu haben. Manche Widerstandsgruppen (etwa der SPD) hielten deshalb bewusst Distanz zum illegalen Apparat der KPD, um so ihre Anhänger besser zu schützen. Nicht zuletzt in Kreisen der Verschwörer des 20. Juli 1944 und des christlich-sozialistischen Kreisauer Kreises (S. 236 f.) wurde hart darum gerungen, ob man Gesprächsmöglichkeiten mit Kommunisten nutzen sollte. Als zwei prominente sozialdemokratische Verschwörer, Adolf Reichwein und Julius Leber, der Saefkow aus dem KZ kannte, darauf eingingen, hatten sie in ihren Reihen wichtige (und berechnete) Kritiker, die über diesen Schritt entsetzt waren. Und tatsächlich: Auf dem Weg zur zweiten Begegnung wurden Saefkow, Jacob und Reichwein am 4. Juli 1944 verhaftet. Ernst Rambow leistete „ganze Arbeit“ und verriet aus den Reihen der illegalen KPD, was immer ihm bedeutend erschien. Dies führte zu furchtbaren Opfern unter den kommunistischen Widerstandskämpfern.

Noch in der Haft verfasste Saefkow sein „politisches Testament“. Der im Nachhinein zwar redaktionell etwas veränderte Text entsprach jedoch in den inhaltlichen Aussagen den von Saefkow dargelegten Vorstellungen einer 'antifaschistisch-demokratischen' Zukunft, so be-

richtet es der damalige Brandenburger Mithäftling Walter Mickin (S. 130), der das Dokument gesehen und auswendig gelernt hatte.

Vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, richtete man Anton Saefkow bereits am 18. September 1944 in Brandenburg hin. (Ernst Rambow soll nach dem Krieg in einem sowjetischen Lager erschossen worden sein.)

Illusionen in der „roten Festung“

Pankow, Berliner Straße 27a – Kleingartenanlage „Friedrichshöhe II“, bei Beyermann

1944/45 besaßen kommunistische Widerstandsgruppen in Berlin häufig nur dann eine Chance zu überleben, wenn sie sich vom illegalen KPD-Apparat getrennt hielten.

Erinnert sei in diesem Zusammenhang auch noch einmal an Josef „Beppo“ Römer – S. 151 – und Fritz Riedel, die sich nur selbst unmittelbar in die Uhrig-Gruppe einbrachten und dadurch ihre zahlreichen Anhänger schützten. Ähnliches ereignete sich, als die Geheime Staatspolizei die Mitglieder der Saefkow-Gruppe jagte: Der Berliner Widerstandskämpfer Herbert Bogdan – siehe den Schriftenband über Prenzlauer Berg/Weißensee – hatte in der Reichshauptstadt 80 Personen in sechzehn Fünfer-Gruppen organisiert, darunter bei den Deutschen Waffen- und Munitionswerken in Wittenau. Er besaß Kontakte nach Stuttgart und Leipzig, aber zur KPD-Zentrale in Berlin hielt er bewusst Distanz! Als er im September 1943 wegen Unterstützung verfolgter Juden mit wenigen Verschwörern verhaftet wurde, blieb seine große Gruppe – nicht zuletzt auch wegen seiner Kaltblütigkeit und Opferbereitschaft – weitgehend unentdeckt.

Der illegal lebende Gerhard Sredzki (1917–1988), wie Herbert Bogdan im Prenzlauer Berg wohnhaft, hatte ebenfalls aus eigener Kraft und gegenüber der illegalen KPD-Organisation erheblich abgeschottet, einen Kreis entschlossener Gegner gebildet. Man stellte selber Untergrundmaterial her, versteckte Untergetauchte und verbreitete Aufrufe, den sinnlosen „Endkampf“ einzustellen:

Flugblatt (mit rotem Sowjetstern):
„Berliner zum Kampf!
Rettet, was noch verblieben ist.
Tod den Hitlerbanditen!
Unser das Leben! Unser die Zukunft.“

Eine Laube im Pankower Ortsteil Heinersdorf war ihr besonderer Stützpunkt, „rote Festung“ genannt. Mit einer roten Fahne, Untergrundmaterial, einigen Waffen und der Sehnsucht, endlich vom Joch befreit zu werden, erwarteten sieben Menschen (darunter drei Deserteure) Ende April 1945 die sowjetischen Truppen.

In den allgemeinen Wirren hielten die Befreier die Existenz einer (oder nur dieser?) Widerstandsgruppe für ein vorgetäushtes Manöver von „Faschisten“, die sich nur tarnten. Und so geschah es, dass die männlichen Mitglieder der „roten Festung“ (für vier Wochen) gefangen genommen und Frauen vergewaltigt wurden.



Erich Dawideit

Von noch größerer Tragik war das Ende des Nordberliner Antifaschisten Erich Dawideit, der den betrieblichen Widerstand engagiert vorangetrieben hatte (S. 160, 165). Als vorbestrafter Kommunist (3½ Jahre Zuchthaus) zur „Strafeinheit 999“ eingezogen, geriet er am Ende des Krieges zusammen mit anderen NS-Gegnern in Jugoslawien in Gefangenschaft. Dort glaubten die Partisanen nicht daran, deutsche Widerstandskämpfer vor sich zu haben und erschossen die angeblichen „Nazis“.

Die Desillusionierung, die diese und andere Erlebnisse bei den Überlebenden auslösten, wurde gerade in der Nachkriegszeit von den Auswirkungen der täglichen Politik der herrschenden Kommunisten übertroffen, die das kostbare Erbe des Widerstandes missbrauchten und selbst eigene Anhänger verfolgten.



Karl Raddatz

Der Hermsdorfer Arzt Dr. Erwin Forst (1908–1994) berichtet 1992:

„Im Norden Berlins waren 1945/46 Genesungsheime für überlebende Opfer der NS-Diktatur eingerichtet worden. [Darunter in Hermsdorf, Friedrichsthaler Weg 20.] Ich erinnere mich noch daran, wie führende Kommunisten, die das KZ überlebt hatten – darunter Karl Schirdewan, Karl Raddatz und Ottomar Geschke –, damals ‚heilige Eide‘ schworen, dass es *nie* mehr zu einer Gewaltherrschaft in Deutschland kommen dürfte! Aber es währte nicht lange, dann ging es wieder los ... Schirdewan und Raddatz fielen später bei den eigenen Leuten in Ungnade; Karl Raddatz (1946 Generalsekretär der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes) wurde sogar längere Zeit [1960–1964] eingesperrt.“

Schule und Jugend

Auflösung „weltlicher Schulen“

In den 20er Jahren richtete die Berliner Stadtverwaltung etwa 60 moderne Schulen im aufklärerischen Geist der Republik und der Reformpädagogik ein. Hier wurde versucht – fern von überkommenen Erziehungspraktiken und unter Heranziehung zeitaktueller Unterrichtsthemen – , neue Wege zur erproben.

Entsprechend einer alten liberalen und traditionellen Forderung der sozialistischen Arbeiterbewegung nach der Trennung von Kirche und Staat wurde an so genannten „weltlichen Schulen“ das Fach Religion durch das Fach „Lebenskunde“ ersetzt. In diesem Zusammenhang sind besonders die zehn Berliner „Lebensgemeinschaftsschulen“ zu erwähnen. In ihnen wirkten Lehrer, Eltern und Schüler zusammen.

Diese hauptsächlich von der Sozialdemokratie eingeleiteten Bemühungen um die „Demokratisierung des Schulwesens“, unter anderem durch die Erschließung der Bildungsmöglichkeiten für die Arbeiterschaft, waren damals höchst umstritten. Dabei muss man bedenken, dass auf Grund eines politischen Kompromisses, den die Anhänger dieser Bildungsmaßnahmen durch die politischen Mehrheitsverhältnisse einzugehen gezwungen waren, lediglich an einer geringen Zahl der Berliner Schulen die Reform zur Anwendung kam. Dies geschah hauptsächlich in den Arbeiterbezirken Wedding, Friedrichshain und Neukölln, aber auch in Reinickendorf, Spandau, Prenzlauer Berg und Pankow.

Die Hitler-Regierung zerschlug diese Schulen. Lehrer wurden verjagt, entlassen oder – wenn sie noch jung waren – zur „Bewährung“ versetzt. An anderer Stelle wurde bereits auf die Pädagogen Hermann Schulz und Georg Sperling hingewiesen. Beide waren Lehrer an der „weltlichen Schule“ Auguste-Viktoria-Allee 37, wurden 1933 entlassen und beteiligten sich am Widerstandskampf (S. 95ff.) der SAP.

Die schulische „Säuberungspolitik“ des NS-Systems bedeutete nicht nur für die bestraften Pädagogen einen tiefen Lebenschnitt, sondern betraf gerade auch die Schüler auf besondere Art.

In Reinickendorf gab es vor 1933 mehrere „weltliche Schulen“, in Pankow sogar eine Lebensgemeinschaftsschule. Ehemalige Schüler berichten von Eindrücken, die sie nie vergessen haben.

Doris Schrön (* 1919) blickt 1989 zurück::

„In Wittenau gab es keine ‚weltlichen Schulen‘, aber in der modernen ‚runden Schule‘ (Roedernallee/Ecke Alt-Wittenau) wurden einige ‚weltliche Klassen‘ eingerichtet. Unser Lehrer, Herr Krüger, war auf Grund seiner leutseligen Art sehr beliebt. Um so größer war der Schock, als er nach der ‚NS-Machtergreifung‘ mit dem NS-Parteiabzeichen herumließ und dadurch zu erkennen gab, dass er bisher zwei Parteibücher, das der SPD und das der NSDAP, besessen hatte. Das Verhalten unseres Rektors Johannes Lindhorst war

dagegen ganz anders geartet. Als die neue Hitler-Regierung mit einer Feier geehrt werden musste, hielt unser Schulleiter eine Rede, in der der Name Hitlers nicht ein einziges Mal vorkam. Wir Kinder aus den weltlichen Schulklassen waren wie eine verschworene Gemeinschaft. Zu der genannten ‚Feierstunde‘ zogen wir uns demonstrativ die schlechteste Kleidung an. Rektor Lindhorst wurde dann im April 1933 seines Amtes enthoben, die ‚weltlichen Klassen‘ löste der Staat auf und verteilte uns Kinder auf die anderen Klassen.“

Lebensgemeinschaftsschule Niederschönhausen mit Lehrer Karl Hahn (unten)



In Niederschönhausen, Bismarckstraße 11 (h: Hermann Hesse-Straße) bestand seit 1923 eine Lebensgemeinschaftsschule, deren angesehene Pädagogen sich der demokratischen Republik und den Idealen der Vernunft und Humanität verpflichtet fühlten.

Günter Gaulke (* 1922) – siehe auch Seite 61 – erinnert sich 1990:

„Ich besuchte die mir unvergessene Gemeinschaftsschule in Niederschönhausen. Ihr Rektor Arnold Ziechert war ein wunderbarer Mann, der Pädagoge schlechthin. Auch meine anderen Lehrer – Karl Hahn, Walter May und der alte Gerson – sind mir in sehr guter Erinnerung.

An diesem Ort erlebte ich dann auch das neue Regime – und zwar hautnah!

Rektor Ziechert musste 1933 die NS-Flagge hissen. Er nahm mich beiseite und sagte: ‚Grüß mir deinen Vater und sage ihm, ich wurde dazu gezwungen.‘

Bald darauf wurde die Lebensgemeinschaftsschule aufgelöst und Rektor Ziechert

entlassen. Sein Nachfolger wurde ein Herr Malon aus Buchholz, ein ausgesprochener Prügelpädagoge. An einem Ort, wo früher das Schlagen verboten war, bekam ich nun als so genannter ‚Bonzen-Sohn‘ (Vater war bis 1933 SPD-Bezirksverordneter) heftige Prügel. Von meinen Mitschülern gingen nur 2–3 zum NS-Jungvolk. Wir anderen hielten gegen die harten Lehrer zusammen. So sammelten wir Papiertaschentücher und stopften damit die Hose zum Schutz vor der Prügel aus.
Mein Verhältnis zu Lehrern blieb von nun an sehr lange gestört.“

Je länger Jugendliche durch die Reformschule geprägt worden waren, desto stärker scheint bei ihnen die Ablehnung des Nazismus auch nach 1933 ausgeprägt gewesen zu sein. Denn Kurt Streiber (*1921) berichtet, dass sich von seiner Klasse (bis 1935) nur ganz wenige Schüler dem NS-Jungvolk anschlossen, während dem gegenüber Hella Schermer-Grünberg (*1924), die bis 1939 zur Schule ging, genau entgegengesetzte Verhältnisse in Erinnerung hat.

Schüler des Reformpädagogen Wilhelm Blume

Schulfarm Scharfenberg und Humboldt-Schule (Tegel)

Der Berliner Pädagoge Wilhelm Blume (1884–1970) schuf Anfang der 20er Jahre ein zukunftsweisendes Schulreformmodell auf der im Tegeler See gelegenen Insel Scharfenberg. Durch die Einführung von Kernunterricht und Neigungsfächern sowie die Aufhebung der herkömmlichen Oberstufengliederung versuchte er, individuelle Begabungen stärker zu fördern. Die Einrichtung des Modells der Schüler selbstverwaltung sollte das kritische Verantwortungsbewusstsein des Einzelnen herausbilden und die gruppenmäßige produktive Arbeit (Scharfenberg war eine Schulfarm) die Schulgemeinschaft verwirklichen.

Die Ausstrahlungskraft seiner Reformideen war immerhin so stark, dass ihm die Schulbehörde 1932 auch die Leitung der Tegeler Humboldtschule übertrug. Doch die NS-Machtübernahme sollte die Entwicklung schon bald in eine ganz andere Richtung treiben: Blume musste die Leitung der Schulfarm an einen NS-„Pädagogen“ abgeben, und Lehrer, die als linksorientiert galten, wurden abberufen.

Wilhelm Blume blieb Direktor der Humboldt-Schule. Er bemühte sich, vorsichtig gegen den Ungeist der Zeit zu steuern und die schlimmsten Auswirkungen der NS-Schulpolitik zu begrenzen. Beispielsweise wurden bei den wöchentlichen Fahnenappellen neben der vorgeschriebenen Hakenkreuzfahne auch das von Wilhelm Blume gestiftete Humboldt-Banner aufgezogen.

Es trug den Ausspruch Wilhelm von Humboldts:

„Bilde dich selbst, und dann wirke auf andere durch das, was du bist!“

Ehemalige Schüler (darunter Reinickendorfs späterer Bürgermeister Herbert Grigers) bescheinigten den von Blume geprägten Einrichtungen Charakterbildung im humanistischen Sinne, was in einer Zeit der Gewaltherrschaft besonders viel bedeutete.

Scharfenberger wehren sich

Zahlreiche Schüler Scharfenbergs hatten sich tapfer gegen die „Gleichschaltung“ (das hieß Vereinnahmung durch den Nazismus) gesperrt. Aber gegen Ende des Schuljahres Ostern 1934 war doch etwa die Hälfte der Schüler in der HJ. Wer diesem Schritt nicht folgen wollte, musste abgemeldet werden und konnte dann seinen Schulabschluss an einer beliebigen Stadtschule machen.

Heinrich Scheel (1915–1996) teilt mit:

„Wir verließen Scharfenberg erhobenen Hauptes in dem Gefühl, Standhaftigkeit demonstriert zu haben. Das war ein Gewinn, der nicht gering geachtet werden darf und in die Zukunft hinein wirkte.“

(Einige dieser Schüler nahm Wilhelm Blume zu sich an die Humboldt-Schule.)

Der frühere Scharfenberg-Schüler Hans Coppi hatte bis zu seiner Verhaftung (Anfang 1934) in Kontakt zu kommunistischen Widerstandskreisen gestanden und durch sie Untergrundmaterial der KPD für die Schulfarm erhalten. Nachdem Coppis engere politische Jugendfreunde nun Stadtschüler geworden waren, nahmen sie aus eigenem Bestreben Verbindung zu oppositionellen Arbeitern auf. Dabei sollten sich die alten Beziehungen mehrerer ehemaliger Scharfenberg-Schüler – Heinrich Scheel beschreibt sie als das „Hinterland“ – wiederholt als hilfreich erweisen.

Heinrich Scheel:

„Wir hatten Dank unseres Hinterlandes in all den Jahren bis zu unserer Verhaftung – und das waren alles in allem rund 9½ Jahre – nie das Gefühl, hoffnungslos isoliert zu sein ... Die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft von Menschen, die sich füreinander verantwortlich fühlten und dabei eine Toleranz übten, die Gesinnungsunterschiede gelten ließ, sofern sie diesen Gemeinschaftsgeist nicht zerstörten, war ein unversiegbarer Kraftquell jeglichen Widerstandes.“

(Hans Coppi – S. 153ff. – und Heinrich Scheel stießen in späteren Jahren zur Schulze-Boysen/Harnack Widerstandsgruppe. Während Heinrich Scheel mit Zuchthaus bestraft wurde, traf Hans Coppi das Todesurteil. Gleich ihm verlor der Neuköllner Hanno Günther im Widerstand das Leben. Auch er hatte einst die Schulfarm besucht. Zu seinen Aktivitäten siehe die Neukölln-Darstellung dieser Reihe.)

Jugendliche, die (unter anderem) durch die „weltlichen Schulen“ geprägt worden waren, taten sich bei ihrer Auseinandersetzung mit dem Nazismus auch in den Reihen der Jugendorgani-

sationen der unterdrückten Arbeiterparteien hervor.

Nach der Zerschlagung der Arbeiterjugendbewegung mussten sich deren gesinnungstreue Anhänger zunächst mit der neuen Situation zurecht finden, für die illegale Arbeit geeignete Mitkämpfer auswählen und neue Formen des politischen Protestes entwickeln.



Winter 1929/30 mit der Scharfenberger Schulklasse auf dem Tegeler See:
Hans Coppi (2. v. r.), Hermann Natterodt (6 v. r.), Heinrich Scheel (3. v. l.),
Hans Lautenschläger (11. v. l.)

Jungsozialist Willi Laukant

„Jungsozialisten“ hießen die Mitglieder der SPD-Jugendorganisation für die 18- bis 25-Jährigen. Während die Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) jüngere Jahrgänge erfasste und in Berlin bis 1933 einige Tausend Anhänger besaß, zählten die betont links stehenden Jungsozialisten in den späten 20er Jahren lediglich 500 Mitglieder.

Willi Laukant – siehe auch den Schriftenband über Wedding/Gesundbrunnen – war einer ihrer aktivsten Anhänger. Er geriet schon vor 1933 in Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten und wurde von der SA zusammengeschlagen (siehe das Foto). Obwohl er zweimal Anzeige wegen Körperverletzung und Sachbeschädigung machte, ließen sich die Schuldigen angeblich nicht ermitteln.



Willi Laukant

Willi Laukant (1906–1992) berichtet 1983:

„Mit Freunden aus dem Kreis der Jungsozialisten der Bezirke Wedding und Reinickendorf bildeten wir eine Gruppe von acht, neun jungen Menschen. Trotz gewisser politischer Unterschiede (Willi Drogolaw schloss sich 1931/32 der SAP an) blieben wir als Jungsozialisten-Kreis auch nach dem Verbot verbunden. Wir trafen uns am Wochenende zu Ausflügen, Wanderungen und politischen Diskussionen, kamen aber auch in Wohnungen zusammen, beispielsweise bei Willi Drogolaw in der Kopenhagener Straße (Prenzlauer Berg). Zum Kreis zählten ferner Walter Hahn, Herta Schüler und andere.

Der einzige Verhaftete unserer Gruppe blieb ich, denn der Kreis verteilte keine Flugblätter oder unternahm ähnliche Aktionen. Berlins früherer Jungsozialisten-Vorsitzender Ewald Naujoks* versuchte dagegen, eine feste illegale Organisation aufzuziehen, aber durch meine Verhaftung ging das Vorhaben kaputt.“

*Ewald Naujoks (1903–1985) bildete in den 1940er Jahren in Köpenick erneut eine illegale Gruppe und wurde deshalb im Dezember 1944 angeklagt.

Willi Laukant wurde im April 1935 verhaftet: Bei der Rückkehr von einem 10-Tage-Aufenthalt in der Tschechoslowakei geriet er in die Hände der Gestapo, die bei dem jungen Sozialisten illegale Druckschriften und Broschüren fand. Man verurteilte ihn zu 1½ Jahren Zuchthaus, zuzüglich der Untersuchungshaft saß er insgesamt 2¼ Jahre. Seine Berliner Freunde hatte er nicht verraten. (Siehe auch zur Mutter Willi Laukants, Agnes Laukant, die Seite 34f.)



Gerhard Meißler

Kommunistische Arbeiterjugend

Reinickendorf-West, Auguste-Viktoria-Allee 67 –
Wohnung von Gerhard Meißler

Reinickendorf-West war ein Gebiet, in dem die Arbeiterbewegung bis 1933 verhältnismäßig einflussreich war (S. 13, 115ff.). Ein Zeitzeuge berichtet im Folgenden von Aktivitäten der kommunistischen Arbeiterjugend, die sich besonders zwischen 1934–1936 hervortat.

Herbert Meißler, Bruder von Gerhard Meißler, erinnert sich 1983:

„So wurden Streuzettel ausgelegt, Malaktionen durchgeführt und die Zeitung „Junge Garde“ verteilt und ausgetauscht. Schwerpunkte waren die Scharnweberstraße, Berliner Straße (h.: Ollenhauerstr.), Eichbornstraße u. a.

Da die Gruppe nicht größer als 3–5 Personen sein durfte, fanden die Zusammenkünfte, wo Aktionen beschlossen und Schulungen organisiert wurden, im Tegeler Forst statt. Nachdem die Naziführung am 27. und 28. Februar 1933 den Reichstag anzünden ließ, fanden die ersten Aktionen statt. Losungen [waren] ‚Freiheit für Dimitroff und Genossen‘ – ‚Heraus mit Thälmann‘ – ‚Keinen Pfennig für Winterhilfe‘. Diese Streuzettel wurden in Telefonzellen, in den Umkleieräumen auf dem Sportplatz Scharnweberstraße und [auf] dem Wackersportplatz ausgelegt.“

Gegen staatlichen Zwang

Der NS-Staat hatte zunächst geplant, die Betriebe zu zwingen, alle jene Jugendlichen zwischen 14 und 25 Jahren zu entlassen, die nicht ein Jahr im Landdienst oder Arbeitsdienst tätig gewesen waren. Die Bezahlung sollte pro Tag 25 Pfennig im Arbeitsdienst und im Landdienst 8 Mark im Monat betragen.

Oppositionelle Gruppen protestierten mit den Parolen:

„Hitler-Jugend organisiert Sklavenhandel“

oder

„Verweigert den Arbeitsdienst und

Landdienst, meldet Euch krank“

dagegen.

Der NS-Staat wich ein wenig zurück. (Möglicherweise lagen auch Bedenken aus industriellen Kreisen vor.) Schließlich wurde im Reichsarbeitsdienstgesetz vom Juni 1935 die Altersspanne auf 18 bis 25 Jahre und die Dauer der Tätigkeit auf ein halbes Jahr reduziert.

Zuvor war am 25. März 1935 die Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht verkündet worden.

Herbert Meißler berichtet:

„Viele Jugendliche aus Reinickendorf mussten mit Polizeigewalt zur Musterung bzw. zur Arbeitsdienstpflicht in der Lichtburg am Bhf. Gesundbrunnen vorgeführt werden.“

Im Oktober 1935 geriet Gerhard Meißler (* 1917), einer der aktivsten Jugendfreunde, in Haft. Im Prozess „Zimmer und Andere“ (S. 135) verurteilte man ihn zu 10 Monaten Haft.

Um vor Verfolgungen sicher zu sein, trafen sich die oppositionellen jungen Arbeiter zu Wanderungen, Bootsausflügen, Klampfenabenden, Radpartien und Strandaufenthalten. Hier konnte weitgehend frei diskutiert und geplant werden. Herbert Meißler: „So trafen sich (1936) in einer Schonung im Tegeler Forst fast 50 Jugendliche...“

Besonders aktiv wurde man zur Zeit der Olympischen Spiele.

Herbert Meißler – ein Bruder von Gerhard Meißler – erinnert sich:
„Neben Streuzetteln, mündlichen Informationen, Haus- und Mauerbmalungen und [dem] Hissen der roten Fahne auf einem Schornstein der Firma Flohr entfernten Antifaschisten in der Nacht vom 29. auf den 30. Juli 1936 in der Antonienstraße, der General-Woyna-Straße und der General-Barby-Straße dreißig Hakenkreuzfahnen, die wegen der Olympiade hingen.“

Ein kleiner Kreis der Freunde hielt auch noch in den Kriegsjahren zusammen. Aber die Einberufungen zur Wehrmacht ließen auch diesen Kern immer mehr schrumpfen. (Der vorbestrafte Gerhard Meißler wurde 1944 zur Strafeinheit 999 eingezogen. Bei dem Versuch, zur Roten Armee überzulaufen, erschoss man ihn.)

Bei den Märkischen Wanderern

Borsigwalde, Pannwitzstraße 81 – Wohnung von Paul Lerm



„Märkische Wanderer“: Paul Lerm (links) und Kurt Wafner (Mitte unten)

Kurt Wafner (Weißensee) berichtet, dass sich im Frühjahr 1935 ein kleiner Kreis von Freunden aus der verbotenen anarchistischen Jugendbewegung Weißensees mit einer Gruppe ehe-

maliger Jungkommunisten und Fichtesportler aus Reinickendorf zusammenfand. Man hatte sich zufällig bei einem Wanderausflug im Norden Berlins getroffen und nach vorsichtiger Kontaktaufnahme eine gemeinsame oppositionelle Grundhaltung festgestellt. (Wegen der politischen Verfolgungen in der UdSSR gab es allerdings Differenzen, erinnert sich der Zeitzeuge.) Die Reinickendorfer wurden ganz besonders durch den erfahrenen Arbeitersportler Paul Lerm (1909–1989) geprägt.

Beide Kreise traten legalen Vereinen wie dem „Verband Märkischer Wanderer“ und der Jugendorganisation des „Reichsverbandes der Kleingärtner“ bei und versuchten dort, im anti-nazistischen Sinne auf junge Menschen einzuwirken. Bei Wanderungen, Laienspielen und Rezitationsabenden steuerte man gegen völkischen Heldenmythos, Rassenhass und die Blut- und Boden-Ideologie. Beispielsweise wurden Namen und Texte verbotener jüdischer Autoren bei Heimabenden vorgetragen und so vor dem Vergessen bewahrt.

Kurt Wafner (1918–2007) berichtet 1991:

„Und auch das war ja in jener Zeit schon ein Stück Widerstand, wenn wir an unseren alten Fahrten-Traditionen festhielten, wenn wir auf Marschtritt und Kommandos verzichteten und unsere alten Wanderlieder sangen - einigen Jugendlichen unter uns zum Trotz, die Mitglieder der HJ oder des BDM waren und es lieber recht zackig gehabt hätten.“

Paul Lerm geriet – durch Verrat eines (früheren) Rotsport-Spitzenfunktionärs – im September 1939 in Haft und erhielt eine einjährige Gefängnisstrafe. (Einen Teil davon musste er in einem der gefürchteten Moorlager verbüßen.) Die anderen jungen Freunde wurden durch die Einberufung zur Wehrmacht und die weitere Kriegsentwicklung auseinander gerissen und blieben nun auf sich allein gestellt.

Jugendprotest

Widerspruch gegen den nazistischen Drill und die autoritäre Bevormundung durch die staatliche HJ regte sich auch bei Teilen der Berliner Großstadtjugend. Aus den Arbeiterbezirken wird von Jugendgruppen berichtet, die zu verbotener „undeutscher“ Musik (Jazz und Swing) zusammenkamen, um dazu zu „hotten“ (tanzen).

Heinz Brunke (1923–1992) teilt 1990 mit:

„Wir Jugendlichen aus politisch bewussten Elternhäusern trafen uns oft am Samstag gegen 13 Uhr auf dem S-Bhf. Gesundbrunnen und fuhren gemeinsam in Richtung Ladeburg bei Bernau. Dort kamen wir auf einem Wochenendgrundstück (oder Zeltplatz) einer kommunistischen Gruppe zusammen, die dieses Gelände bis zum Kriegsausbruch nutzte. Bei unseren Treffen protestierten wir unter anderem mit dem Gesang von verbotenen Liedern wie

„Wir sind des Geyers schwarze Haufen“

gegen den Drill der Nazis.

Ein anderer Treffpunkt war eine Badestelle in Saatwinkel (Foto S. 179). Auch dieser Ort war als ehemalige kommunistische Ecke bekannt (S. 131f.). Dort liefen wir am Strand entlang und spielten die aufgenudelten verbotenen amerikanischen Platten ab.“

Im Arbeiterlokal

Die sozialdemokratische Familie des jungen Heinz Craatz (dessen Vater Franz sich jahrelang vor der SA verstecken musste) war Ende der 1930er Jahre von Pankow in die nahe Grüntaler Straße (Wedding) gezogen. Es war eine ausgesprochene Arbeitergegend. Der bebauten Straßenseite gegenüber lagen Laubenkolonien, in denen mehrere Kommunisten lebten.

Heinz Craatz (* 1918) erinnert sich 1983 an seine Pankower und Weddinger Freunde: „Wir Jugendlichen aus linken Arbeiterkreisen waren über Parteigrenzen hinweg freundschaftlich verbunden. Wir trafen uns häufig im Vereinszimmer des Lokals Grosseck (Freienwalder Straße 30) und in einem Arbeiterlokal in der mittleren Höhe der Grüntaler Straße. Hier konnte man in der Kneipe auch noch offen sprechen, ohne Angst haben zu müssen. Es wurden sogar Anti-Nazi-Witze erzählt. Keiner versuchte, im Sinne Hitlers zu reden, denn wer von der Tradition des Elternhauses her kein Nazi war, lief (in der Regel) auch nicht über.

Natürlich gab es ein paar irre NS-Anhänger, aber in diesem Kiez traten sie nicht weiter hervor. Als einer von uns einen frechen Witz über Hitler erzählte, ging der NS-Blockwart lediglich aus dem Raum.

Im Lokal Grüntaler Straße hörte ich später (da war ich schon Soldat geworden) die Meldung vom fehlgeschlagenen Attentat des 20. Juli 1944. Nach der Durchsage im Rundfunk sagten einige Gäste zu mir:

„Bleib bloß hier, der Krieg ist bald aus.“

Sie nannten ihn „Anti“ (Swing-Jugend)

Manfred Omankowsky wuchs (wie Heinz Brunke) in einem sozialdemokratischen Elternhaus in Reinickendorf-West auf. Seine Eltern zählten zu den einflussreichen Mitgliedern der SPD des Bezirksverbandes (S. 63, 148). Manfred Omankowsky war (1943/44) ein Anhänger der sogenannten Swing-Jugend. (Siehe auch den Schriftenband über Wedding/Gesundbrunnen.)

Manfred Omankowsky (* 1927) berichtet 1988:

„Unsere Gruppe kam weniger aus theoretisch-politischen Motiven zusammen, sondern entstand aus dem natürlichen Protest gegen den staatlichen Zwang.

Unsere äußeren Merkmale waren die langen Haare, die Werbung für ‚Welt-hölzer‘, die wir oben am Schlips trugen, und ganz besonders die Sammlung verbotener Swing-Platten.

Berlin-Saatwinkel, Badestelle, Swing-Jugendliche (2.v.r. unten M. Omankowsky) mit Plattenspieler



Wir trieben einen wahren Plattenkult. Am Alex konnte man in einem Geschäft ‚unter dem Ladentisch‘ verbotene US-Platten kaufen. Das allgemeine Tauschverhältnis war 10 alte Platten = 1 Swing-Platte. In der Friedrichstraße [Ecke Mohnstraße] war das Tanzlokal ‚Imperator‘ ein bekannter Treffpunkt, denn hier spielte Kurt Widmann den ‚Tiger rag‘. Im Sommer unternahmen wir Ausflüge mit dem Paddelboot und hörten im Schilf heimlich Swing-Musik. Manchmal klaute uns HJ die Platten.

Ich selber ließ mich nie in die HJ zwingen, obwohl ich deswegen oft vorgeladen wurde. Bei meinen Freunden trug ich den Spitznamen ‚Anti‘.

Unser Schwerpunkt im Norden Berlins waren die Weddinger Pharussäle [Müllerstraße 142]. Hier war am meisten los. Im Umkreis von 200 Metern lungerten manchmal ganze Pulks von Jugendlichen herum. Es waren Hunderte. Der Kiez war stark von der Swing-Jugend geprägt. Besonders in den Nebenräumen und Toiletten der Pharussäle wurde nach verbotener Musik getanzt, oder – wie wir sagten – ‚gescheuert‘. Wenn HJ auftauchte, prügeln wir sie hinaus.

Einmal erhielt mein Vater eine Anzeige wegen meines ‚Herumtreibens‘. In der Gegend um die Pharussäle gab es nämlich wiederholt Razzien. In einem Fall wurden wir Jugendlichen bis 2.00 Uhr nachts im Polizeirevier festgehalten.

Später erhielt ich dann eine Einberufung für ein ‚Wehrertüchtigungslager‘. Ich ging aber nicht hin. Alleine der Name dieses Lagers war für mich eine Provokation. Zu meinem Glück (wegen dieser Verweigerung) wurde ich dann zum Arbeitsdienst einberufen. Dort musste ich zur Strafe oft in den Bau. Besonderen Anstoß erregten meine langen Haare. Ich wehrte mich lange, bestach sogar den Friseur. Der Arbeitsdienstführer jagte mich deswegen bis unter die Betten. Als meine Haare dann doch geschnitten wurden, fühlte ich mich wie misshandelt.“



Peter Schmidt

Militarisierung der Jugend/ Flucht aus dem „Wehrrtütigungslager“

Seit 1944 zog sich die Schlinge des NS-Staates, der durch militärische Niederlagen und verheerende Menschenverluste mehr und mehr in die Defensive geriet, immer enger um den Hals der Heranwachsenden, die man mit allen erdenklichen Mitteln des Drucks und der Propaganda frühzeitig für die Kriegsmaschinerie gefügig machen wollte.

So berichtet der 1929 geborene Martin Bartsch (S. 74), dessen Schule (wegen der Bombardierungen) im Zuge der sog. Kinderlandverschickung im September 1943 nach Oberschlesien verlagert wurde, davon, dass ein großer Teil der Schüler des Jahrgangs 1928 bereits im Januar 1944 zur Heimatflak (Flak = Flugabwehrkanone) eingezogen worden war. Bartsch und andere Jugendliche begann ein NS-Lehrer, durch Schießübungen zum Erwerb des „HJ-Schießabzeichens“ anzulocken. Doch als der wegen seiner Trefferquote gelobte Bartsch der Bemerkung „Jeder Schuß ein Ruß“ widersprach, wurde er sofort aus dem Lehrgang

ausgeschlossen und fortan als „bolschewistischer Lude“ diffamiert. Die Auseinandersetzungen zwischen Bartsch und dem fanatischen Lehrer, der den Heranwachsenden schließlich im Februar 1945 verprügelte, eskalierten. Der Jugendliche wurde von der Schule verwiesen und kam Mitte Februar wieder nach Berlin-Tegel zurück. (Die Kinderlandverschickung nach Oberschlesien fand wegen des Vordringens der Roten Armee ohnehin ihr Ende.)

Noch mehr in Bedrängnis geriet ein anderer junger Schollaner. Wie Martin Bartsch, stammt er aus einem antinazistischen Elternhaus: Peter Schmidts (*1929) Vater, der Buckdrucker Fred Schmidt (1900–1973), gehörte mit dem Buchhändler Carl Buttke und der Handelslehrerin Erika Bartsch einem linkssozialistischen Untergrundkreis (S. 74) an.

Peter Schmidt (*1929) berichtet 2001:

„Im Winter 1944/45 wurde ich mit anderen Heranwachsenden in ein ‚Wehrrtütigungslager‘ auf der Insel Scharfenberg gesteckt. Waffen-SS bedrängte uns, dass wir uns als ‚letztes Aufgebot‘ an die Front melden. Der Druck wurde immer stärker. Wir bekamen tagelang nichts zu essen und wurden zusammengeschlagen.

Um dem Kriegsdienst zu entgehen, floh ich und nahm dafür sogar die Gefahren des nächtlichen Durchschwimmens des eiskalten Tegeler Sees in Kauf. An Land rannte ich dann nass nach Hause (Moorweg 8).

Dank der Hilfe des Schollenarztes und Humanisten Dr. Schünemann konnte meine Lugenentzündung in einem Versteck ausheilen und ich überleben.“

Bekennende Kirche

„Deutsche Christen“ greifen nach der Macht

Der Nationalsozialismus und seine militanten Anhänger im Bereich des Protestantismus, die so genannten Deutschen Christen (DC), hatten schon vor Hitlers Ernennung zum Reichskanzler (Januar 1933) versucht, sich die Deutsche Evangelische Kirche für ihre politischen Ziele gefügig zu machen.

Bereits 1932 traten die DC bei den Wahlen innerhalb der preußischen Landeskirche an und erhielten prompt ein Drittel der Sitze, darunter etliche in den Gemeindegemeinderäten. Auch dieser schnelle Erfolg dürfte Hitler und seine Bewegung in der Einschätzung bestärkt haben, von diesem Teil der Gesellschaft sei keine Opposition zu erwarten, und es werde den Deutschen Christen schon gelingen, durch Unterwanderung eine „nationalsozialistische Staatskirche“ zu schaffen. Die in ihrer Mehrheit eher national-konservativ eingestellte Deutsche Evangelische Kirche schien durch ihre starken Sympathien für Monarchie und Militär dafür die besten Voraussetzungen zu bieten.

Angezettelt von den Deutschen Christen, deren Gegner sich in der Liste „Evangelium und Kirche“ sammelten, setzte innerhalb der Kirche ein Kleinkrieg und Machtkampf ein, der sich von den Kirchenleitungsorganen (etwa dem Konsistorium für Berlin und die Mark Brandenburg) bis auf die unteren Gemeindeebenen erstreckte. Um Predigtpläne, Raumvergabe, Gottesdienststörungen, Konfirmanden, Kollektenabgaben und Disziplinarmaßnahmen wurde heftig gestritten.

Das machtgierige und rüde Vorgehen der Deutschen Christen führte bald darauf zu einer regelrechten Spaltung der Evangelischen Kirche. Auf Initiative märkischer Pfarrer bildete sich dann um den Dahlemer Pastor Martin Niemöller im September 1933 eine oppositionelle Gruppe, der Pfarrernotbund. Die Mitglieder setzten sich mit der vom NS-Regime installierten „Reichskirchenregierung“ auseinander und erhoben besonders gegen die Einführung des „Arierparagraphen“ für die kirchlichen Mitarbeiter massiven Protest. Der „Arierparagraph“ war eine Diskriminierung der evangelischen Pfarrer jüdischer bzw. teil-jüdischer Herkunft und stand dem christlichen Grundsatz entgegen, dass vor Gott alle Menschen gleich sind. Aus dem Pfarrernotbund ging die sich als eigentliche Repräsentantin der Evangelischen Kirche betrachtende Bekennende Kirche (BK) hervor.

Sie schuf sich auf Bekenntnis-Synoden (Kirchendelegiertenversammlungen) unter Verkündung des „kirchlichen Notrechts“ eine vorläufige Leitung für Deutschland und einen eigenen Organisationsapparat, der bis auf die unterste Gemeindeebene reichte. Bezeichnenderweise spielte die mündige, selbstständige Gemeinde, die unter aktiver Mitwirkung von Laien tätig war, in der Bekennenden Kirche eine zentrale Rolle, während die Deutschen Christen versuchten, die Kirche analog zum NS-Staat nach dem „Führerprinzip“, also von oben nach unten, zu organisieren.

Ein Kirchenkreis im Norden Berlins

Die Stadt Berlin war damals in 11 große Kirchenkreise (K.K.) eingeteilt, die über die bezirklichen Grenzen hinaus gingen und zum Teil einige Vororte der Reichshauptstadt mit einbezogen.



Paul Fritsch

An der Spitze eines Kirchenkreises stand der Superintendent (Sup.) genannte Kirchenkreisvorsteher, der in seinem begrenzten Rahmen durchaus Einfluss auf die innerkirchlichen Auseinandersetzungen ausüben konnte. So haben der im Süden Berlins (Dahlem, Lichterfelde) aktive Sup. Max Diestel (1872–1949) und der Spandau prägende Sup. Martin Albertz (1883–1956) sehr viel zur Stärke der dort herausragenden Berliner Bekennenden Kirche getan. Beide engagierten sich auch in der Hilfe für die verfolgten Christen jüdischer Herkunft. Martin Albertz saß darüber hinaus wiederholt in Haft (S. 23f.) und ist von der Amtskirche seiner Leitungsfunktion enthoben worden.

Der Kirchenkreis im Norden Berlins trug den Namen Berlin - Land II. Er erstreckte sich über das sehr große Gebiet der Bezirke Pankow (mit Blankenburg und Niederschönhausen) und Reinickendorf (mit Frohnau, Borsigwalde, Tegel) und bezog auch die nördlichen Vorortgemeinden Hennigsdorf, Stolpe und Hohen Neuendorf mit ein. An der Spitze der kirchlichen Organisation stand mit Sup. Dr. Paul Fritsch (1885–1952) zwar ein eingeschriebenes Mitglied der Be-

kennenden Kirche, das sich wiederholt schützend vor einige Anhänger des Pfarrernotbundes stellte, sich aber in der direkten Auseinandersetzung eher zurückhielt und eine gewisse Distanz zum aktiven Kern der oppositionellen Kirche erkennen ließ. An seiner eigenen (Pankower) Gemeinde zeigte er sich am aufgeschlossensten, doch der bedrängte Tegeler Pfarrer Beschoren (S. 187) fühlte sich ebenso im Stich gelassen wie die Hermsdorfer „Notgemeinde“ (S. 216).

Mit Ausnahme Pankows, wo die Bekennende Kirche sämtliche (fünf) Pfarrstellen innehatte und mit Pfarrer Jungklaus über einen Motor des Kirchenkampfes verfügte, war die Bekennende Kirche im Norden Berlins weniger stark verbreitet. Im Bezirk Reinickendorf zählte man nur einige Bekenntnispfarrer. Der Tegeler Geistliche Wilhelm Beschoren tat sich besonders kämpferisch hervor (S. 183ff.), Reinickendorf-West und -Ost, Wilhelmsruh, Wittenau und Hermsdorf galten als ausgesprochene „Notgemeinden“ und mussten von außen durch illegale Pfarrer unterstützt werden, die ihre Gemeinde nur außerhalb der Gotteshäuser betreuen konnten (S. 214ff.).

Nach einer Zusammenstellung aus dem Jahre 1936 zählten folgende Gemeindepfarrer zur Bekennenden Kirche:

Pankow:	Sup. Dr. Fritsch, Pf. Maresch, Pf. Pankow, Pf. Jungklaus, Pf. Bluhm
Niederschönhausen:	Pf. Mieritz
Schildow/Mühlenbeck:	Pf. Ruhnke (verstorben)
Lindenberg/Blankenburg:	Pf. Blankenburg
Borsigwalde:	Pf. Glasomersky
Tegel:	Pf. Beschoren
Hohen Neuendorf:	Pf. Rosenau
Stolpe:	Pf. Gehann
Hennigsdorf:	Pf. Lauterbach

In späteren Jahren rechnete auch der Frohnauer Pfarrer Tönjes (S. 214) zur Kirchenopposition, und in Borsigwalde folgte auf den pensionierten Ortsgeistlichen Hermann Glasomersky Bekenntnispfarrer Beyerhaus (S. 190ff.).

Vertrauensmann der Bekenntnispfarrer des KK war Pfarrer Jungklaus. Dem Berliner Brudererrat (Kirchenleitung der BK) gehörten für den Norden neben dem Superintendenten Dr. Fritsch in den 1930er Jahren der Reinickendorfer Historiker Dr. Michael (S. 211f.) und in den 1940er Jahren der illegale Hermsdorfer Pfarrer Dr. Ebeling (S. 214ff.) an.

Kirchenkampf in Tegel

Brunowstraße 8 – Wohnung von Bekenntnispfarrer
Wilhelm Beschoren (1895–1967)

Tegel, einer von Berlins jüngeren Vororten, hatte 1933 über 26.000 Einwohner, davon waren etwa 20.000 evangelischen Glaubens. Die Bevölkerung setzte sich hauptsächlich aus unterem Mittelstand, Borsig-Arbeitern, Werkmeistern und Ingenieuren zusammen. Im Unterschied zu Borsigwalde gab es in diesem Teil Reinickendorfs kein geschlossenes Arbeiterviertel. Trotzdem führten bei der Reichstagswahl im November 1932 die Arbeiterparteien mit knapp 9.500 Stimmen vor dem NSDAP, die 5.400 Stimmen erhielt. (Die Zentrumspartei bekam über 1.200 Stimmen, die Deutschnationalen über 900.)

Kirchlich betrachtet war Tegel – Foto S. 184 – eine ‚blühende Gemeinde‘. Ihre drei Pfarrer – D. August Schowalter, Dr. Kurt Palmado und Wilhelm Beschoren – konnten sich auf ein sehr ausgebildetes Vereinswesen mit vier Frauenarbeitskreisen, zwei Arbeiter- und Volksvereinen und sogar einer eigenen evangelischen Sterbekasse stützen.

Und doch – gerade diese Gemeinde sollte (neben der in Wittenau) zur Hochburg der aktivsten und fanatischsten Deutschen Christen im Norden Berlins werden. Dabei sah es in Tegel anfänglich nach einem geschlossenen Widerstand aller drei Pfarrer gegen den Machtanspruch der DC und deren Verfälschung des Glaubens aus: Trotz erheblicher Differenzen in den zurückliegenden Jahren fand sich der spätere Bekenntnispfarrer Beschoren mit seinen „neutralen“ Kollegen zunächst in einer oppositionellen Front. Doch sie zerfiel mit der zunehmenden Festigung der politischen Herrschaft des Nationalsozialismus. Und so geschah es, dass kurz vor den für Mitte 1933 angesetzten Kirchenwahlen die beiden „neutralen“ Tegeler Pfarrer einen Wechsel zu den früheren DC-Gegnern vornahmen und mit ihnen eine gemeinsame Wählerliste bildeten.

Vor die Aufgabe gestellt, mit anderen Gemeindemitgliedern eine oppositionelle Gegenliste („Evangelium und Kirche“) aufzustellen, erlebte Pfarrer Beschoren nun seine zweite böse Überraschung, als er versuchte, 50 bis 60 Namen zusammenzubekommen.



Aus den unveröffentlichten Aufzeichnungen („Zwölf Jahre Kirchenkampf in Berlin-Tegel 1933–1945“) von Wilhelm Beschoren:

„Die Wahl fand in einer ausgesprochenen Terroratmosphäre statt. Wer sich für die unpolitische Liste ‚Evangelium und Kirche‘ entschied oder gar seinen Namen auf sie setzen ließ, musste auf politische Diffamierung und Gefährdung seiner wirtschaftlichen Existenz gefasst sein. Das schüchternerte viele ein. Ihr Brot war ihnen mehr wert als ihre Überzeugung. Es fehlte den Meisten an Zivilcourage und Bekennermut...

Wo Pfarrer Beschoren ... auch anklopfte, erhielt er eine Absage, meistens gerade bei solchen, von denen man es nicht erwartet hatte. Alles war von einer Angstpsychose befallen. ‚Sie können es mir nicht verargen,‘ hieß es, ‚wenn ich mich aus den Kämpfen heraushalte. Ich bin Beamter, Angestellter, Geschäftsmann usw. und vermag deswegen doch nicht, meine wirtschaftliche Existenz zu gefährden.‘

Mit dieser Bekennerfeigkeit des kirchlichen Durchschnitts rechneten die Nazis, und sie verrechneten sich nicht.“

NSDAP und DC waren in Tegel durch Personalunion in führenden Stellen eng verbunden und schüchterten die anderen Kräfte massiv ein. Zudem war der Tegeler Kirchenkreis durch den Wechsel der o. g. Mittelgruppe den DC völlig ausgeliefert worden. Die „blühende Gemeinde“ brach wie ein Kartenhaus in sich zusammen – für Beschoren rückblickend ein Hinweis darauf, dass sie in ihrem Inneren längst ‚verweltlicht‘ und weitgehend von persönlichen Interessen bestimmt war.

Angesichts der erdrückenden Übermacht und des Scheiterns eigener Bemühungen, versuchte nun auch die kleine Oppositionsgruppe auf dem Verhandlungsweg ihr Glück. Da Beschoren vorübergehend abwesend war, bot sich ein „neutraler“ Pfarrer an, die Interessen der Opposition mit zu vertreten. Doch bei den entscheidenden Gesprächen versagte er, und der Kreis um Pfarrer Beschoren hatte das Nachsehen: Auf der Tegeler „Einheitsliste“ zu den Kirchenwahlen 1933 wurden der Opposition lediglich einige Gemeindeverordnete zugestanden, während man einen Kirchenältesten mit der Begründung ablehnte, dass bereits Pfarrer Beschoren Sitz und Stimme im Gemeindekirchenrat besaß.

In Folge dieser „Einheitsliste“ fielen die Kirchenwahlen in Tegel aus, und die Gemeinde erhielt eine DC-Körperschaft ausgesprochen radikaler Richtung. Da bis 1945 keine Wahlen mehr stattfanden, blieb der Gemeindekirchenrat formal bis zuletzt bestehen.

Kirchenpolitische Widersacher

Die starke Gruppe der Tegeler DC konnte sich bei ihrem Vorgehen auf prominente Anhänger stützen: Das geistige Haupt war der bei Rheinmetall-Borsig tätige Dipl.-Kaufmann Karl Scheller, der als Gauschulungsleiter zur Spitze der Berliner NSDAP zählte. Er war Träger des goldenen Parteiabzeichens und wurde zum Ratsherren der Stadt Berlin ernannt. Nicht weniger einflussreich war der Borsig-Direktor Dipl.-Ing. Düsterdiek. (Beide hatten übrigens Bekennnispfarrer zu Schwiegervätern.)

Wilhelm Beschoren schreibt über Direktor Dysterdik [Düsterdiek]:

„Schon in seinen eisernen unbarmherzigen Gesichtszügen stand die Rücksichtslosigkeit und Gewalttätigkeit seines Wesens geschrieben. Er war ein Mann, der über Leichen ging.“

Über den NS-Schulungsleiter Scheller bemerkt der Pfarrer:

„Ihm oblag die Abrichtung der braunen ‚politischen Seelsorger‘ des Deutschen Volkes in Berlin, die sich durch ihren Revolver am Koppel als besonders ‚begnadet‘ für ihren Beruf erwiesen.“

Beide traten auf kirchlichem Boden nur wenig an die Öffentlichkeit. Sie überließen dieses Geschäft dem Goldschmied Herbert Szpitter, der als NS-Ortsgruppenleiter und DC-Fraktionsvorsitzender „die Macht“ in Personalunion repräsentierte.

Szpitter war vor 1933 Angestellter in einem jüdischen Geschäft gewesen und rückte nach der NS-Machtübernahme (und als Profiteur „arisierter“ jüdischer Geschäfte) zum Innungsmeister der Berliner Goldschmiedezunft auf.

„Er wuchs also zu einem regelrechten ... Bonzen aus, der am Dritten Reich verdienen konnte. ... Ehrgeizig und mit unbändigem Willen zur Macht verdrängte er den ersten Ortsgruppenleiter und amtierte nun 12 Jahre als DC-Führer bis zum Zusammenbruch. „Dass diese Kämpfe in Tegel einen so außerordentlich erbitterten und gewalttätigen Charakter annahmen, ist vorzugsweise auf ihn zurückzuführen.“

Weitere fanatische NS-Anhänger waren der Kanzleibeamte Klatt, der nach 1933 zum Amtsrat im Justizministerium avancierte, und der Direktor des Städtischen Psychopathenheims „Grünes Haus“, das zum Mittelpunkt der DC-Zersetzungsarbeit in Tegel wurde.

Im Tegeler Kirchenvolk gab es zum Glück auch erfreuliche Ausnahmen. Bekenntnispfarrer Wilhelm Beschoren konnte sich nämlich auf ältere Mitglieder des CVJM (Christlicher Verein Junger Männer) und charakterfeste Protestanten, wie den Schmied Gustav Streich und den Kriminalsekretär Bielbuch, stützen. Besonders der Letztgenannte ging durch sein öffentliches Eintreten für die Gegner der nazistischen Deutschen Christen ein erhebliches persönliches Wagnis ein.

„Rebellion“

Während die DC das kirchliche Vereinsleben unterwanderten, um es zu zerstören, demonstrierten die NS-Anhänger nach außen Kirchentreue. Es kam zu Masseneintritten und Massenschaustrafungen, darunter auch in Wittenau.

Nun sollte der zweite Teil der „Machtergreifung“ in Angriff genommen werden: die Besetzung sämtlicher Pfarrstellen mit „zuverlässigen“ DC-Vertretern.

Als sich Wilhelm Beschoren im Januar 1934 einem landesweiten Protest des Pfarrernotbundes gegen die Gewaltmaßnahmen des Reichsbischofs anschloss, wurde das von den Tegeler Deutschen Christen als offene Rebellion empfunden. Nicht genug damit, brach auch in den Reihen der DC ein heftiger Machtkampf aus, da sich Beschorens Pfarrkollegen dem Ortsgruppenleiter nicht völlig unterordnen wollten.

Da Pfarrer D. Schowalter allerdings Fehler in der Amtsführung unterlaufen waren, griff der Berliner Bischof Dr. Karow (ein früherer Mittelparteiler, der nun in den Händen der DC war) zum Mittel der „Beurlaubung aus Gesundheitsgründen“.

Unter dem heuchlerischen Vorwand, das Interesse der Gemeinde verlange die Abberufung sämtlicher Pfarrer, betrieben die DC nun deren Entfernung aus Tegel. Die scheinheilige Begründung, alle seien heillos zerstritten, entsprach jedoch nicht den Tatsachen. Beschoren: „Denn das Verhältnis Pfarrer Dr. Palmedos zu seinen beiden Amtsbrüdern war stets durchaus friedlich und korrekt gewesen, wie es seinem ganzen Wesen entsprach.“

Wilhelm Beschoren:

„Leider leistete ihnen [den DC] bei diesem durchsichtigen Manöver Sup. Dr. Fritsch – ursprünglich Mittelparteiler, damals ‚neutral‘ und erst seit Ende 1934, nachdem der stellver. Nazi-Bischof von Berlin, Eckert, ihn in seinem eigenen Amt bedrohte, Mitglied des [Pfarrer]Notbundes und der Bekenntenden Kirche – handlangerischen Vorschub. Auch er erklärte sich für die Versetzung der drei Pfarrer und tat im Kreissynodalvorstand – einem zu 90% aus D.C. bestehenden Gremium – eine diesbezügliche Äußerung, mit der die Tegeler DC-Fraktion später noch lange krebsen ging.“

DC-Propst Eckert verfügte die Frühpensionierung Schowalters und die Versetzung der beiden anderen Geistlichen. Pfarrer Beschoren erhielt Ende Juli die Nachricht, am 1. August 1934 ein neues Amt in Rampitz (bei Fürstenberg/Oder) wahrnehmen zu sollen. Er blieb jedoch in Tegel und sammelte seine Gemeinde in einer „Notkirche“.

Finanziell abgesichert durch den Pfarrernotbund, musste Wilhelm Beschoren nun allerdings Ersatz für die ihm verschlossene Kirche schaffen.

Pfarrer Beschoren:

„Der erste [Gottesdienst] fand in einem kleinen Zimmer des Kießling'schen Restaurants (Medebacher Weg/Ecke Alt-Tegel) am 5. August [1934] statt. Jeder dieser Gottesdienste musste der Geheimen Staatspolizei besonders angezeigt werden und wurde von ihr überwacht. Den zweiten Gottesdienst feierte Pfarrer Beschoren im Tanzsaal des ‚Alten Kruges‘ gegenüber der Kirche. Er war sehr gut besucht. Der DC-Gottesdienst in der Kirche dagegen ... verödete geradezu durch Abwanderung in das gegenüberliegende Lokal. Schon damals zeigte sich deutlich, zu wem ... die kirchentreue Gemeinde hielt.“

Während der NS-Staat anfänglich eine neutrale Rolle zu spielen vorgab, griffen seine örtlichen Anhänger zur Selbsthilfe: Der Tegeler SA-Sturm störte eine Versammlung der Bekenntnisgemeinde im „Café Hohenzollern“.

Pfarrer Beschoren:

„Als sich nun um 10.00 Uhr die Bekenntnisgemeinde zahlreich zum Gottesdienst versammelte, erschien plötzlich ein Tegeler SA-Sturm in voller Uniform und besetzte den Saal mit der Begründung, ihn für sich bestellt zu haben ... Es blieb nichts anderes übrig, als den Gottesdienst in den zwischen Saal und Eingang gelegenen öffentlichen, aber zurzeit unbesetzten und für den Verkehr geschlossenen Caféräumen abzuhalten ... Während nun die Bekenntnisgemeinde ihren Gottesdienst feierte, besonders aber während der Liturgie und Predigt, grölte nebenan die braune Horde ihre Nazilieder; Braunhemden gingen, um zu stören, dauernd durch die Tür zur Straße hin und zurück, brüllten dabei herausfordernd ihr ‚Heil Hitler‘ in den Gottesdienst herein, andere wieder liefen zum Schanktisch, verlangten ... ein Glas Bier und riefen sich einander schallend ein Prost zu.“



Pfarrer Beschoren ließ sich durch diese Provokation nicht aus der Ruhe bringen. Nach dem Abzug der SA konnte die christliche Versammlung würdig zu Ende gebracht werden. Beschoren: „Alle Teilnehmer nahmen einen tiefen Abscheu gegen diese typisch nationalsozialistische Kampfweise mit nach Hause, ihnen hatte sich schlagartig das wahre Wesen dieser braunen Weltanschauung entschleiert!“ Das Verhalten der SA kostete die Partei in Tegel über den Kreis der unmittelbar Betroffenen hinaus starke Sympathie.

Die Tegeler DC griffen den oben geschilderten Vorfall schon bald mit der ihnen eigenen Unverfrorenheit auf und zeigten Pfarrer Beschoren bei der Polizei an.

Aus einem Denunziationsschreiben des Tegeler DC-Gemeindekirchenrates vom 5. September 1934 an das Polizeipräsidium:

„Der Gemeindekirchenrat gibt Ihnen Kenntnis von folgender Bekanntmachung innerhalb der kirchlichen Nachrichten der Ortspresse:

„Ev. Bekenntnisgemeinde (innerhalb der Landeskirche)
Sonntag, 10.00 Uhr, Vormittag Gottesdienst im Café
Hohenzollern. Pfarrer Beschoren.“

Der G.K.R. erhebt nochmals schärfsten Protest gegen die zersetzende Tätigkeit des Pfarrers Beschoren. Durch sein Auftreten im Talar in Restaurants (in welchem zur selben Zeit im gleichen Raum Bier getrunken und Karten gespielt werden) schädigt er das Ansehen der evangelischen Kirche und des Pfarrstandes.

... bittet der G.K.R., dem am 1. September nach Rampitz versetzten Pfarrer Beschoren die Aufenthaltsgenehmigung in unserer Gemeinde zu entziehen, da durch sein Verbleiben Ruhestörungen, hervorgerufen durch seine zersetzende Tätigkeit, zu befürchten sind.“

Pfarrer Beschoren:

„Jedes Mittel war den DC eben recht, um den verhassten Geistlichen unschädlich zu machen. Hinter ihnen aber stand, wenn auch nicht für jeden auf den ersten Blick erkennbar, die Partei als Auftraggeberin. Nie sonst hätte sich der SA-Sturm als ausgesprochene Parteiorganisation zu solcher niederträchtigen Gottesdienststörung hergeben können! ... Satanismus dürfte die einzig zutreffende Bezeichnung einer solchen Kampfweise sein.“

Als sich die Störung der BK-Versammlungen wiederholten, stellte der Tegeler Schlossherr (von Heinz) eine leer stehende Villa des Schlossbezirks (Gabrielestraße 34) zur Verfügung und sicherte damit die Einrichtung einer Notkirche.

Beschoren:

„Die Gottesdienstbesucher waren schon dadurch zu erkennen, dass sie teilweise mit Klappstühlen zur Kirche gingen, um dort noch Platz zu finden.“

Damit war es den DC nicht gelungen, den Bekenntnispfarrer und seine kleine, aber treue Gemeinde zu verdrängen.

Pfarrer Beschoren schreibt darüber:

„Inzwischen lief ein Prozess*, den Beschoren durch den geschickten Rechtsanwalt Holstein gegen den Gemeindegemeinderat führen ließ. In diesem Prozess obsiegte Beschoren und wurde mit allen Ehren in sein Amt wieder eingesetzt, ja er erhielt sogar den Vorsitz im Gemeindegemeinderat, der damals nur aus D.C.ern bestand. Mit ihm konnte er selbstverständlich auf die Dauer nicht zusammenarbeiten...“

*Im Januar 1935, d. Verf.

Nachdem Pfarrer Beschoren wieder legal in sein Amt zurückgekehrt war, versuchten die DC nun ihr Heil mit dem fanatischen Hilfsprediger Minia, den die Berlin-Brandenburger Kirchenleitung am 1. August 1935 (zum Trost der DC) nach Tegel entsandt hatte. Er betreute auch die Borsigwalder DC und war darüber hinaus Propagandawart der Groß-Berliner Deutschen Christen.

Beschoren berichtet über seinen Gegner:

„[Er] ... besaß eine ungewöhnliche Redegabe von suggestiver Kraft. Besonders die Frauen waren fasziniert von seiner ekstatischen Predigtart. Dazu trieb er für sich und seine Veranstaltungen eine unerhörte Propaganda. Seine Konfirmanden, mit denen er übrigens auch das Kino besuchte, eilten von Haus zu Haus und warben für seine kirchlichen Feierstunden, die er unter dem Titel ‚Blut und Boden‘, ‚Freiheit und Ehre‘ usw. abhielt... Mit seinem Organisten zusammen gab er ein eigenes ‚Tegeler Kampfliederbuch‘ mit von ihm selbst gedichteten DC-Chorälen heraus. Hinter ihm stand die Partei mit all ihren Mitteln. Trotz all diesem Aufwand behielt der Bekenntnispfarrer Beschoren den stärksten Gottesdienst und die größten Kollekten.“

Auf Grund einer breiten Protestfront aller Pfarrer des Kirchenkreises wurde Minia im Dezember 1936 aus Tegel entfernt, kehrte jedoch zeitweise wieder zurück und betreute seine DC-Notgemeinde in einer Schulaula. Obwohl Minia noch mehrere andere radikale DC-Pfarrer folgten, konnten alle – aus unterschiedlichen Gründen – ihren parteipolitischen Auftrag zur Zerstörung der unabhängigen Kirche nicht erfüllen.

Es muss die DC sehr verbittert haben, dass sie in ihrer weithin berüchtigten Hochburg im Norden Berlins immer wieder verloren. Auch mit den beiden 1933 übergelaufenen ehemaligen neutralen Pfarrern hatten sie sich längst überworfen: Der inzwischen pensionierte Pfarrer D. Schowalter (1870–1940) verließ die DC sogar wieder, und Dr. Palmedo ging ebenfalls vorsichtig auf Distanz.

Der unerbittliche Notbundpfarrer Beschoren konnte über all die Jahre nicht einmal durch Kurzhaft, Hausarrest, dauernde Telefonüberwachung und einige Morddrohungen eingeschüchtert werden. Als der Gemeindekirchenrat die Taufe einer Jüdin unterband, wich der Geistliche mit ihr zur Dahlemer Bekenntnisgemeinde aus und fand dort Hilfe in der Not.

Wilhelm Beschoren:

„Insgesamt siebenmal wurde Pfarrer Beschoren bis zum Ausbruch des Krieges vor die Geheime Staatspolizei zitiert, ohne dass man ihn festsetzte, entweder wegen angeblicher in der Predigt getarnter staatsfeindlicher Äußerungen oder wegen Einsammelns von Kollekten für die Bekennende Kirche. In all diesen Fällen dürften ebenfalls Deutsche Christen die Denunzianten gewesen sein. Jede dieser Vernehmungen war mit unendlich viel Aufregung verbunden, denn wer zur Gestapo musste, konnte nie wissen, ob er wiederkam!“

Gemeinde Borsigwalde

Die Gemeinde Borsigwalde, die in unmittelbarer Nähe zu dem bekannten Großbetrieb (S. 256) lag, umfasste nur 7.500 Seelen; die einzige Pfarrstelle hatte von 1922 bis 1938 Hermann Glasomersky inne. Er zählte wie sein Tegeler Kollege Beschoren zu den frühen Mitgliedern des Pfarrernotbundes. Beide hielten engen Kontakt.

Borsigwalde verfügte damals über keinen festen Kirchbau. Seit Ende der 1920er Jahre diente eine ehemalige Militärbaracke, die allerdings stilvoll hergerichtet worden war, als „Notkirche“. Der Ortsteil galt allgemein als „Arbeitergemeinde“. Tatsächlich beteiligte sich der größte Teil der Arbeiter aber überhaupt nicht am kirchlichen Leben. Besonders die kommunistisch und sozialdemokratisch Organisierten hatten sich der Kirchenaustrittsbewegung angeschlossen und orientierten sich an den Ideen der „Freidenker“.

Pfarrer Beyerhaus, der die Gemeinde von 1938–1954 betreute, erinnert sich:

„Diejenigen, die sich am kirchlichen Leben beteiligten, waren eigentlich mehr Mittelständler und handwerkliche Facharbeiter und technisches Personal, kaufmännisches Personal.“

Bekenntnispfarrer Hermann Glasomersky (1871–1962) hatte bereits am Anfang des Kirchenkampfes keinen leichten Stand, denn die Kirchenwahlen (Mitte 1933) brachten den Deutschen Christen auch in Borsigwalde eine Mehrheit im Gemeindegemeinderat ein.

Ilse Becker, geb. Glasomersky, berichtet:

„Mein Vater ist schon bald (1933) dem Pfarrernotbund und der BK zusammen mit Herrn Pfarrer Beschoren aus Tegel beigetreten. Er hat sonntäglich die Abkündigungen der BK verlesen. Ich erinnere mich, dass er danach einige Male Hausarrest bekam. Da nur ein Pfarrer an der Gemeinde in Borsigwalde war, musste unsere ‚Notkirche‘ einmal im Monat einem DC-Pfarrer zur Verfügung stehen ... Einmal hat der Reichsbischof Müller dort gesprochen.“



Hermann Glasomersky

Die Vertreter der DC-Mehrheit im Gemeindegemeinderat waren neben Oskar Branden noch der Lehrer Ernst Hoffmann und der Kaufmann Walter Kaulisch. Sie protestierten besonders heftig gegen Pfarrer Glasomersky, nachdem er im Januar 1934 eine Erklärung des Pfarrernotbundes gegen die Gewaltmaßnahmen des Reichsbischofs vor der Gemeinde verlesen hatte.

Im Protokoll des Gemeindegemeinderates heißt es dazu am 31. Januar 1934:

„In dem Reichsbischof sehen wir den Beauftragten und Vertrauten des Führers und sprechen ihm unser volles Vertrauen aus.“

Es war der Beharrlichkeit und Integrität des alten Pfarrers und dem überzogenen Auftreten der Deutschen Christen zu verdanken, dass sich die Mehrheitsverhältnisse im Laufe der Zeit durch den Übertritt von Oskar Branden zur Bekennenden Kirche wieder veränderten. Dies lässt sich auch im Protokollbuch des GKR ablesen:

Protokoll vom 12. April 1935:

„Antrag der Deutschen Christen auf Abhaltung eines Gottesdienstes monatlich einmal durch einen Pfarrer der DC um ½ 9.00 Uhr vormittags wird abgelehnt ...

Antrag auf Überlassung des Gemeindefaals zur Abhaltung von Bibelstunden durch die Gemeindegruppe ‚DC‘ wird abgelehnt.“

Protokoll vom 24. Mai 1935:

„Der Antrag der DC auf Überlassung des Gemeindehauses für den Konfirmandenunterricht durch Herrn Pfarrer Böhnsel wird mit 3 gegen 3 Stimmen abgelehnt. Die Stimme des Vorsitzenden* entscheidet.

*Pfarrer Glasomersky, d. Verf.

Hans-Hermann Auersch, dessen Vater, Erich Auersch, langjähriger Kassierer der BK Borsigwalde war, erinnert sich 1981:

„Zur Geschichte Borsigwaldes gehört auch das Überwechseln – nach der anfänglich kirchenfreundlichen Zuwendung der ‚Nationalsozialisten‘ mit Gründung der Deutschen Christen und Fahnenabordnungen in der Kirche – zur Bekennenden Kirche, Bespitzelung der Gemeinde durch Mitarbeiter der Gestapo, die Gottesdiensten beiwohnten, und die Angst vor Verhaftungen. [Dazu gehört] auch das aus heutiger Sicht Schizophrene: Vikar Himmel war SS-Angehöriger und hielt sich zur Bekennenden Kirche.“

Nachdem die Borsigwalde DC ihre Mehrheit verloren hatten und sich nunmehr als „Notgemeinde“ begriffen, suchten sie umso mehr die Anlehnung an die benachbarten „Kameraden“ von Wittenau und Tegel. Dort taten sich besonders die Hilfsprediger Minia (S. 189f.) und der DC-Leiter des Kirchenkreises Berlin-Land II, Wentzlaff-Eggebert (S. 211f.) unruhlich hervor. Beide galten als berüchtigte Scharfmacher.

Aus einem Schreiben des führenden DC-Vertreters im BK Berlin-Land II, Wentzlaff-Eggebert, vom 22. August 1934:

„Ich erlaube mir, nachstehend einen Bericht über die Vorgänge zu geben, die in den Gemeinden Tegel, Hermsdorf und Borsigwalde Anlass zur Unruhe und Empörung bei den betreffenden Gemeinden hervorgerufen haben. Gleichzeitig bin ich selber als Mitglied des Kreissynodalvorstandes aufs Äußerste empört über das Verhalten der Herren Beschoren, Tegel, Jänicke, Hermsdorf und Glasomersky, Borsigwalde.

Es ist untragbar für die Autorität unserer Kirchenbehörde, wenn die Herren Beschoren und Jänicke, trotzdem sie aus ihren Gemeinden abberufen sind, weiterhin dort Amtshandlungen, Gottesdienste usw. abhalten ... Wie [können] nun Herr Beschoren und Herr Jänicke jemals mit reinem Gewissen das Wort verkünden, wenn sie öffentlich den Ungehorsam gegen unsere Kirchenregierung [erklärten] ...

Herr Pfarrer Glasomersky glaubte, mich und den Fraktionsführer [NS-]Pg. Seidel nahezu hinausweisen zu müssen, da er angeblich krank sei und den Aufregungen nicht gewachsen und weil er keine Zeit mehr für uns hatte.“

Sup. Dr. Fritsch schrieb am 3. Oktober 1934 an das Konsistorium (Berlin-Brandenburger Kirchenleitung):

„... dass ich zureichenden, ja zwingenden Grund habe zu bitten, mich von der Verpflichtung der Zusammenarbeit mit einem Manne zu dispensieren, der auch jetzt noch nichts anderes als die minderwertigsten Gewaltmethoden zum Aufbau der evangelischen Gemeinde mitzubringen vermag. Ich erhebe den Anspruch, mit gutem Recht das Vorgehen des Herrn Wentzlaff-Eggebert in Borsigwalde als unmöglich und schädlich gekennzeichnet zu haben. Die dem Herrn stellvertretenden Bischof von Berlin [Propst Eckert] übergeordnete Behörde hat das anerkannt.

Ich muss deshalb feststellen, dass für mich als Superintendent, der das Vertrauen der ihm unterstellten Geistlichen nicht aufs Spiel zu setzen gedenkt, die Zusammenarbeit mit Herrn Wentzlaff-Eggebert nur unter der Voraussetzung möglich ist, dass derartige Methoden im Kirchenkreis Berlin-Land II unterbleiben.

Diese Zusicherung habe ich bisher nicht.“

Der alte Pfarrer Glasomersky war gezwungen, sich jahrelang mit diesen von außen in die Gemeinde eindringenden jungen Fanatikern herumzustreiten. Es soll ihn sehr bekümmert haben, dass Konfirmanden von ihren DC-Eltern wieder abgemeldet wurden. Wiederholt betrieben die Deutschen Christen seine Abberufung. Zwar dokumentieren die Kirchenkampfbücher, dass er noch im April 1937 eine öffentliche Gemeindeversammlung der DC in seinem Wirkungsbereich untersagte, aber es mehrten sich die Anzeichen dafür, dass er den Streit auf die Dauer gesundheitlich nicht durchhalten konnte.

(Er ließ sich 1938 von seinem Amt entbinden. Während des Krieges und danach übernahm er eine freie Pfarrstelle in Buckow-West und -Ost.)

Sein Amtsnachfolger Siegfried Beyerhaus (1900–1988), ein fast dreißig Jahre jüngerer Mann, gehörte ebenfalls der Bekennenden Kirche an und hatte sich schon frühzeitig bei Auseinandersetzungen mit Nationalsozialisten engagiert. (Es brachte ihm eine Gestapovorladung ein.) In Berlin sollte er nun neben seiner Borsigwalder Gemeinde auch im Kirchenkreis tätig werden. So wurde er in den Kriegsjahren zeitweilig Kreisvertrauensmann der Bekennenden Kirche im KK Berlin-Land II, ein Amt, das über viele Jahre der angesehene Pankower Pfarrer Jungklaus (S. 198ff.) innehatte.



Pfarrer Siegfried Beyerhaus (1900–1988) schreibt in einem Rückblick:

„Die früher starke Gruppe der DC in Borsigwalde war 1937 eingeschlafen. Die letzten Gottesdienste mit auswärtigen DC-Pastoren hatten nur noch ca. 25 Besucher; eine Ausnahme machten natürlich die Gastpredigten des Reibi [Reichsbischofs Ludwig Müller], zu dem Leute aus der ganzen Umgebung kamen. Der einzige Pfarrer von Borsigwalde ist BK, der vom Konsistorium November 1938 entsandte Hilfsprediger ist neutral, bisher Rehm-DC“.

Als der deutschchristliche Pfarrer Wiele einige Zeit in Tegel tätig war, sollte er auch die Borsigwalder DC mit betreuen. Zu einem Gottesdienst in der dortigen Gemeinde wurden im April 1939 Einladungskarten wahllos in die Briefkästen einiger Straßen geworfen.

Im Einladungstext der Deutschen Christen hieß es:

„Meine lieben Kameraden! ...

Unsere Gegner, die sich noch immer nicht trennen können von jüdisch verzerrten Frömmigkeits- und Glaubensbegriffen, sehen mehr und mehr ein, dass sie dem Wachsen einer gesunden, lebendigen und wirklichen Nationalkirche nicht mehr standhalten können. Es erübrigt sich, alle die Vorwürfe, wir seien nur ein Sprungbrett zur allgemeinen Gottlosigkeit oder die Antichristen selbst, zu widerlegen ...

In treuer Kameradschaft grüßt Euch alle herzlich mit Heil Hitler! Euer Wiele.“

Allen volltönenden Worten zum Trotz war die Zahl der so geworbenen „Gottesdienst-Besucher“ recht kläglich, es kamen lediglich 35 Personen.

Die Deutschen Christen hatten inzwischen auch in Borsigwalde ihre „große Zeit“ längst hinter sich.

Bekennispfarrer Beyerhaus wurde in den nun folgenden Jahren nicht zur Wehrmacht einberufen. Er vermutet, es lag daran, dass er der einzige Geistliche in der „Rüstungsgemeinde“ (Beyerhaus) war.

Siegfried Beyerhaus (Foto siehe oben):

„Zu allerletz, als dann der Volkssturm eingerichtet wurde, bin ich nicht eingezogen worden, weil ich als deklariertes Pfarrer der Bekennenden Kirche als wehrunwürdig galt.“

Bekennnishochburg Pankow

Alte Pfarrkirche und Hoffnungskirche

Berlins eher bürgerlicher Vorort Pankow stellte (1933) mit 69 000 Seelen eine sehr große evangelische Gemeinde dar, die von fünf Geistlichen betreut wurde. Zu Beginn des Kirchenkampfes waren es neben dem Sup. Dr. Paul Fritsch die Pfarrer Hermann Pankow, Martin Maresch, Paul Sämisch und Rudolf Jungklaus.

Alle fünf Theologen stellten sich 1933 geschlossen auf die Seite der kirchlichen Opposition, so dass Pankow von einigen Zeitgenossen im Scherz als „Dahlem des Nordens“ bezeichnet wurde.

(Die bekannte Dahlemer Gemeinde – siehe den Steglitz/Zehlendorf-Band dieser Schriftenreihe – war die Hochburg der Berliner Bekennenden Kirche. Hier hatte der von Pfarrer Niemöller geleitete „Pfarrernotbund“ seinen Sitz, mehrere Verschwörer des 20. Juli 1944 gehörten zu dieser Gemeinde, die zudem – durch eine kleine Gruppe – Vorbildliches in der illegalen Hilfe für verfolgte Juden leistete.)

Wenn Pankow sich damit auch nicht messen konnte, so zählte es doch zu den Zentren der Berliner Kirchenopposition.

Zunächst hatten die Kirchenwahlen 1933 aber auch im Berliner Norden den Deutschen Christen eine große Mehrheit verschafft. Doch sie sollte schon bald herausgefordert werden und zu bröckeln beginnen, da alle fünf Gemeindepfarrer – die auch Sitz und Stimme in den Gremien besaßen – für eine wachsende Kirchenopposition sorgten. (Im Laufe der Jahre gelang es der Bekennenden Kirche sogar, durch Übertritte und Austritte von DC-Vertretern – ähnlich wie in Borsigwalde – die Mehrheit in den örtlichen Gremien zu erkämpfen.)

Öffentlicher Protest

Die Pankower Pfarrer Rudolf Jungklaus und Paul Sämisch gehörten schon 1932 zu einer theologischen Gruppierung, die sich kritisch mit dem Ungeist der Deutschen Christen auseinandersetzte (S. 198).



Hoffnungskirche Pankow

Was im Jahre 1933 die anderen drei Pfarrer und einen großen Teil der Gemeinde aufschreckte, waren dagegen die Aktivitäten des Pankower Kreiskirchenratsmitgliedes Studienrat Dr. Krause. Er war 1933 zum Berliner Gauleiter der Deutschen Christen aufgestiegen und hatte in einer wüsten Kundgebung im Berliner Sportpalast (13. November 1933) das Alte Testament und damit die Bibel als Grundlage christlichen Glaubens in übelster Weise angegriffen. (Krause forderte als Hauptredner „... die Befreiung von allem Undeutschen im Gottesdienst ... und die Befreiung vom Alten Testament mit seiner jüdischen Lohnmoral, von diesen Viehhändler- und Zuhältergeschichten ...“)

Sieghild und Dietrich Jungklaus:

„Die fünf Pfarrer der Kirchengemeinde Pankow taten sich zusammen und hielten am 5. Dezember 1933 in einer Kundgebung 5 Kurzvorträge, in denen sie die Angriffe auf Bibel und Bekenntnis abwehrten und Dr. Krauses Anwürfe widerlegten. Die Vorträge wurden in der Alten Pfarrkirche und wegen Überfüllung parallel in dem großen Saal bei Lindner (in der damaligen Breite Straße, schräg gegenüber der Kirche) gehalten. Derjenige, von dem dieser Gedanke ausging und der sich am stärksten dafür einsetzte, war unser Vater. Er übernahm auch den schwierigsten Teil der Auseinandersetzung: ‚Wir halten fest am Alten Testament!‘

Die Vorträge wurden von den 5 Pfarrern im Selbstverlag unter dem Titel: ‚Das Wort sie sollen lassen stahn...‘ in Druck gegeben. Sie sind bis auf das letzte Exemplar verbreitet worden.“

(Krause zog sich auf Grund des allgemeinen Proteststurms in Berlin auf höherer Ebene zurück, trieb aber in der Niederschönhausener Kirchengemeinde – S. 207f. – weiterhin sein Unwesen.)

Die Aktivitäten der Pankower Pfarrer sollten sich dagegen als so erfolgreich erweisen, dass in der nun folgenden Zeit eine große Bekenntnisgemeinde entstand.

Pfarrer Siegfried Bluhm (1897–1978) war von 1936–1942 an der Pankower Hoffnungskirche tätig. Er berichtet in seinen Aufzeichnungen:

„Über 1.000 Gemeindeglieder hatten die rote Karte der Bekennenden Kirche unterschrieben und brachten riesige Geldsummen für die Sache der BK auf. Große Massenversammlungen fanden in den verschiedenen Kirchen Pankows statt, bei denen führende Männer der BK zur Lage der Kirche und zur Überwindung der mancherlei Nöte der Kirche ihre Stimme erhoben. Und allerlei Versuche der Partei, solche Gemeindeveranstaltungen zu behindern oder zu stören, verliefen ergebnislos. Die Gemeinde wusste immer zur rechten Zeit auch die rechte Haltung einzunehmen. Natürlich ging es nicht immer ganz ohne Kampf und Not ab. Unsere Gottesdienste wurden überwacht, unsere Predigten abgehört, Verhöre vor der Gestapo fanden statt, wo man uns allerlei verbieten und mürbe machen wollte, was auch zuletzt beinahe gelang.“

Das Wort sie sollen lassen stahn

Eine Abwehr

der Angriffe gegen die Grundlagen unserer
Kirche und ein Bekenntnis zum Evangelium

5 Vorträge der Pfarrer der Kirchengemeinde Berlin-
Pankow, gehalten am 5. Dezember 1933

1. Pfarrer Maresch: Zur Lage
2. Pfarrer Jungklaus:
Wir halten fest am Alten Testament
3. Superintendent Dr. Freitsch:
Wir bleiben beim ganzen Neuen Testament
4. Pfarrer Sämisch:
Wir wahren das Erbe Luthers
5. Pfarrer Pankow:
Wir stehen zu Kirche, Volk und Staat

Eine Entgegnung

auf die Rede von **Dr. Krause** im
Sportpalast am 13. November 1933

Berlin-Pankow - Im Selbstverlag der 5 Verfasser

Pfarrer Rudolf Jungklaus

Hoffnungskirche – Elsa-Brändström-Straße (Foto S. 195)

Motor und Kopf der Pankower BK-Gemeinde war Pfarrer Rudolf Jungklaus (1882–1961). Seine Zivilcourage, seine Gesinnungstreue und die große Standhaftigkeit waren der entscheidende Grund dafür, dass sich eine Bekenntnisgruppe von starker Ausstrahlungskraft entwickelte und bis zuletzt (S. 205f.) – freilich in reduziertem Maß – durchhielt.

Rudolf Jungklaus, der seiner Gemeinde über mehrere Jahrzehnte diente, war von allen fünf Pfarrern wohl auch der theologisch versierteste. Er konnte vorzüglich Hebräisch und war nicht nur in der Lage, viele Bücher des Alten Testaments in der Ursprache zu lesen, sondern auch Teile des Talmud (das nachbiblische Hauptwerk der jüdischen Religion). Pfarrer Jungklaus besaß intensive Kontakte zu jüdischen Menschen. Dabei ist besonders an den langjährigen Leiter des Pankower Jüdischen Waisenhauses (S. 272), Herrn Grundwald, zu denken, mit dem er auch in der bezirklichen Sozialarbeit eng zusammen arbeitete. Die Aufgeschlossenheit für soziale Fragen war bei dem evangelischen Theologen nicht zuletzt durch seinen unmittelbaren Gemeindekreis um die Hoffnungskirche herum gegeben, einer Arbeiterwohngegend, die an Prenzlauer Berg grenzte. Zusammen mit seinem Pankower Kollegen Paul Sämisch (1888–1934) zählte Rudolf Jungklaus schon 1932 zu einem theologischen Kreis um den Charlottenburger Pfarrer Gerhard Jacobi, dem späteren Präses der Berliner Bekennenden Kirche. Dessen Gesprächsrunde setzte sich kritisch mit den Ansichten des NS-Ideologen Rosenberg und dem antireligiösen Denken der nazistischen ‚Deutschen Christen‘ auseinander.

Sieghild und Dietrich Jungklaus:

„Als die NS-Leute das Heft in die Hand bekamen, war daher für sie klar, dass sie es bei Pfarrer Jungklaus mit einem scharfen und kenntnisreichen Gegner zu tun hatten. Deshalb wohl wurde in Parteikreisen die Parole ausgegeben: ‚Wir müssen die Kanzel der Hoffnungskirche von dem Juden Jungklaus reinigen!‘“

Unter Androhung eines Zivilprozesses konnte Pfarrer Jungklaus seine Gegner später zum öffentlichen Widerruf zwingen, was deren Hass natürlich vermehrte, aber andererseits die Anerkennung vieler Menschen einbrachte. Rudolf Jungklaus hatte auch mit seinem katholischen Amtskollegen, Erzpriester Feige, ein gutes Einvernehmen. Beide trafen sich in entschlossener Gegnerschaft zum Nationalsozialismus und waren dafür in Pankow bekannt.

Sieghild und Dietrich Jungklaus:

„In seinen Gottesdiensten wurde unser Vater regelmäßig abgehört und fast jeden Montag nach seinem Predigtgottesdienst telefonisch zur Gestapo ... bestellt. Er ging dorthin immer mit einem Köfferchen, in dem die notwendigsten Dinge für den Fall darin waren, dass man ihn dabeihielt. Weil die bei der Gestapo eingereichten Wiedergaben seiner Predigten arge Entstellungen waren, Vater aber immer nur nach einem Stichwortkonzept frei sprach, gab es bei der Gestapo meist harte Auseinandersetzungen.“

Erst als Pfarrer Jungklaus in einer Predigt auf die Denunziationen zu sprechen kam und dann demonstrativ eine ausgeschriebene Predigt verlas, kehrte eine gewisse Beruhigung ein.

Kritiker der Bekennenden Kirche heben hervor, dass die oppositionellen evangelischen Kreise nicht über den begrenzten Rahmen des Innerkirchlichen hinausgingen, dass sie die Verfolgung anderer Bevölkerungsgruppen nicht anprangerten und den NS-Staat insgesamt nicht in Frage stellten.

Dazu führt Alt-Bischof Kurt Scharf (1902–1990) – seit 1935 Präses der Brandenburger Bekennenden Kirche – 1984 aus:

„Der Widerstand der Bekennenden Kirche ... wurde politisch empfunden, weil wir uns gegen Unrechtsmaßnahmen des Staates und der im Staat herrschenden Ideologie wandten. Er hatte natürlich auch politische Konsequenzen: In einem totalitären Staat ist ein Gottesdienst, wo kein politisches Wort fällt, politischer Widerstand, weil in diesem Freiraum der Totalitätsanspruch des Staates faktisch existenziell bestritten wird.“



Sieghild, Rudolf und Dietrich Jungklaus (1946)

Aus den Akten der Kirchenbehörde

Die Akten des Evangelischen Oberkirchenrates belegen im Pankower Bestand der „kirchenpolitischen Vorgänge“ einen jahrelangen Kleinkrieg der Deutschen Christen gegen die fünf Pankower Bekenntnispfarrer und ihre Gemeindeglieder. Es ist dabei besonders auffällig, dass die DC ihren Konflikt nicht innerhalb der Kirche austrugen, sondern sich wiederholt an die NSDAP und die Geheime Staatspolizei wandten.

So wurde Pfarrer Jungklaus im Oktober 1934 bei der Parteiortgruppe wegen angeblicher „jüdischer Rabulistik“ und Sabotage des „Winterhilfswerks“ angezeigt. Noch im Februar 1938 beklagte der DC-Gemeindegliederobmann Oesterreich die „Verjudung“ der Bekenntnenden Kirche und griff besonders Pfarrer Jungklaus als (angeblichen) „Juden“ an.

Auch als sich Pfarrer Pankow in seiner Eigenschaft als „Geschäftsführender Pfarrer“ 1937 nur sehr zögernd bereit zeigte, den DC Gemeinderäume für Versammlungen zu überlassen, machten diese einen „jüdischen Geist kirchlicher Behörden“ aus.

Superintendent Dr. Fritsch betonte im April 1934 in einem Schreiben an den Reichskirchenminister, dass er weder den Deutschen Christen, noch dem Pfarrernotbund angehöre, da er als ehemaliger Divisionspfarrer ein Freund „straffer Disziplin“ sei. Doch das „Hineinregieren“ in die kirchliche Sphäre und einen von außen kommenden politischen Machtanspruch lehnte Dr. Fritsch ab: Der DC-beherrschte Pankower Gemeinderat sei zu aufbauender kirchlicher Arbeit unfähig.

Ähnlich hob Pfarrer Pankow gegenüber dem DC-Obmann des Kirchenkreises Berlin-Land II, dem Wittenauer Wentzlaff-Eggebert, hervor, dass mit Kräften, die einen Totalitätsanspruch verträten, keine brüderliche Zusammenarbeit möglich sei.

Die Bekenntnispfarrer widersetzten sich (wiederholt) energisch dem Versuch der DC, nach dem Verlust ihrer Mehrheit im Gemeindegliederkirchenrat, in Pankow erneut Fuß zu fassen. Als amtierender „Geschäftsführender Pfarrer“ lehnte Pfarrer Jungklaus (im Januar 1938) sogar einen Bescheid des Evangelischen Oberkirchenrates ab, den Pankower DC einen Raum zu überlassen. Jungklaus hatte bereits im September 1937 ausgeführt, radikalen Vertretern der Deutschen Christen kirchliche Örtlichkeiten zur Verfügung zu stellen, hieße, „den Frieden der Volksgemeinschaft“ zu gefährden.

Im November 1938 wurde Pfarrer Bluhm in einem anonymen Schreiben bezichtigt, geäußert zu haben, „Kaiser und Könige vergehen und auch das Reich Adolf Hitlers wird vergehen“. Der Beschuldigte entgegnete am 5. November 1938:

„... dass wir hiesigen Pfarrer ... alle ... positiv zum 3. Reich [stehen].“

Im Juni 1939 beschäftigte sich Pfarrer Jungklaus mit einer anderen anonymen Zuschrift, die von einer Pankower „Judenkirche“ sprach und die Bekenntnispfarrer Pankow und Ehrhardt als Jungklaus' „jüdische Brüder“ titulierte.

Im selben Monat traf Pfarrer Bluhm ein Verbot der Staatspolizei, da er es wagte, seelsorgerische Briefe an Menschen zu schreiben, die die Kirche verlassen hatten. Er wurde auch

verwarnt, dass ihm im Wiederholungsfalle eine Strafe drohe. Nicht ohne Courage erhob der Bekenntnispfarrer Einspruch gegen diesen Eingriff in den Verkündigungsauftrag der Kirche. Tatsächlich erreichte er eine (telefonisch durchgegebene) Differenzierung des ursprünglichen Verbots, solche Schreiben zu versenden.

Verbindungen und Unterschiede

Es war ein besonderes Merkmal der Bekennenden Kirche, dass auch nicht-theologisch ausgebildete Menschen die Arbeit mitgestalteten und prägten.

Tegels Bekenntnispfarrer Beschoren schreibt dazu:

„Ursprünglich eine reine Pfarrvereinigung wurde er [der Pfarrernotbund] durch die Hinzuziehung von Laien 1934 zur Bekennenden Kirche.

Mitglied konnte jeder werden, der die schriftliche Haltung des Notbundes billigte und entschlossen war, sein persönliches Leben in diesem Sinne zu führen. Zum Zeichen dafür unterzeichnete er die rote Mitgliedskarte. Diese ‚Bekennenden Gemeinden‘ wurden in möglichst jeder landeskirchlichen Gemeinde gebildet und stellten praktisch den Kern der Kirchentreuen dar.“

Pfarrer Jungklaus hatte in dem von Pfarrer Dr. Fritsch geleiteten Kirchenkreis Berlin-Land II auch die Funktion eines Vertrauensmannes inne. Es war ein verantwortliches Amt, das weit über Pankow hinaus reichte. Jungklaus' besonderes Augenmerk galt daher der großen Reinickendorfer „Notgemeinde“ (S. 210ff.), in der es keine fest angestellten Bekenntnispfarrer gab, sondern nur „illegale“ – von der Bekennenden Kirche bezahlte – Hilfsprediger.

Siegild und Dietrich Jungklaus:
„Zum Bruderrat der Bekennenden Gemeinde gehört der ‚nichtarische‘ Kunstmaler Grunwald, mit dem Vater besonderen Kontakt hatte. Auch zu dem ebenfalls ‚nichtarischen‘ Bildhauer Wilhelm Groß in Eden hielt Vater Verbindung.“

Wilhelm Groß



Senta Maria Klatt (1905–1993), Sekretärin der Brandenburger Bekennenden Kirche um Kurt Scharf, erinnert sich 1990:

„Mit dem Bildhauer Wilhelm Groß war ich gut befreundet. Er war wie ich 'nicht-arischer' Abstammung und ein überzeugter Christ.

Der Künstler hat viele eindrucksvolle Werke – zum Teil aus Holz – angefertigt, darunter war ein Bildnis, das bei Pfarrer Niemöller in der Diele stand: Ein ‚Christ Excelsior‘, der sich von der Welt abwandte und die Hände nach hinten hielt. Wenn man das Pfarrhaus betrat, erschreckte einen diese Darstellung fast – es war ein wunderbares Kunstwerk!

Wilhelm Groß hatte auch eine ‚Gethsemane-Gruppe‘ geschaffen. Diese Darstellung wurde von den Nazis zum Anlass genommen, ihn wegen ‚entarteter Kunst‘ zu verfolgen und zu verbieten.

Groß war gerade auch in Eden und Oranienburg* eine Säule der Bekennenden Kirche; um ihn sammelten sich viele Gemeindeglieder. Er wurde schließlich von Präses Scharf zum Laienprediger ordiniert.

Wilhelm Groß war ein wirklicher Zeuge Jesu Christi.“

*Dem Oranienburger Hans Biereigel zu Folge versteckte der Künstler in den letzten Monaten des Krieges geflohene polnische und sowjetische Zwangsarbeiter, d. Verf.

Der Maler Max Grunwald zählte zu den führenden Kräften der Wittenauer Notgemeinde (S. 212), während der Bildhauer Groß dem Bruderrat der BK der Mark Brandenburg angehörte, aber auch im Norden Berlins durch Aktionen und Flugschriften bekannt wurde. Besonders in der Adventszeit und zu Himmelfahrt machten sich viele Berliner Studenten auf den Weg zur Werkstatt und „Notkirche“ von Wilhelm Groß in Eden.

Laien-Mitglieder des Pankower Bruderrates, also der Leitung der Gemeinde, waren die Arbeiterin Anna Deppner, der Studienrat Dr. Kiesow und der Tabakhändler Gembitzky.

Die Pankower Gemeinde musste in den 1930er Jahren den Tod zweier Bekenntnispfarrer beklagen; 1934 war es Paul Sämisch, 1937 Martin Maresch. Jedes Mal unternahmen die Deutschen Christen den Versuch, nun endlich einen Mann ihrer Gesinnung unterzubringen. Doch beide Angriffe konnten durch energischen und geschickten Widerstand abgewehrt werden. 1936 kam Bekenntnispfarrer Bluhm (S. 204) an die Pankower Gemeinde, etwas später sein Kollege Ehrhardt. Gerade dieser treue Seelsorger sollte nach einiger Zeit Pfarrer Jungklaus als besonderen Kirchenkreis-Vertrauensmann vertreten.

Trotz gemeinsamer Gegnerschaft zu den Deutschen Christen bestanden innerhalb der Pfarrerschaft auch Differenzen. Bekanntlich gab es in der Bekennenden Kirche radikale und gemäßigte Vertreter, die sich zudem noch in der Hilfsbereitschaft für verfolgte Juden unterschieden.

Pfarrer Bluhm stand fest an der Seite von Pfarrer Jungklaus, als es an der Hoffnungskirche darum ging, bedrohten jüdischen Mitbürgern beizustehen (S. 204).

Superintendent Dr. Fritsch und sein Vertrauter Pfarrer Pankow (ein sog. liberaler Theologe) hielten sich in der aktiven Auseinandersetzung mit den DC eher zurück. Interne Schreiben der

Leitung der Berliner BK rügten mehrmals das Fernbleiben beider auf wichtigen Zusammenkünften (Konventen). Dr. Fritsch unterließ zudem über Jahre die Beitragszahlung und trug sich den Vorwurf ein, die illegalen Pfarrer seines Kirchenkreises Berlin-Land II allein zu lassen. Auch Tegels einziger Bekenntnispfarrer, Wilhelm Beschoren, übte heftige Kritik an seinem Superintendenten, den er eher für einen abwiegelnden „Neutralen“ hielt (S. 187). Andererseits ließ Dr. Fritsch den sehr konsequenten Pfarrer Jungklaus, der sich für verfolgte Gemeindeglieder und Amtsbrüder jüdischer Herkunft einsetzte, gewähren. Der Superintendent billigte auch die Heranziehung von Vikarinnen in einer Zeit, als die übergroße Mehrheit der Männer Frauen in theologischen Ämtern brüsk ablehnten (S. 216f.). Bei all dem fällt auf, dass sich Dr. Fritsch in Pankow eher aufgeschlossen zeigte als im übrigen Kirchenkreisgebiet.

Beistand für Verfolgte

Rudolf Jungklaus war schon von seiner theologischen Prägung her (S. 198) dem Judentum zugewandt. Schon in den 1920er Jahren beteiligte er sich an der Arbeit der „Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“ (Judenmission). Diese Institution wurde von der Amtskirche später zunehmend im Stich gelassen und finanziell ausgetrocknet.

Trotzdem bestand die „Judenmission“ bis zum Verbot durch die Gestapo im Januar 1941. (Siehe den Schriftenband über Prenzlauer Berg/Weißensee.)

Als auch viele Amtsbrüder der Bekennenden Kirche die Taufe (und damit den – versuchten – Schutz) unterließen, bewies Pfarrer Jungklaus Zivilcourage und Menschlichkeit. Ein Beispiel von mehreren sei herausgegriffen.

Siegild Jungklaus:

„In der Pankower Gemeinde lebte eine Familie Lichtenstein. Der Vater war Jude, die Mutter Christin und, wie das damals genannt wurde, arisch. Alle vier Kinder waren als Säuglinge getauft und später konfirmiert worden. Als die Bestimmung herauskam, dass die Nichtarier den Stern tragen mussten, erhielten zwei der nun schon erwachsenen Kinder Lichtenstein den Befehl, den Stern anzulegen, die beiden anderen nicht. Unser Vater hatte den Mut, schriftliche Eingaben bis zur höchsten Stelle zu machen, und hat erreicht, dass keiner aus der Familie den Stern tragen musste.“

In Zusammenarbeit mit der (BK-)Hilfsstelle für evangelische „Nichtarier“ (Büro Pfarrer Grüber) verhalf Rudolf Jungklaus mehreren Juden zur Emigration. Er bot in seiner Pankower Gemeinde auch jenen christlichen Amtsbrüdern jüdischer Herkunft eine Heimstätte, die vom „Arierparagraphen“ der Amtskirche betroffen waren. Es sei besonders an Pfarrer Paul Mendelson (Wedding) und Pfarrer Willi Süßbach (S. 208f.) erinnert.

Von seinen Pankower Kollegen war es hauptsächlich Bekenntnispfarrer Bluhm, der Rudolf Jungklaus beim Einsatz für Verfolgte unterstützte.

Siegfried Jungklaus berichtet über die Hoffnungskirche:

„Vater ... war ein Freund und Helfer vieler jüdischer Menschen. Pfarrer Bluhm [war] mit ihm derselben Einstellung.

In dieser Kirche durften Juden mit und ohne Stern zum Gottesdienst kommen. [Sie] saßen ganz hinten, [einen] Schal oder Ähnliches über dem Stern, aus Sorge um uns andere ... In der Hoffnungskirche gab es viele Taufen ... von Nichtariern und Kindern aus Mischehen ...“

Hans-Dieter Bluhm (* 1928) über sein Elternhaus in Pankow:

„So erinnere ich mich, es müssen die Jahre 1937–1941 gewesen sein, dass wir in unserer Wohnung immer wieder fremde Menschen versteckt hatten, über die nicht gesprochen werden durfte und die wir Kinder nicht zu sehen bekamen.

Auch wurde mein Vater mehrmals von der Gestapo abgeholt, kam aber immer wieder frei. Dies erfolgte zumeist nach Aussagen in Predigten, die aber in dem dann vorgelegten Predigtkonzept nicht niedergeschrieben waren. Unsere Mutter hatte oft verweinte Augen, weil der Vater oft stundenlang verhört wurde und keiner wusste, ob und wann er wiederkommen würde.“



Siegfried Bluhm

Nachdem ihn ein Kirchwart (und NSDAP-Mitglied) wegen „staatsfeindlicher Äußerungen“ anzeigte, geriet Pfarrer Bluhm in eine besonders ernste Lage. Der Anlass dazu war, dass vor Beginn einer Bibelstunde im Jahre 1940 Teilnehmer über den Krieg mit Polen diskutiert hatten. Pfarrer Bluhm, der dabei gar nicht das Wort nahm, wurde später von einem Denunzianten in den Mund gelegt, geäußert zu haben, der Krieg mit Polen sei nicht zu gewinnen.

Pfarrer Siegfried Bluhm (1897–1978) schreibt:

„Ich selbst gab bei der Vernehmung zu, dass ähnliche Äußerungen vor Beginn der Stunde gefallen seien, lehnte es aber als Pfarrer ab, Namen von denen zu nennen, die sie gesagt haben könnten, zumal man das ja auch nicht mehr ganz genau im Einzelnen konnte. Durch geschickte Gegenbeweise konnte ich aber dahin wirken, dass man wohl einsah, dass ich wirklich keine staatsfeindlichen Dinge betreibe. Trotzdem hielt man mich, wohl um der Einschüchterung willen, stundenlang

auf dem Alexanderplatz fest, um mir dann schließlich gegen ½ 5 Uhr nachmittags zu eröffnen, dass man mich für dieses Mal noch laufen ließ, mir aber verböte, solche Dinge zu äußern oder zu dulden. Käme noch einmal etwas vor, käme ich nicht wieder nach Hause.“

(Wegen seiner bedrohten Lage sah sich der Pfarrer 1942 gezwungen, den Pankower Pfarrkreis zu verlassen und nach Spandau zu wechseln.)

Gegner der „Euthanasie“-Aktion

Bekenntnispfarrer Jungklaus trat der unmenschlichen Ideologie des NS-Regimes auch noch auf einem anderen Feld entgegen. Es handelte sich um die Stellung der Gesellschaft zu ihren geistig und (oder) körperlich Schwerstkranken. Sie wurden vom Nazismus als „nutzlose Esser“ und „unwertes Leben“ eingestuft. Viele von ihnen fielen später unter dem geheuchelten Vorwand der Euthanasie (Sterbehilfe) einem Massenmord zum Opfer.

Pfarrer Jungklaus unternahm wiederholt Ausflüge mit Gemeindemitgliedern, darunter waren besonders viele Konfirmanden, in die Bodelschwingschen Anstalten bei Bernau, Hoffnungstal und Lobetal, wo sich die Kirche dieser Verlassenen und Benachteiligten annahm. Der Kontakt zu ihnen, die von den Pfarrern Braune und Senf betreut wurden, sollte an den Pankowern nicht spurlos vorübergehen.

Sieghild und Dietrich Jungklaus:

„Als Pfarrer Paul Gerhard Braune 1940 verhaftet wurde, weil er in einer 'Denkschrift an Adolf Hitler' die planmäßige Verlegung (der die Vernichtung folgte) der Insassen von Heil- und Pflegeanstalten aufdeckte, gab es in unserer BK-Gemeinde kaum jemanden, der etwa für die NS-Maßnahmen gestimmt hätte.“

Ob spezielle Vorkommnisse in den Nordberliner Heil- und Pflegeanstalten Buch und Wittenau (S. 235, 281, 287), von wo aus ebenfalls Menschen verschleppt und ermordet wurden, damals bekannt geworden sind, ließ sich nicht mehr ermitteln.

Wir wissen aber durch die Aussagen mehrerer Zeitzeugen, dass die Predigten des katholischen Bischofs von Münster, Graf von Galen, der deutlichen Protest gegen diese Mordtaten erhob, auch von Kreisen der Berliner Bekennenden Kirche verbreitet wurden.

Gesinnungstreue bis zum Schluss

Die Kriegsjahre brachten mit Verdunkelung, Bombenangriffen, zunehmenden Zerstörungen und Verlusten eine tiefe Veränderung des Gemeindelebens. Beerdigungen, Evakuierungen und Einberufungen zur Wehrmacht prägten ebenfalls mehr und mehr den Alltag.

Trotz alledem war die Pankower Bekenntnisgemeinde noch immer aktiv.

Pfarrer Jungklaus berichtet am 1. Februar 1945 an den Berliner Bruderrat: „Die bekennende Kirchengemeinde Berlin-Pankow hat zum Vorsitzenden Herrn Diakon Karl Schad..., zum stellvertretenden Vorsitzenden Pfarrer R. Jungklaus... Die geistliche Versorgung (es werden Helferstunden mit dem Helferkreis gehalten) hat im Gemeindebruderrat Frau Vikarin Jungklaus.

Einen Gemeindebruderrat begann Pfarrer Sämisch zu bilden. Er starb aber darüber am 9. September 1934. Seine Arbeit setzte der Unterzeichnete fort. Seit Herbst 1934 besteht ein Gemeindebruderrat und ein Helferkreis, verteilt auf die damals 6, jetzt 7 Seelsorge-Bezirke. Zum Gemeindebruderrat gehören auch die Geistlichen, die sich der BK angeschlossen haben: Sup. Dr. Fritsch, Pfarrer Heyde, der Unterzeichnete, Pfarrer Ehrhardt, der neue Pfarrer Helbig und Frau Vikarin Jungklaus. Ein geistliches Mitglied und zwei weltliche Mitglieder des Gemeindebruderrates gehörten früher dem Bruderrat der Kreissynode an.“

Ganz zuletzt waren nur noch drei Geistliche tätig: Sup. Dr. Fritsch, der alte Pfarrer Jungklaus und seine Tochter Sieghild, die von der Bekennenden Kirche zur Hilfspredigerin geweiht worden war, aber gegenüber der Offizialkirche als „Illegale“ galt (S. 217f.).

Die Randgemeinden

Die **Rosenthaler** Lutherkirchengemeinde (5.500 Seelen) war bis ins Jahr 1933 hauptsächlich durch den Streit Pfarrer Dr. Richard Sieberts mit Vertretern der NSDAP und der Deutschen Christen geprägt. Dr. Siebert gehörte trotzdem nicht der Kirchenopposition an, sondern war politisch stark an die eher monarchistisch ausgerichtete Deutschnationale Volkspartei (DNVP) gebunden und billigte auch ihre antisemitische Grundtendenz.

Die Kirchenkampfsagen sagen erst wieder für die Kriegsjahre (1943) etwas über politische Konflikte aus: In Vertretung des zur Wehrmacht eingezogenen Gemeindegeistlichen Schultz hatte Bekenntnispfarrer Huhn (Emmauskirche) in der Lutherkirche gepredigt und Beispiele aus dem Alten Testament herausgezogen. Seine Worte wurden als „judenfreundlich“ verstanden und bei der Amtskirche denunziert. Die rügte seine Ausführungen und forderte Pfarrer Huhn auf, „in einer Zeit des Entscheidungskampfes Deutschlands“ die Kirchenbesucher nicht zu überfordern.

Der Pankower Ortsteil **Niederschönhausen** verfügte mit 24.000 Seelen und zwei fest angestellten Pfarrern über eine Gemeinde mittlerer Stärke. Sie stand von mehreren Seiten unter Druck. Im Zeichen der Freidenkertradition der Arbeiterbewegung suchten Vertreter der politischen Linken am Ende der Weimarer Republik nicht die sachliche Auseinandersetzung mit der Kirche (Foto S. 207), sondern griffen zu Mitteln reißerisch aufgemachter Propaganda („Totenkappelle als Liebestempel“).

Die Gemeindepfarrer (Karl Fangauf und Walter Collin) waren jahrelang in einen persönlich motivierten Grabenkampf verheddert und belasteten damit das kirchliche Leben. Beide traten 1933 ab, und nun spielte sich der ortsansässige Studienrat Dr. Krause, einer der fanatischsten Deutschen Christen (S. 196) hervor. Zwar konnte (der gemäßigte) Bekenntnispfarrer Mieritz das gegnerische Lager organisieren, doch es schlug ihm Kritik wegen seines Eheverhältnisses entgegen. Nachdem er 1938 strafversetzt worden war, blieb die Bekenntnisgruppe ohne einen Geistlichen zurück. Der zweite („neutrale“) Gemeindepfarrer Westphal riet deshalb in einem Schreiben an die Amtskirche, bei der Besetzung der Stelle Rücksicht auf die Aktivitäten des Niederschönhausener Schulleiters Dr. Krause und die Existenz einer starken Bekenntnisgemeinde zu nehmen und daher einen neutralen oder gemäßigten Bekenntnispfarrer zu berufen.



Kirche Niederschönhausen

Schreiben Pfarrer Günther Westphals vom 16. Oktober 1940 an das Konsistorium:
„Um die Sache der evangelischen Kirche willen und in Sonderheit auch im Blick auf die Schwierigkeiten, die zu allem Übrigen noch durch die Tätigkeit des deutschgläubigen Redners Dr. Krause (Sportpalast), der in unserer Gemeinde Direktor des Lyzeums ist und gleichzeitig Eheweihen, Jugendweihen, deutschgläubige Trauerfeiern hält, glaube ich, dass an einen neuen Pfarrer unbedingt folgende Forderungen zu stellen wären:

...

Es käme eventuell auch ein Anhänger der so genannten ‚gemäßigten BK‘ in Betracht, da die Gemeinde eine sehr starke B.K.-Gruppe hat, die ohne eigenen Pfarrer ist, da ich den ‚Lutherdeutschen‘ angehöre. Auf keinen Fall wäre meines Erachtens bei der Haltung der sehr kirchlichen Gemeinde (guter Gottesdienstbesuch!) ein Thüringer* tragbar, ohne dass es zur völligen Zerrüttung der Gemeinde käme.“

*Thüringer [DC] = Radikalste Richtung der Deutschen Christen, d. Verf.

Die Berliner Vorortgemeinden **Hohen Neuendorf** und **Hennigsdorf** (mit jeweils etwas über 7.000 Seelen) wurden von Bekenntnis Pfarrern geleitet. Beide wurden im Frühjahr 1934 von der Kirche gemäßregelt, weil sie sich im Januar 1934 dem öffentlichen Kanzel-Protest des Pfarrernotbundes gegen die Gewaltmaßnahmen des Reichsbischofs angeschlossen hatten. Während der Hennigsdorfer Pfarrer Paul Lauterbach ein gutes Einvernehmen mit seinem Gemeindegemeinderat fand, bekam der Bekenntnisgeistliche Hugo Rosenau in Hohen Neuendorf erhebliche Schwierigkeiten. Der Gemeindegemeinderat sperrte sich dagegen, der Bekenntnisgemeinde die Kirche oder andere Gemeinderäume zu überlassen, was auf eine starke Fraktion der nazistischen Deutschen Christen schließen lässt.

Eine besonders ernste Situation hatte sich in der Gemeinde **Blankenburg-Lindenberg** ergeben. Das am nördlichen Rand des Bezirks Pankow liegende stark dörfliche Gebiet wurde von BK-Pfarrer Paul Blankenburg geleitet. Nachdem der Ortsgeistliche Anstaltspfarrer in Lehnin geworden war, schickte die Amtskirche – mit Billigung des Sup. Dr. Fritsch – den Hilfsprediger Willi Süßbach im Dezember 1936 als Nachfolger in die ruhige, abgelegene Gemeinde.

Pfarrer Willi Süßbach in Blankenburg

Pankow, Florastraße 66 – Wohnung von Willi Süßbach

Pfarrer Willi Süßbach (1904–1973) hatte sich in den 20er Jahren als Religiöser Sozialist in den Reihen der SPD organisiert. Er galt als ein kritischer, aber auch offener und warmherziger Mensch. Ähnlich wie Gefängnispfarrer Erich Kürschner (S. 18ff.), zählte er zur kleinen Minderheit der kämpferischen Gegner der NSDAP in den Reihen der evangelischen Theologen. Willi Süßbach warnte seine Mitbürger vor der drohenden Gewaltherrschaft und dem Krieg.

Als die Nationalsozialisten 1933 an die Macht kamen – im selben Jahr wurde Willi Süßbach zum Hilfsprediger geweiht – betrachtete man ihn als doppelt belastet: Er war Sozialist und

jüdischer Herkunft. Wie seine Freunde Dietrich Bonhoeffer (S. 36ff.) und Franz Hildebrandt (Dahlem), gehörte er schon früh zu den klarsichtigen Gegnern der Deutschen Christen und setzte sich kompromisslos mit ihnen auseinander. Dabei nahm er eine große persönliche Gefahr auf sich.

Aus dem Bericht des Berliner Konsistoriums über Pfarrer Süßbach vom 10. November 1937 an den E.O.K.:

„Am 1. Mai 1936 wurde er auf der Chaussee von Brielow nach Brandenburg von zwei SA-Männern vom Rade gerissen und misshandelt. Durch das Hinzukommen Vorübergehender wurden die Misshandlungen eingestellt. ... Am 31. August 1936 teilte der Oberstaatsanwalt bei dem Landgericht in Potsdam mit, dass er das Verfahren mangels öffentlichen Interesses eingestellt habe.“

Auf Grund dieses schweren Zwischenfalls und weil – wie selbst die Amtskirche betonte – „sein Leben bedroht war“, versetzte ihn der Evangelische Oberkirchenrat in die Gemeinde Blankenburg-Lindenberg. Hier, in Berlin-Pankow, begann er im Dezember 1936 seine neue seelsorgerische Tätigkeit.

Während sich Sup. Dr. Fritsch auf die Seite des jungen Geistlichen stellte, ging die Berlin-Brandenburger Kirchenleitung (Konsistorium) wiederholt auf Distanz.

Aus einem Schreiben von Konsistorialrat Fahland vom 10. November 1937 an den E.O.K.: „Süßbach wird von jeder Gemeinde abgelehnt werden, nicht nur deshalb, weil er Nichtarier ist, sondern auch deshalb, weil er selbst die notwendige Zurückhaltung vermissen lässt und durch sein Verhalten stets Widerspruch hervorruft.“

Willi Süßbach geriet bereits im April 1937 wegen kirchenpolitischer Auseinandersetzungen mit den Deutschen Christen und der von ihnen beeinflussten Amtskirche für einige Tage in Haft. Von Juli bis September 1937 wurde er erneut eingesperrt. Er saß zwei Monate in Untersuchungshaft, weil das Berliner Sondergericht (neben dem Streit um die illegalen Kollekten der Bekennenden Kirche) Anklage wegen angeblicher „gehässiger Äußerungen“ über führende Nationalsozialisten erhob.

Auf Grund dieser Vorkommnisse entließ ihn das Berliner Konsistorium mit Wirkung vom 18. Oktober 1937. Doch auch mit seinem Amtsnachfolger, Pfarrer Dühning, der im Kirchenkreis Cottbus wegen Streits mit einem NSDAP-Mitglied ausgewiesen worden war, holte man sich einen entschlossenen DC-Gegner nach Blankenburg, der den Deutschen Christen sofort die Benutzung der Gemeinderäume untersagte.

Die Amtsenthebung von Willi Süßbach wurde im Bezirk Pankow nicht widerspruchslos hingenommen. Rudolf Jungklaus bat in seiner Eigenschaft als „Geschäftsführender Pfarrer“ darum, Willi Süßbach offiziell zum 1. Januar 1938 nach Pankow zu versetzen.

Nicht zuletzt die Leitung seiner Blankenburger Kirchengemeinde setzte sich mit besonders anerkennenden Worten für ihren verfolgten Pfarrer ein.



Willi Süßbach

Aus einem Schreiben der Blankenburger Kirchenältesten Richard Gohtow, Münchenhagen und Herbert Jiro vom 11. Dezember 1937:

„Wir halten es ... für unsere Pflicht, als die für die Kirchengemeinde Blankenburg verantwortlichen Männer erneut zu erklären, dass die Tätigkeit des Herrn Pastor Süßbach hier für das kirchliche Gemeindeleben von Segen gewesen ist. (Zunehmender Kirchenbesuch, höhere Kollekten, stärkere Fragen und Interesse für die Dinge christlichen Glaubens.)

Diese Tatsache kann auch nicht durch die Angriffe gegen Herrn Pastor Süßbach verdunkelt werden, die, wie hier allgemein bekannt ist, von außerkirchlichen Gesichtspunkten ausgingen und von Persönlichkeiten außerhalb der Kirchengemeinde Blankenburg in die Wege geleitet wurden.“

Trotz alledem schloss sich der Evangelische Oberkirchenrat (Präsident Dr. Werner) der ohnehin voreingenommenen Position des Berliner Konsistoriums an, dass Willi Süßbach nicht mehr „einsetzbar“ sei. Man drängte den Verfolgten zur Emigration und stellte eine „Beihilfe“ für die Umschulung zur Verfügung. Zum 1. Februar 1939 wurden dann sämtliche Zahlungen eingestellt.

(Pfarrer Süßbach emigrierte nach England. Nach dem Krieg kehrte er nach Berlin zurück und diente der Stadt erneut als Seelsorger.)

Hermsdorf und andere „Notgemeinden“

Unabhängig von der Situation der (allein geographisch bestimmten) Randgemeinden gab es so genannte Notgemeinden. Deren Existenz war tief im Kirchenkampf verwurzelt, denn es handelte sich um Bekenntnisgemeinden, die ohne die Unterstützung durch einen ortsansässigen Pfarrer der BK arbeiten mussten bzw. in denen den BK-Pfarrern die Kirchen versperrt waren. Reinickendorf hatte den Ruf einer großen Notgemeinde (S. 182), denn es waren mit Reinickendorf-West und -Ost, Wittenau und Hermsdorf weite Teile des Bezirks betroffen. In ihnen wurden die Laienmitglieder der BK besonders gefordert.

Die Kirchenkampffakten des Evangelischen Oberkirchenrates (S. 200) berichten in diesem Zusammenhang von einer sehr bewegten öffentlichen Versammlung in **Reinickendorf-Ost** im Januar 1935: Nachdem sich ein DC-naher Pfarrer Müller mit einer Predigt im Lutherhaus

vorgestellt hatte, wurde durch den anwesenden Sup. Dr. Fritsch gefragt, ob „gegen Lehre, Gaben oder Wandel“ des in Aussicht genommenen Geistlichen Einspruch erhoben würde. Daraufhin erhob der Theologiestudent Arthur Theuerkauf im Namen von zwanzig Mitgliedern der Bekennenden Kirche Protest. U. a. schlossen sich ihm das Bruderratsmitglied Else Burgwitz (Hinter der Dorfaue 27) und der Historiker Dr. Michael (Davoser Straße 69), der zugleich dem Berliner Bruderrat der BK angehörte, an. Trotz Widerspruchs der anwesenden und sehr erregten Deutschen Christen ließ der Superintendent den Einspruch der BK vollständig verlesen. Theuerkauf wandte sich darin gegen die Grundpositionen der DC:

- das „Volkstum“ (statt ausschließlich die Heilige Schrift) als Quelle und Richtschnur kirchlicher Verkündigung anzuerkennen,
- den „Arierparagraphen“ auch in der Kirche einzuführen,
- ein „artgemäßes Christentum“ zu fordern und
- das weltliche Führerprinzip auf die Kirche zu übertragen.

In der anschließenden Diskussion wurde Sup. Dr. Fritsch von den DC angegriffen, weil er Theuerkauf hatte ausreden lassen. Daraufhin entzog Dr. Fritsch den Deutschen Christen das Wort. Nachdem der Kirchenraum verlassen worden war, setzte sich die scharfe Auseinandersetzung im Hause fort und konzentrierte sich nicht zuletzt auf den Superintendenten, der seine Sympathie für die Auffassungen der Bekennenden Kirche hatte erkennen lassen.

Aus einem Protestschreiben der Reinickendorfer DC an den Reichsbischof vom 8. Januar 1935:

„Mehrere Male hat Herr Sup. Dr. Fritsch Kirchenälteste, Verordnete und Gemeindeglieder in einem früher üblichen Kasernenhofton angefahren und seine Aktenstücke geworfen, dass man glaubte, man befände sich sonst wo, aber nicht in einer Kirchenversammlung.“

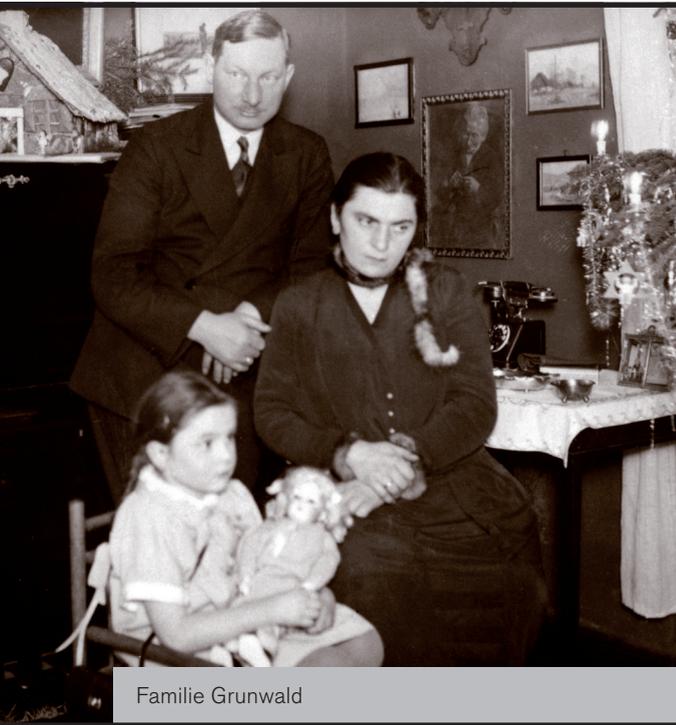
Die DC forderten die Amtsenthebung des Superintendenten, weil er die Würde des Gottesdiensthauses verletzt und sich als Gegner der Reichskirchenregierung dargestellt hätte. Dieser Protest blieb ohne Folgen, während es der Notgemeinde und Dr. Fritsch gelungen war, Pfarrer Müller fernzuhalten. (Zu Reinickendorf siehe auch S. 218ff.)

Im Ortsteil **Wittenau**, einer Gemeinde mit 16 000 Mitgliedern der Evangelischen Kirche, waren Nationalsozialismus und DC-Gemeinderat besonders eng verfilzt. Neben dem DC-Pfarrer Willi Boesler trat in erster Linie der Bankkaufmann Wentzlaff-Eggebert hervor. Er war nicht nur in Wittenau die bestimmende Figur der Deutschen Christen, sondern weit darüber hinaus im gesamten Kirchenkreis. Er profilierte sich wiederholt als Gegenspieler von Sup. Dr. Fritsch und wachte scharf über alle oppositionellen kirchenpolitischen Regungen (S. 192f.).

In der Wittenauer Dorfkirche wurde der Altar wiederholt durch Hakenkreuzfahnen verschandelt und der NS-Ideologie in jeder Form Tribut gezollt. Es gab sog. Massen-Nachtrauungen von Gruppen eifriger Nazis, die sich mit ihren Ehefrauen nachträglich den „Segen der Kirche“ holen wollten, tatsächlich aber nur die alleinige Stärkung der DC betrieben. Es hat allen Anschein, als ob Wentzlaff-Eggebert aus Wittenau eine deutschchristliche „Mustergemeinde“

machen wollte. Trotzdem wagten es einige Christen, dem Treiben dieser Fanatiker entgegen zu treten.

Im Gemeindekirchenrat (GKR) war es der Kirchenälteste Hermann Himmel, der sich im April 1935 gegen die Verwendung politischer Symbole im Gottesdienst wandte. Daraufhin beschloss die DC-Mehrheit des GKR den Ausschluss Himmels. Doch er ließ sich nicht einschüchtern, sondern setzte mit Hilfe des Evangelischen Konsistoriums seine Rückkehr ins Amt durch.



Familie Grunwald

Außerhalb der DC-beherrschten Kirchengremien bildete sich um den Maler Max Grunwald eine BK-Gemeinde, die sich zu gesonderten Zusammenkünften traf. Nachdem man anfänglich noch Räume der katholischen Marienkirche (S. 219) nutzen konnte, wurde zunehmend die Wohnung des Künstlers in der Straße Alt-Wittenau (damals Hauptstraße 37) zum zentralen Ort der Bekenntnisversammlungen. Familie Grunwald richtete jedes Mal das Wohnzimmer (das mit Studien zum Isenheimer Altar dekoriert war) für Bibelstunden und Gottesdienste her. An diesem Ort, der gegenüber der Kirche lag, fanden sich auch prominente Vertreter der Bekenntnenden Kirche ein:

Etwa Hans Asmussen, der Leiter der illegalen „Kirchlichen Hochschule“ und Pfarrer Dr. Bruno Violet von der Friedrichswerderschen Kirche. Max Grunwald gehörte auch einer Delegation an, die versuchte, sich bei Adolf Hitler für die Freilassung des verfolgten Pfarrers Niemöller und anderer eingesperrter Bekenntnischristen einzusetzen.

Als den Kindern bekannter Wittenauer BK-Mitglieder (Max Grunwald, Alfons Gerson) die Konfirmation in der Dorfkirche untersagt wurde, stellte der „neutrale“ Pfarrer Gerhard Brenning seine Waidmannsluster Kirche zur Verfügung. Die Einsegnung nahm der illegale Hilfsprediger der preußischen BK Wilhelm Wilimzig vor. Wegen des Streits um die Erhebung verbotener Kollekten für die Bekenntnende Kirche wurde der Geistliche 1937 für mehrere Wochen im Polizeigefängnis in „Schutzhaft“ genommen. (Ein „Schicksal“, das er damals mit einigen Hundert Pfarrern in Preußen teilte.)

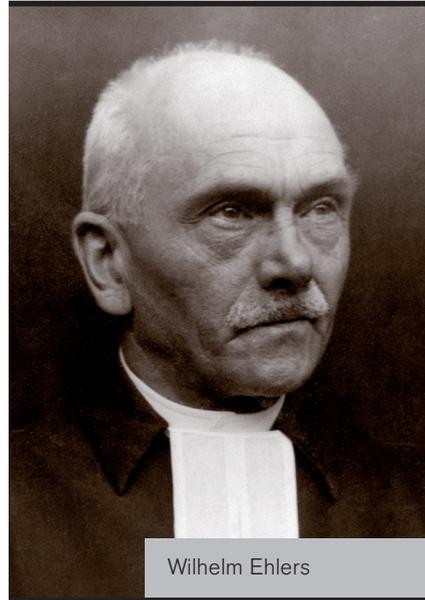
Zur Unterstützung der Arbeit der Notgemeinde schickte der Berliner Bruderrat wiederholt

illegale Hilfsprediger und Vikare nach Wittenau. Zunächst (1934) war es der Hilfsprediger Döring und danach die Geistlichen Helmut Styppa und Annemarie Grosch (* 1914), die sich um die tapfere kleine Gemeinde kümmerten. Helmut Styppa (1910–1982) berichtete bei einer Zusammenkunft der Berliner Notgemeinde im Jahre 1939, dass er zu diesem Zeitpunkt auch die Notgemeinden von Wilhelmsruh und Reinickendorf mitbetreute. Als Treffpunkte dienten ein ehemaliger Tanzsaal (S. 218) und Privatunterkünfte, wo jeweils zwischen 15–25 Personen erschienen, zu Bibelstunden lediglich 8–16. (Eingeschriebene BK-Mitglieder gab es neunzig.)

Dem gegenüber vermochte es die **Hermisdorfer Notgemeinde**, bemerkenswertere Teilnehmerzahlen zu aktivieren. Hermisdorf konnte zu Beginn des Kirchenkampfes mit Pfarrer Wilhelm Ehlers (1869–1954) noch einen engagierten Bekenntnispfarrer vorweisen. Er hatte sein Amt seit 1916 inne und predigte bis zu seiner Pensionierung (1. Juli 1934) an der Hermisdorfer Dorfkirche. Als ein frühes Mitglied des Pfarrernotbundes schloss er sich Anfang 1934 ihrem Kanzel-Protest gegen die Gewaltmaßnahmen des Reichsbischofs an.

Um Ehlers Nachfolger entbrannte ein heftiger Kampf in den kirchlichen Gremien. Es sah zunächst so aus, als sollte die Bekennende Kirche den Sieg davontragen, denn mit dem Hilfsprediger Theodor Jänicke (1907–1985) kam ein junger und sehr entschlossener Theologe 1934 nach Hermisdorf. Der Protest gegen diesen Bekenntnispfarrer muss aber so heftig ausgefallen sein, dass ihn die Berliner Kirchenleitung noch im selben Jahr wieder abberief. Davon unbeeindruckt, kümmerte er sich als „Illegaler“ weiterhin um die Bekennende Gemeinde. (Siehe den Protest des DC-Führers Wentzlaff-Eggebert Seite 192.) Während Theodor Jänicke (Foto nebenan) schon bald darauf eine Pfarrstelle in der Mark Brandenburg erhielt, sollte sein Amtsnachfolger von völlig entgegengesetzter Couleur sein. Es war Pfarrer Gerhard Voigt, ein Anhänger der Thüringer DC: Sie galten als radikalste Richtung der Deutschen Christen.

DC-Pfarrer Voigt blieb es dann vorbehalten, das neue (zweite) Gotteshaus der Hermisdorfer Gemeinde (die so genannte „Hindenburg-Gedächtniskirche“) zu prägen. Der Gemeindevorstand scheint mehrheitlich auf seiner Seite gestanden zu haben. (Erst 1942 stieß mit Alwin Paasch ein „neutraler“ Pfarrer an die Gemeinde.)



Wilhelm Ehlers



Theodor Jänicke

Nach wechselnden illegalen Hilfspredigern und Vikaren (unter ihnen der 1941 gefallene Vikar Mariaschk), die der Bekenntnisgemeinde halfen, gelang es am Ende der dreißiger Jahre, durch den Einsatz von Pfarrer Dr. Gerhard Ebeling, eine Stabilisierung der Verhältnisse zu erreichen. Dr. Ebeling gehörte ab 1939 zur Leitung der Berliner Bekennenden Kirche und war einer ihrer profiliertesten Vertreter. Er wurde in den Norden Berlins geschickt, um die Notgemeinde in Hermsdorf und die Frohnauer Bekenntnisgruppe zu unterstützen. Bei seiner Tätigkeit konnte er mit dem Frohnauer Willy Hensel (Im Amseltal 12) und dem Hermsdorfer A. Kaleschke (Freiherr-vom-Stein-Straße 43) auch auf zwei bewährte Laien im Bruderrat rechnen. Eigentlich besaß der Ortsteil Frohnau in Pfarrer Tönjes (Invalidenhaus) einen eigenen Bekenntnispfarrer, doch der Geistliche verhielt sich im Kirchenkampf eher still. Wegen seiner reichen Auslandserfahrung und persönlichen Integrität geschätzt und geachtet, wurde innerhalb der BK wiederholt Kritik an Tönjes' Engagement geübt.

Aus einem Schreiben des Pankower Pfarrers H. Ehrhardt vom 6. November 1937 an den Berliner Bruderrat der Bekennenden Kirche:

„Als Brüder, die teilweise stärkste Bedenken gegen Anordnungen des Bruderrates Berlin haben und wenig wie gar nicht an den Konventen der BK sich beteiligten und sich ziemlich stark zurückhalten in der Befolgung der Bruderrats-Anordnungen, nenne ich folgende: Sup. Fritsch – Pankow, Br[uder] Pankow in Pankow, Br[uder] Mieritz in Niederschönhausen, Br[uder] Gehann in Stolpe (bei ihm liegt es anscheinend hauptsächlich daran, dass er die deutsche Staatsangehörigkeit als gebürtiger Siebenbürger nicht besitzt), Br[uder] Tönjes in Frohnau.“

Die Gartenstadt Frohnau lag im Kirchenkampf eher im Windschatten der Entwicklung. Doch auch in dieser ruhigen Wohngegend des besitzenden Bürgertums lebten Gegner der nazistischen Deutschen Christen: Beispielsweise wohnte Pfarrer Chambon An der Buche 5. Er betreute die französisch-reformierte Gemeinde und trat besonders als Hochschullehrer an der verbotenen Kirchlichen Hochschule, die den illegalen Pfarrnachwuchs der BK ausbildete, hervor. Er wurde deswegen wiederholt von der Amtskirche gemäßregelt und schließlich 1939 zwangspensioniert.

Der Präses der Brandenburger Bekennenden Kirche, Kurt Scharf, erinnerte sich, dass führende Kreise der Kirchenopposition im Frohnauer Haus der Schwestern Radde (Fürstendamm 63) zusammenkamen: Während der Sachsenhausener Pfarrer Kurt Scharf Aufenthaltsverbot für Berlin hatte, durften die Mitglieder der radikalen Vorläufigen Kirchenleitung (Reich) die Hauptstadt nicht verlassen. So traf man sich heimlich im hohen Norden Berlins, wo die Brandenburger (Pfarrer Scharf und Pfarrer Vogel) unverdächtig mit dem Fahrrad eintreffen konnten.

An derselben Stelle fanden sich zu anderen Zeiten der Bibel- und der Bekenntniskreis der Frohnauer und der Hermsdorfer BK ein. Nur wenige Bekenntnischristen fühlten sich durch den örtlichen BK-Pfarrer Tönjes ausreichend vertreten und wurden deshalb vom illegalen Hermsdorfer Pfarrer Dr. Ebeling mitbetreut.

Zwei Zeitzeuginnen berichten:

Ingeborg Pohle, geborene Thomas (*1922), erinnert sich 2007:

„1939 zog unsere Familie von Schöneberg nach Hermsdorf. Dort hatte Pfarrer Dr. Ebeling (1912–2001) die Leitung der BK-Notgemeinde inne. Diese wich auf Notquartiere aus. Zunächst war es ein (vermutlich gemieteter) Raum der ‚Evangelischen Gemeinschaft‘, einer Freikirche in der Hermsdorfer Wickhofstraße.

Als es im Krieg in dieser Kirche zu einem Leitungswechsel kam, mussten nun Ersatzräume besorgt werden. Wir fanden sie in der Villa der Geschwister Schmiedecke (ihr Vater war hoher Offizier) am Waldsee, Hermsdorfer Damm [248] Ecke Bertramstraße. Dort gab es einen großen Speiseraum mit einer Empore und einem Harmonium. Hier kamen wir sonntags zum Gottesdienst zusammen. Bibelstunden fanden dagegen abwechselnd in Wohnungen statt, darunter – gemeinsam mit der Frohnauer Notgemeinde – bei den Schwestern Radde. Unsere Gottesdienste besuchten von 200 eingeschriebenen BK-Mitgliedern 30-50 Personen. Dr. Ebeling war sehr rührig, besaß viele Verbindungen. Er war ein hervorragender Prediger *und* Seelsorger, sprach und argumentierte sehr verständlich. Er traute übrigens (den späteren Bonhoeffer-Biographen) Eberhard Bethge in unserem Notquartier Wickhofstraße, einer ungepflasterten Querstraße der Schulzendorfer. Als jüngere Mitglieder der Notgemeinde bekamen wir – zum Beispiel in der Frage der Verfolgung von Christen jüdischer Herkunft – nicht so viel mit. Zudem ist man ständig darauf bedacht, zu lavieren, wenn man in Opposition zur Mehrheit der Bevölkerung steht. Aber durch den (verbotenen) englischen Rundfunk erfuhren wir später dann doch von den Morden im Osten Europas und tauschten uns mit Vertrauten vorsichtig darüber aus.

Zur Zeit des Kirchenkampfes war die Demokratie noch kein Begriff für uns, dieses Ziel wurde eher von politischen Gruppen bzw. NS-Gegnern getragen. Uns ging es damals darum, für eine Welt einzutreten, die nicht mehr durch Rassen, Religionen oder die soziale Herkunft geprägt ist. Der Kirchenkampf wurde für uns zu einem anhaltenden Lernprozess.“

Else Gaede, (*1918, auch geborene Gaede) blickt 2007 zurück:

„Mein Vater, beschäftigt bei der Reichsbahn, zog sich unter einem gesundheitlichen Vorwand aus dem Gemeindegemeinderat Hermsdorf zurück, als nach den Pfarrern Ehlers und Jänicke der wüste DC-Pfarrer Voigt das Sagen bekam und die neue Kirche (am S-Bahnhof) prägte. Wir schlossen uns der Bekennenden Kirche an. Zwischen 1934 und 1936 kamen ständig junge Theologen aus Dietrich Bonhoeffers Umfeld zu uns nach Hermsdorf, wo wir in Notquartieren zusammenkamen. Durch verbreitete und verlesene Fürbitte-Listen erfuhren wir von verhafteten Geistlichen, nahmen auch an großen BK-Gottesdiensten im Stadtzentrum teil.

Später, im Krieg, als ich im Dahlemer Burckhardthaus auf Wunsch meines Mannes (der nach dem Wehrdienst gerne Diakon werden wollte) einen Lehrgang für Pfarrfrauen absolvierte, prägte uns eine großartige Referentin: Gertrud Staewen. Sie brachte uns anhand des Epheserbriefes bei, dass die Feindschaft zwischen Juden und Christen längst vorbei sei. Und sie hielt uns an: ‚Ihr habt euch um die Juden zu kümmern!‘

Als ich dann anschließend [1942] in Diensten der Charlottenburger Luisenkirche stand, bat mich BK-Pfarrer Klingenberg darum, mich um Frau Brück, ein Gemeindemitglied jüdischer Herkunft, zu kümmern, was ich intensiv tat. Doch da der Schutz durch ihren verstorbenen ‚arischen‘ Ehepartner entfiel, wurde Frau Brück schließlich nach Theresienstadt verschleppt. Im Rückblick werfe ich mir vor, sie nicht bei mir in Hermsdorf versteckt zu haben. Damals meinte ich, es ginge nicht, da auch unsere Nachbarn unseren Luftschutzkeller aufsuchten. Man kann sich [heute] nicht vorstellen, wie zerrissen wir waren. Ich wusste von meinem Mann, er würde trotz Befehls *nie* Juden erschießen. Einmal schrieb er mir: ‚Ich sterbe für Euch gerne, aber nicht für ein braun angemaltes Deutschland!‘ Als mein Mann 1944 ‚fiel‘, war mir Dr. Ebeling, der uns 1941 im Notquartier Wickhofstraße getraut hatte, eine große Stütze. Er zog mich stark zur Gemeindegarbeit heran. Ebeling trat auch deutlich der Kriegspropaganda entgegen. So widersprach er (mir gegenüber) 1945 der Parole ‚Wehrlos ist ehrlos‘, indem er ausführte: ‚Wieso ist wehrlos – ehrlos? Christus war auch ohne Waffen, war er deshalb ehrlos?‘“



Beim Predigerseminar: Dietrich Bonhoeffer (links oben) und Gerhard Ebeling (oberhalb der einzelnen Dame)

Bei einem Erfahrungsaustausch der Berliner „Notgemeinden“ im Jahre 1939 konnte Pfarrer Ebeling mit Bezug auf seine (gut 100) Hermsdorfer und Frohnauer Anhänger auf eine Teilnehmerzahl an Gottesdiensten von etwa 50 Personen sowie auf zwei Bibelkreise und weitere Aktivitäten verweisen. Vom Superintendenten Fritsch fühlte sich Dr. Ebeling dagegen im Stich gelassen. Verglichen mit anderen „Notgemeinden“ hatten sich durch den Einsatz Dr. Ebelings bemerkenswerte Erfolge für die Bekennende Kirche eingestellt. Er gehörte in den Kriegsjahren auch zur Leitung der Berliner BK und wohnte (zeitweilig) in der Hennigsdorfer Straße 12. (Nach dem Krieg lehrte er als Professor für Systematische Theologie in Tübingen.)

Frauen in geistlichen Ämtern

Die Jahre des Kirchenkampfes brachten nicht nur das Engagement und zunehmende Gewicht nicht-theologischer Laien hervor, sondern bedeuteten auch für die Gleichberechtigung der Frau in kirchlichen Ämtern eine wichtige Entwicklungsstufe, wenn nicht sogar den Durchbruch.

Kein Geringerer als der Apostel Paulus hatte einst gefordert, dass Frauen in der Kirche weder predigen noch leiten sollten. Und so blieb es bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein. Gerade im Kirchenkampf sollten sich jedoch die Frauen als Gemeindehelferinnen, Sekretärinnen und Mitglieder der Bruderräte als wichtige Stütze der BK erweisen. Die illegale „Kirchliche Hochschule“ begann die Ausbildung der Frauen für theologische Ämter. Innerhalb der Bekennenden Kirche nahm sich besonders Sup. Martin Albertz, der die Prüfungskommission leitete, der Vikarinnen an. (Während seiner Haft in den 1940er Jahren fand er in Sup. Diestel einen aufgeschlossenen Vertreter.) Doch auch die Mehrheit der Bekenntnispfarrer tat sich mit dem Gedanken an weibliche Pastorinnen sehr schwer. Es dürfte kein Zufall sein, dass dem Berliner Bruderrat bis Kriegsende nie eine Frau angehörte.

Der (folgende) 13. Rundbrief der Berliner Theologinnen vom 24. Juli 1937 gibt mit einem Bericht über eine Ordination (Einsetzung ins Pfarramt) einen interessanten Einblick in die damalige politische Atmosphäre.

Klara Hunsche (1900–1979):

„Am 24. Juni wurden Lieselotte Lawerenz, Lieselotte Berli, Charlotte Rose und ich in der Jesus-Christus-Kirche in Dahlem ordiniert. Die Feier hatte ihren besonderen Ernst durch die in derselben und der vorhergehenden Woche erfolgten zahlreichen Verhaftungen. Unser eigentlicher Ordinator, Präses Jacobi, war in Haft. Sein Vertreter, Pfarrer von Rabenau, war am Tage vorher ebenfalls in Haft genommen worden, so dass am Abend vorher noch nicht sicher war, ob die Feier stattfinden könnte. Doppelt dankbar sind wir, dass sie stattfinden konnte. Pfarrer von Rabenau hielt sie, Pfarrer Burckhardt-Heilsbronn und mein Vater assistierten. Ganz besonders froh waren wir, dass Pfarrer Niemöller kam und dass die Ordinierenden und die beiden noch nicht verhafteten Dahlemer Pfarrer, Pf. Niemöller und Pastor Hildebrand, uns in die Mitte nahmen. Hier wurde deutlich: Das sind nicht einige Vikarinnen, die ‚auch‘ ein Recht aufs geistliche Amt haben wollen, sondern hier ist das *Amt der Verkündigung*, das ausgerichtet werden muss und an dem auch sie Teil haben sollen, mag der Ort, an den sie gestellt sind, ein sehr verschiedener sein.“



Klara Hunsche

Im Norden Berlins qualifizierten sich theologisch ausgebildete Frauen in sehr unterschiedlichen Bereichen der BK.

Annemarie Grosch (* 1914), eine der aktivsten Vikarinnen, unterstützte die verwaiste Wittenauer Notgemeinde (S. 213). Ilse Kersten (Müllerstraße 97c) betreute zunächst einen Bibelkreis an der Weddinger Kapernaum-Gemeinde, um sich danach – in Verbindung mit Pfarrer



Ilse Kersten

Poelchau – verfolgter Christen jüdischer Herkunft anzunehmen (siehe auch S. 34f.). In der letzten Kriegszeit übertrug ihr der Berliner Bruderrat die Verantwortung für die Erfassung der sog. wandernden Gemeinden, also jener Gruppen, die nach der kriegsbedingten Zerstörung ihrer Kirchen auf der Suche nach Ersatzunterkünften waren.

Vikarin Klara Hunsche (Tegel, Ketteler Pfad 12) wirkte viele Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin des Berliner Bruderrates. Nach den Novemberpogromen 1938 und der zunehmenden Ausgrenzung der Juden schuf die BK eine sog. Familienschule für verfolgte christliche Kinder und Jugendliche jüdischer Herkunft. Die Leitung dieser bedeutenden Einrichtung, die 1942 vom NS-Regime geschlossen wurde, lag lange Zeit in den Händen Klara Hunsches. (Siehe ausführlich den Schriftenband über Mitte/Tiergarten.)

Vikarin Sieghild Jungklaus (Elsa-Brändström-Straße 36) – Foto S. 199 – widmete sich der Pankower Bekenntnisgemeinde. Während sie zunächst lediglich die Kinder-, Jugend- und Frauenarbeit (!) übertragen bekam, schuf der Krieg durch

die zunehmende Einberufung von Pfarrern eine Not- und Mangelsituation. Die Vikarin drang nun in die frühere Domäne der männlichen Kollegen ein und ersetzte sie in der gesamten Gemeindearbeit. (Die Geschichte, sagt der Philosoph Hegel, greift manchmal zu einer List, um das Vernünftige durchzusetzen.)

Kirchengemeinde Reinickendorf-Ost

Dorfkirche, Hauptstraße (h: Alt-Reinickendorf)

Das Kirchengebiet Reinickendorf zählte 60.000 Bürger evangelischen Glaubens, die von fünf Geistlichen betreut werden sollten. Die Hauptkirchen lagen in Reinickendorf-Ost (Hauptstraße) und in Reinickendorf-West (Auguste-Viktoria-Allee), hinzu kamen Kirchsäle in der Baseler Straße (S. 210) und in der Hausotterstraße.

Im Kirchenkampf galt dieses große Gebiet als „Notgemeinde“ (S. 210f.), denn keiner der Pfarrer gehörte als Mitglied der Bekennenden Kirche oder gar dem Pfarrernotbund an. Andererseits war Reinickendorf auch keine direkte Hochburg der DC (wie Wittenau und Tegel), sondern eher ein Bereich, in dem sog. neutrale Pfarrer tätig waren.

Laut Chronik des Gemeindekirchenratsvorsitzenden Arthur Bock (Evangeliumsgemeinde) fand eine von Herrn Engel geleitete BK-Gruppe 1933/34 eine Notunterkunft nahe dem Bahnhof Schönholz: Ein ehemaliger Tanzsaal Nordbahnstraße 22, vom Kaufmann Willi Jagdmann überlassen, wurde durch ein von Max Grunwald (S. 212) gemaltes Schild als Ersatzquartier für BK-Gottesdienste kenntlich gemacht. Notdürftig nahm man auf alten Bänken (ohne

Lehne) Platz, die Kanzel war selbst gezimmert, ein Tisch diente als Altar. Aber der Besucherkreis schmolz immer mehr, schließlich musste der Saal geräumt werden. Doch die katholische St. Mariengemeinde half im Schönholzer Weg mit einem kleinen Raum für 20 Personen aus. Bald konnte selbst diese Besucherzahl nicht mehr gehalten werden, berichtet Arthur Bock.

Vielleicht hing es mit folgender Entwicklung zusammen:

Pfarrer Hans Dannenberg (* 1901), ein Studienfreund des Tegeler Gefängnis Pfarrers Harald Poelchau (S. 19ff.), zog 1934 in den Norden Berlins, wo er an der Dorfkirche Alt-Reinickendorfs im Osten des Bezirks das Pfarramt übernahm. Hans Dannenberg kam aus Schlesien und war dort zunächst auch dem Pfarrernotbund und der BK verpflichtet. Doch auf Grund seiner konservativen Lebensauffassung sah er sich immer weniger in der Lage, dem radikalen kirchenpolitischen Kurs der Opposition zu folgen. Der Theologe lehnte die Bildung einer gesonderten Gruppe – die sich durch feste Mitgliedschaften („Rote Karte“) und ein eigenes Finanzgebaren auszeichnete – innerhalb der Kirche ab, ohne deswegen Abstriche von seiner nicht nazistischen Gesinnung zu machen.

Hans Dannenberg (1901–1993) erinnert sich 1983 an den Beginn seiner Berliner Tätigkeit (1934):

„Die Gemeinde war durch die ‚Deutschen Christen‘ völlig zerstört worden. Sie hatten gegen meinen Amtsvorgänger*, einen ‚Freimaurer‘, so lange Krieg geführt, bis er sein Amt frühzeitig aufgab. All dies hatte sich aber auch gegen die NSDAP ausgewirkt, die nun schnell wieder Ruhe haben wollte.

Mit meiner ersten größeren Amtshandlung hatte ich Glück, es war ein Gedächtnisgottesdienst für den verstorbenen Reichspräsidenten Hindenburg. Ich konnte guten Gewissens lobende Worte predigen und den ‚Dienstgedanken‘ hervorheben.

Die kleine örtliche Bekenntnisgemeinde um Frau Burgwitz (S. 211), die sich bis dahin in einem anliegenden Fabrikgebäude [S.218] traf und von vertriebenen [„illegalen“] Pfarrern unterstützt wurde, bemerkte schon bald, dass ich kein Nazi war. Bald nach meiner Ankunft hörte die örtliche Bekenntnisgruppe mit ihrer [gesonderten] Arbeit auf.

In unserem (eher bürgerlichen) Gemeindegemeinderat gab es eine feste DC-Fraktion. Sie unterbrachen die Sitzungen, führten gesonderte Besprechungen durch und verkündeten dann ihre Haltung.

Außer mir war noch ein Kirchenältester und mein Kollege, Pfarrer Dorow, – ein geschickter Taktiker – nicht nazistisch eingestellt.

Dagegen musste man sich neben dem Hausmeister besonders vor dem Rendanten (Finanzverwalter), einem Schnüffler des nazistischen Sicherheitsdienstes (SD), versehen.“

*Vermutlich Dr. Albert Große, d. Verf.

Der – in der Sprache des Kirchenkampfes – „neutrale“ Pfarrer Dannenberg stellte wiederholt unter Beweis, dass er sowohl in der Lauterkeit seiner Gesinnung, als auch in seinem tatsächlichen Verhalten Bekenntnisgeistlichen um nichts nachstand. In der direkten Auseinandersetzung

zung mit den DC war er gewiss eher zurückhaltend, auf anderen Gebieten (siehe unten) dürfte er viele Bekenntnispfarrer aber übertroffen haben.

Hans Dannenberg:

„In der sog. Kristallnacht [9. November 1938] wurden auch die Juden in Reinickendorf verfolgt. Den beliebten und bekannten jüdischen Arzt Dr. Müller trieb dies zum Selbstmord. Bei seiner Beerdigung in Frohnau sprach ich offene Worte. Viele tief erschütterte ehemalige Patienten waren anwesend. Ein Teilnehmer, der spätere Prof. Engel, schrieb einmal an mich, er hätte diese Rede nie vergessen und lobte den Mut, die Judenverfolgung angeprangert zu haben. Meinem Männerkreis gehörte ein getaufter Jude an. Und selbst nach der Beschwerde eines Vaters hielt ich an meinen Konfirmanden jüdischer Herkunft fest. Im Gegenteil, ich versuchte, bei der Unterrichtung junger Menschen gegen derartige [antisemitische] Tendenzen zu steuern. Verbotene Taufen von Juden konnte ich nicht mehr durchführen, denn es hätte ordnungsgemäß eingetragen werden müssen. Zudem passte der nazistische Hausmeister auf. Aber es gelang mir, über eine Sekretärin von Pfarrer Grübers Auswanderungsbüro der jüdischen Familie Freitag zur Emigration zu verhelfen.“

Als Bischof Wurm 1943 eine Initiative zur Einigung der nicht-nazistischen Pfarrer in Deutschland startete, schlossen sich ihm im Norden Berlins Hans Dannenberg, Alwin Paasch (Hermsdorf) und Gerhard Brenning (Waidmannslust-Lübars) an. Alle drei gehörten nicht der BK an, sondern galten als „Neutrale“, wenn auch mit sehr unterschiedlichem Engagement.



Hans Dannenberg

In der Wehrmachtseelsorge

1943 wurde Pfarrer Dannenberg vom Feldbischof Dormann zur Wehrmachtseelsorge herangezogen. Nun begann eine große Herausforderung. (Die Ernennung wäre beinahe an der Namensähnlichkeit mit den Berliner Pfarrern Hans Dannenbaum und Arnold Dannenmann, die beide im Bereich der Missionsarbeit tätig waren, gescheitert.) Als Wehrmachtseelsorger unterstand Dannenberg dem Stadtkommandanten Paul von Hase (S. 37) und teilte sich mit Gefängnispfarrer Poelchau einen Dienstwagen. Da sein alter Freund Poelchau durch die Arbeit in den Haftanstalten Tegel, Plötzensee und Brandenburg völlig überlastet war, übernahm Pfarrer Dannenberg die Betreuung des Zellengefängnisses Moabit (Lehrter Straße 3) und später auch des Offiziersgefängnisses Lehrter Straße 61, wo viele Verschwörer des 20. Juli eingesperrt wurden. Hans Dannenberg konnte vielen Inhaftierten Trost und Beistand geben, für einige Lebensmittel beschaffen, anderen wiederum einen fähigen Anwalt beschaffen.

Hans Dannenberg:

„Im Gefängnis Moabit (Lehrter Straße 3), besonders in dem Bereich, wo die Angeklagten des Volksgerichtshofs untergebracht waren, kannte ich bald jede Zelle. Auch jene, in denen die Gefesselten waren. Deren Freimachung konnte ich wenigstens für Gespräche durchsetzen. Ich musste auch an zahlreichen Hinrichtungen teilnehmen. Meine Aufgabe begann zwei Stunden zuvor und konzentrierte sich auf das Bemühen, dass die Betroffenen ‚aufrecht‘ blieben. Es waren viele junge Menschen darunter, feine Kerle (Achtzehnjährige, die – gerade Soldat geworden – desertierten.), viele desertierte Soldaten, aber auch Fälle von ‚Wehrkraftzersetzung‘, ‚Defätismus‘ und Sippenhaft. Ein wegen ‚Wehrkraftzersetzung‘ angeklagter Theologe hatte dadurch Glück, dass der einzige Belastungszeuge starb. Doch nun quälte sich der Angeklagte damit, dass die Richter von ihm verlangen würden, die Wahrheit zu sprechen. Ich sagte ihm, dass Hitler nicht der Vertreter Gottes, sondern des Teufels sei, darum könne er es vor seinem Gewissen verantworten, die Unwahrheit zu sagen. Er überlebte, aber ein anderer Angeklagter, der einen ähnlichen Rat nicht befolgte, wurde dagegen hingerichtet.“

Diese und andere tragische Fälle besprach Pfarrer Dannenberg mit seinem erfahrenen Kollegen Dr. Harald Poelchau. Einmal geriet der Reinickendorfer Geistliche allerdings trotzdem in eine ganz gefährliche Situation. Sie entstand dadurch, dass in den Fünf- bis Sechs-Mann-Zellen die Denunziations- und Spitzelgefahr besonders groß war. (Dannenberg: „Was Menschen aus letzter Not so taten – das gab es häufig!“) Doch zum Glück führte ein denunziertes Gespräch zwischen dem Wehrmachtspfarrer und einem Angeklagten, Dank der Leitung des Offiziersgefängnisses, Oberstleutnant Maaß, zu keinen weiteren Konsequenzen.

Nach dem Ende der Diktatur wurde Pfarrer Dannenberg von Kurt Scharf die Seelsorge im Tegeler Gefängnis übertragen. Er übte dieses Amt bis zur Rückkehr seines Freundes Poelchau aus Süddeutschland aus. Darüber hinaus wirkte er in der Nachkriegszeit als kirchlicher Vertrauensmann für Reinickendorf und arbeitete – selbst inzwischen Mitglied der CDU – eng mit allen politischen Kräften bei der Entnazifizierung und beim Wiederaufbau mit.

Die Tegeler Gemeinde im Krieg

Der Tegeler Pfarrer Beschoren (S. 182ff.) musste nach Kriegsbeginn am Feldzug gegen Polen und Frankreich teilnehmen. Seine Bekenntnisgemeinde wurde einstweilen durch den Hilfsprediger Friebel mitbetreut. Nach der Einberufung von DC-Pfarrer Wiele gelangte dann ein pensionierter (gemäßigter) Steglitzer DC-Pfarrer nach Tegel.

Pfarrer Beschoren:

„Das Nationalsozialistische, besonders die Führerverherrlichung, trat anfangs in seinen Predigten noch stark hervor. So wünschte er z. B. in einem Predigttext den Heiligen Geist in Form von Bombentepichen auf England herab. Aber je mehr das Glück den National-

sozialismus verließ, desto zurückhaltender wurde er. Schließlich kamen ihm sogar Zweifel an der geheiligten Person des Führers. 1944 ist er dann sogar noch aus den ‚Lutherdeutschen‘ ausgetreten, also gleichsam fünf Minuten vor zwölf.“

Als die DC-Gemeinde erneut ohne „Geistlichen“ blieb, holten sie sich den radikalen DC-Pfarrer Engler von der Weddinger Nazarethkirche. Doch auch dessen „Gottesdienste“ schliessen aus Mangel an Besuchern völlig ein. Beim „Weihnachtsgottesdienst“ im Dezember 1942 erschienen lediglich 20 Interessierte.

Nachdem Bekenntnispfarrer Beschoren oberschenkelamputiert aus der Wehrmacht entlassen worden war, nahm er im Herbst 1941 seine volle pfarramtliche Tätigkeit wieder auf. Obwohl er deutlich an seiner Gesinnung festhielt, blieb er von weiteren Denunziationen verschont.

Pfarrer Beschoren schreibt: „So unterließ er [Beschoren, der Verf.] z. B. schon lange vor der Katastrophe die Fürbitte für die ‚geheiligte Person des Führers‘ im Kirchengebet, denn es erschien ihm unehrlich, für einen ausgesprochenen Verbrecher öffentlich die Hände zu falten, um dessen Sturz er täglich, privatim betete.“

Pfarrer Beschoren unterließ die Fürbitte auch nach dem missglückten Attentat vom 20. Juli 1944. Er ignorierte sogar eine diesbezüglich an ihn gerichtete Bitte aus der Gemeinde!

In den letzten Jahren des NS-Regimes musste er sich dagegen des intriganten Vorgehens des Konsistorialrates Fahland (DC- und NSDAP-Mitglied) von der Berlin-Brandenburger Kirchenleitung erwehren, der die Behauptung in Umlauf setzte, der Tegeler Bekenntnispfarrer sei den Belastungen des Amtes nicht mehr gewachsen.

Am Abend des 26. November 1943 wurde die Tegeler Kirche bei einem schweren Bombenangriff auf Berlin beschädigt. NS-Kreise verhinderten die Wiederherstellung der Funktionsfähigkeit. Am 15. Februar 1945 kam auch das Pfarrhaus durch eine Mine zu Schaden. Die Wehrmacht ließ es nahezu völlig abtragen. Für Wilhelm Beschoren waren beide Vorkommnisse Ausdruck bewusster Zerstörungsarbeit.

Pfarrer Beschoren:

„Die wenigen aber, die nicht vor den nationalsozialistischen Größen in die Knie gesunken, sondern aufrecht geblieben sind, haben das nicht nur beruhigende Bewusstsein als Evangelische und Deutsche unter den schwierigsten Verhältnissen und oft in scheinbar völlig aussichtsloser Lage ihre Pflicht getan zu haben, sondern auch die Kirchengemeinde Tegel vor dem völligen Zusammenbruch bewahrt zu haben. Denn ohne ihren zähen Widerstand wäre die Kirchengemeinde den immer neuen Anstürmen der Partei und ihrer getarnten kirchlichen Judasse ganz gewiss erlegen.

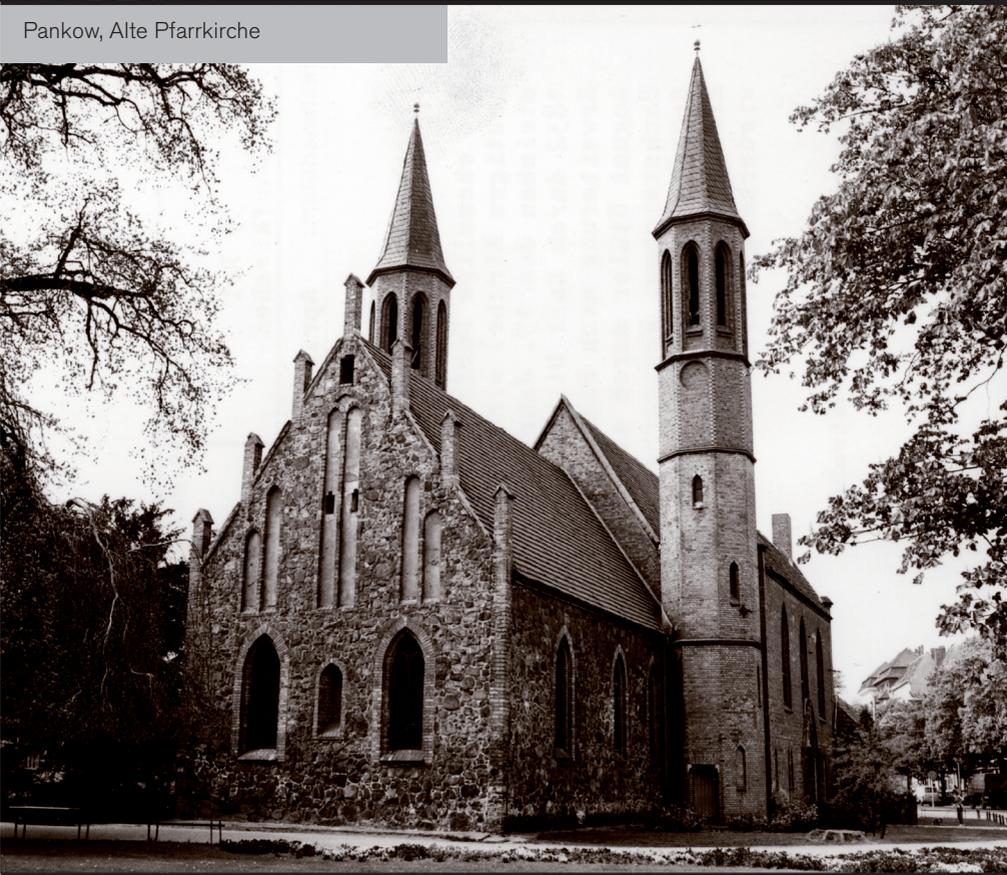
Die Standhaften brauchen das Gericht der Geschichte nicht zu scheuen!“

Vom Ende der Bekennenden Kirche

Nach dem Ende der Diktatur stand die Behebung der unmittelbaren Nachkriegsnot im Vordergrund der meisten Aktivitäten. Viele Gemeindeglieder kehrten aus der Evakuierung zurück, sie mussten zusammengeholt und zusammengehalten werden. Typhuskranke und Verwundete waren zu versorgen, Hungernden musste geholfen werden. Hinzu kam die Betreuung und Unterrichtung einer vom Nazismus geprägten Jugend, die nun vielem misstraute.

Die politische Entzweiung Deutschlands sollte sich auch im Bereich der Kirche auswirken: Standen die Verhältnisse in West-Berlin unter dem starken Kirchenregiment des Bischofs Dibelius mehr im Zeichen der Anknüpfung an die Verhältnisse vor 1933, in deren Gefolge die so hart erkämpfte Bedeutung der Laien zurückging, begann im Ost-Teil der Stadt erneut eine Zeit der Verbote und Repressionen. Wieder wollte man die Kirche dazu zwingen, ihre Gemeinde- und Jugendarbeit allein auf die Bibel zu reduzieren. Und wieder stellte man Menschen vor die Alternative: „Passe Dich an, dann kommst Du voran!“

Pankow, Alte Pfarrkirche



Katholiken

Im Gegensatz zur evangelischen Kirche, die bereits 1933 in den Sog politischer Auseinandersetzung geriet (S. 181ff.), wählten sich die – im Norden Berlins nur schwach vertretenen – Katholiken zunächst durch den Abschluss des Konkordats zwischen dem Vatikan und dem NS-Regime vor der „Gleichschaltung“ geschützt. 1933 kam es in Berlin zu großen Veranstaltungen katholischer Kreise, die wenig Distanz zum neuen Staat erkennen ließen.

Doch bereits im Juni 1934 wurde das katholische Berlin durch die Ermordung des Leiters der katholischen Laienbewegung, Dr. Erich Klausener, erschüttert. Schon im Jahr darauf wurde die katholische Kirche Deutschlands von einer Welle von „Devisenprozessen“ erfasst. Die NS-Justiz verfolgte bekannte und unbekannte Amtsträger und führte Ermittlungen gegen Mitglieder kirchlicher Anstalten wie Klöster und andere Einrichtungen durch. Die staatliche Propaganda begleitete dies mit einer Kampagne, in der versucht wurde, ein Bild der Habgier und Verlogenheit zu zeichnen, um damit Christen katholischen Glaubens zu diffamieren und zu beleidigen.

Früher und klarer als es allgemein bei höheren katholischen Würdenträgern der Fall war (der Berliner Bischof von Preysing bildete dabei eine löbliche Ausnahme), regte sich hier und dort auf Gemeindeebene Gegnerschaft zum totalitären System. Sie wurde von einzelnen Geistlichen bzw. engagierten Gemeindemitgliedern getragen. Insgesamt sind im Bistum Berlin, das weit über die Stadt hinaus bis nach Stettin reichte, während der NS-Herrschaft siebenundzwanzig Geistliche verhaftet und zu Freiheitsstrafen verurteilt worden. Es gab auch einige Ermordete und Hingerichtete zu beklagen. Zu den Verfolgten zählt auch der frühere Tegeler Kaplan Leonhard Berger. Im Rahmen einer größeren Aktion verhaftete ihn die Gestapo im Februar 1943 wegen regimfeindlicher Äußerungen. Vom Reichskriegsgericht in Halle zu einhalb Jahren Zuchthaus verurteilt, kam er im Oktober 1944 als Angehöriger eines „Bewährungsbataillons“ ums Leben.

Das Bistum Berlin zeichnete sich darüber hinaus (1935) durch die Einrichtung des „Hilfswerks beim Bischöflichen Ordinariat“ für „rasseverfolgte“ Katholiken aus, das Bischof von Preysing in die Hände von Dompropst Bernhard Lichtenberg und Frau Dr. Margarete Sommer legte. Dieses Hilfswerk betreute auch „rasseverfolgte“ Mitglieder der katholischen Gemeinden in Pankow und Reinickendorf. Mehreren Menschen konnte die rettende Emigration ermöglicht werden.

Aber auch auf Gemeindeebene gab es Mitglieder und Amtsträger, die den Mut aufbrachten, Verfolgten zu helfen.

Beistand für Bedrängte

Die Katholiken stellten im Norden Berlins mit unter 10% der Bevölkerung gegenüber den Anhängern evangelischen Glaubens, die mehr als 70% zählten, eine Minderheit dar. Durch

den Kirchenkampf gingen bedrängte Gläubige beider Religionsgemeinschaften aufeinander zu: Die sehr isolierte Bekennende Gemeinde Reinickendorfs konnte anfänglich in der katholischen Mariengemeinde ein Notquartier (S. 212, 219) finden. Bekenntnispfarrer Jungklaus aus Pankow (S. 195) besprach sich wiederholt mit Erzpriester Feige, einem erklärten NS-Gegner. Oberst Staehle (S. 239f.) aus der Frohnauer Invalidensiedlung fand über den katholischen Pfarrer Erxleben Anschluss an den Kreis um Hanna Solf, bei der sich Menschen trafen, die den Nazismus verabscheuten. Schließlich arbeitete der evangelische Gefängnispfarrer Poelchau eng und vertrauensvoll mit seinem katholischen Amtsbruder, Pfarrer Peter Buchholz, zusammen, der seit August 1943 in Plätzensee und Tegel wirkte und vielen Verfolgten beistand.

Der Hermsdorfer Arzt Dr. Erwin Forst berichtete, dass der angesehene Bäcker Geldermann (Frohnauer Straße 21), ein katholischer Christ, heimlich Brote und Backwaren in Zwangsarbeiterlager schickte, um deportierten Ausländern ihr schweres Los (S. 248ff.) zu erleichtern. Wieder andere Katholiken versteckten Juden (S. 281). Mehrere Mitglieder der KPD-Widerstandsgruppe Neutert/Hauswald (S. 138ff.) erinnerten sich daran, dass Verfolgte wiederholt Unterschlupf im Dominikus-Stift fanden: Das angesehene katholische Krankenhaus in Hermsdorf nahm Untergetauchte (wie Hans Tuchscherer) als Kranke auf und schützte sie vor der Verschleppung. Und auch Bischof Graf von Preysing, überzeugter Gegner der NS-Diktatur und Vertrauter mehrerer Verschwörer des 20. Juli 1944, suchte an diesem abgelegenen Ort Zuflucht, als der Bombenkrieg das Stadtzentrum verwüstete.

Pfarrer Joseph Lenzel

Niederschönhausen,
Maria-Magdalena-Kirche
(Platanenstraße)

Pfarrer Joseph Lenzel, über den leider sehr wenig bekannt ist, wirkte seit 1930 an der Maria-Magdalena-Gemeinde in Niederschönhausen. Der 1890 geborene Geistliche nahm sich in den Kriegsjahren auf besondere Weise der nach Deutschland verschleppten polnischen Zwangsarbeiter an, von denen viele katholischen Glaubens waren. Für die erniedrigten und hilflosen Menschen des Lagers Schönholz konnte er Sondergottesdienste durchsetzen, um ihnen etwas Trost und Zuwendung geben zu können. Seine Kontakte und Predigten wurden überwacht und fanden Kritik und Widerspruch bei der Politischen Polizei. Sie nahm ihn im Januar 1942 fest und sperrte ihn ins berüchtigte Strafarbeitslager Wuhlheide. Danach verschleppte man den Geistlichen ins KZ Dachau, wo er im Juli 1942 grausam ermordet wurde.



Joseph Lenzel

Zeugen Jehovas

Prozesse gegen Zeugen Jehovas

Wegen ihrer Zugehörigkeit zu der kleinen Religionsgemeinschaft der „Ernsten Bibelforscher“, auch Zeugen Jehovas genannt, gerieten zwischen 1933 und 1945 mehrere Pankower und Reinickendorfer in Haft. Die meisten dieser Gläubigen stammten aus einfachen Kreisen, darunter viele Frauen.

Die „Internationale Bibelforschervereinigung“ (IBV) wurde durch staatliche Zwangsmaßnahmen im Frühjahr 1933 aufgelöst bzw. verboten. Trotzdem trafen sich die Mitglieder der Zeugen Jehovas auf Zusammenkünften und verbreiteten ihre Ideen in Wort und Schrift („Wachturm“). Im Laufe der 1930er Jahre kam es deshalb in Berlin zu zahlreichen Strafverfahren. So gab es beispielsweise 1937 einen Massenprozess gegen zweiundvierzig Angehörige dieser Glaubensvereinigung, in dem die meisten Angeklagten Gefängnisstrafen erhielten. Einige von ihnen standen wegen ihrer Treue zu ihrem Glauben mehrmals vor Gericht. (1944 kam es zu einem weiteren Berliner Massenprozess; diesmal waren insgesamt fünfundsiebzig Angeklagte betroffen.)

Gemessen an der Zahl der Mitglieder hat keine Religionsgemeinschaft im Rahmen aktiver Gegnerschaft zur NS-Diktatur so viele Opfer zu beklagen. Die brutale Unterdrückung der Zeugen Jehovas rührte nicht zuletzt daher, dass diese Gemeinschaft den „ganzen Menschen“ verlangte und keine Kompromisse zuließ.

Die Zeugen Jehovas, die jeden weltlichen Eid ablehnten, verweigerten sich deshalb auch gegenüber der NS-Diktatur. Es wurde weder der so genannte „Führergruß“ geleistet noch die geringste Verpflichtung dem NS-Staat gegenüber anerkannt. Besonders empfindlich reagierte das totalitäre System, das in diesen Gläubigen eine „die Volksgemeinschaft zersetzende Sekte“ sah, auf die konsequente Verweigerung des Wehrdienstes durch die Zeugen Jehovas. Für ihren Glauben nahmen sie wiederholt schwere Leiden auf sich. Mehrere ihrer Anhänger wurden nach Verbüßung einer kürzeren Haftstrafe in Konzentrationslager eingewiesen. Mithäftlinge berichten von der großen Standhaftigkeit der „Ernsten Bibelforscher“, allerdings auch von einer gewissen sektiererischen Abkapselung. Zwischen 1933 und 1945 richteten sich mehrere Prozesse auch gegen engagierte Verfechter der Ideen der Zeugen Jehovas aus dem Norden Berlins.

Der Kurier

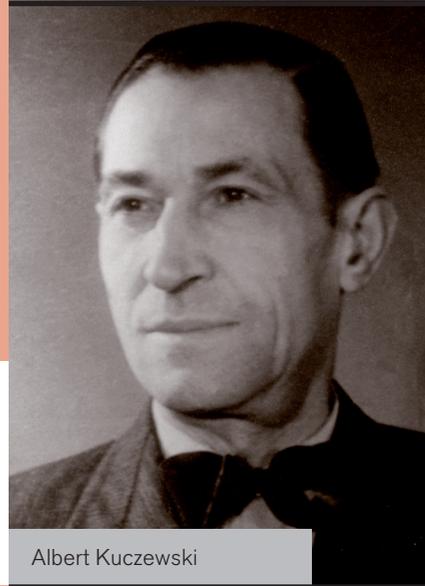
Reinickendorf-Ost, Raschdorffstraße 15 – Wohnung von Albert Kuczewski

Der Parfümerie-Vertreter Albert Kuczewski (* 1890) gehörte den Zeugen Jehovas seit 1922 an. 1935 wurde er vom damaligen Reichsleiter der religiösen Gemeinschaft, Fritz Winkler, zum

Sonderbeauftragten und Kurier ernannt. Im Sommer 1936 verbreiteten sie eine Flugschrift, in der zum Ausdruck kam, dass Hitler durch Göring den Reichstag anstecken ließ und in einem weiteren Flugblatt, dass „Hitler und seine Regierungsbeamten vom unsichtbaren Teufel sind“. Daraufhin erfolgte am 24. 8. 1936 die erste Verhaftung Albert Kuczewskis.

Albert Kuczewski berichtet 1951:

„2 Monate wurde ich im Columbiahaus in Tempelhof von der Gestapo laufend unter dauernden Misshandlungen vernommen und dann ins Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht, wo ich bis zum 15. 12. 1936 verblieb. Kostentzug, Misshandlungen und andere Schikanen waren in dem Zellenbau, in welchem ich untergebracht war, an der Tagesordnung. Am 16. 12. 1936 wurde ich in das Untersuchungsgefängnis Moabit eingeliefert und hatte am 15. 7. 1937 Termin vor dem Sondergericht Berlin, [von] dem ich zu 1 Jahr, 6 Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Diese Strafe verbüßte ich unter Anrechnung der Untersuchungshaft im Strafgefängnis Tegel. Nach meiner Entlassung am 15. 3. 1938 suchte ich sofort einen Arzt auf, der einen schweren Herzfehler feststellte, den ich vor meiner Verhaftung nicht hatte und den ich mir durch die Misshandlungen und Schikanen im Lager Columbiahaus und Sachsenhausen zugezogen hatte.“



Albert Kuczewski

Nach Verbüßung seiner Strafe bezog Albert Kuczewski (Foto) zunächst Arbeitslosenunterstützung. (Als Mitglied der verbotenen Religionsgemeinschaft hatte er bereits seit 1933 keine Arbeit mehr erhalten.) Nun wurde dem „Staatsfeind“ auch die Arbeitslosenunterstützung gestrichen. Zum Glück fand er aber eine Beschäftigung als Bote.

Albert Kuczewski:

„Trotzdem arbeitete ich als Zeuge Jehovas weiter und wurde zum zweiten Mal am 3. 7. 1940 von der Gestapo festgenommen. Am 9. 7. 1940 wurde mir der Haftbefehl ausgehändigt. Während dieser Zeit blieb ich bis zum 11. 7. 1940 bei der Gestapo am Alexanderplatz und wurde am gleichen Tage ins Untersuchungsgefängnis Berlin, Lehrter Straße, eingewiesen. Am 15. 1. 1941 wurde ich vom Landgericht Berlin, 7. Strafkammer, zu 1 Jahr, 9 Monaten Gefängnis verurteilt. Nach meinem Termin verbüßte ich den Rest meiner Strafe in der Strafanstalt Plötzensee. Meine Entlassung erfolgte am 2. 4. 1942. Auch nach meiner Entlassung blieb ich nicht untätig. Am 6. 5. 1944 musste ich wieder zur Gestapo und wurde aufs Neue vernommen, da zu dieser Zeit ein großer Prozess gegen meine Glaubensbrüder lief.“

Nach seiner Entlassung blieb Albert Kuczewski bis Kriegsende unter Polizeiaufsicht.

„Wehrfeindliche Verbindungen“

Aus einer Anklageschrift des Jahres 1944 gegen die IBV:

„Eine besondere Gefahr für Staat und Volk bildete die Vereinigung nach dem Ausbruch des Krieges, insofern ihre Lehre das Bibelwort ‚Du sollst nicht töten‘ dahin auslegt, dass es einem wahren Gläubigen auch nicht gestattet sei, als Angehöriger der Wehrmacht die Waffen gegen einen Angehörigen eines Feindstaates zu führen.“

In Befolgung dieser Grundsätze haben Angehörige der Vereinigung den Wehrdienst verweigert, andere verbreiteten diese Ideen in den Erbauungs- und Propagandaschriften, darunter der „Wachturm“.

Dazu die genannte Anklageschrift:

„Beschränkte sich der Inhalt dieser ‚Wachtürme‘ bis zum Ausbruch des Krieges fast ausschließlich auf die Behandlung rein religiöser Fragen, so änderte sich dies während des Krieges mehr und mehr. In letzter Zeit wird in den einzelnen ‚Wachtürmen‘ immer wieder ausgeführt, dass der Zeitpunkt nahe herangerückt ist, dass das Reich Jehovas auf Erden errichtet würde...“

In einzelnen Schriften werden die christlichen Kirchen, die auf der Welt bestehenden Regierungsformen und insbesondere die Führung und die Errichtung des 3. Reiches, Letzteres in stark abfälliger Form, behandelt. Andere Werbeschriften fassen den Inhalt von Briefen, die angeblich von wegen Verweigerung des Wehrdienstes zum Tode Verurteilten herrühren und in denen die Kriegsdienstverweigerung verherrlicht wird, zusammen.“

Die Ermittlungen der Staatspolizei führten in dieser Frage zu einer Reihe von Strafverfahren in Berlin und der Mark Brandenburg. Als Verfasser des „gefährlichen Schrifttums“ wurden in Berlin vornehmlich der fahnenflüchtige Werner Gaßner (Thüringen) und die wehrdienstflüchtigen Gerhard Liebold (ebenfalls Thüringen) und Horst Günter Schmidt (Foto S. 24) sowie die Eheleute Franz und Elisabeth Fritsche (Friedrichshain) festgestellt.

Gegen die Hauptschuldigen fanden die Verfahren vor dem Volksgerichtshof statt, Minderbelastete klagte das Kammergericht an. 1944 kam es im Reich gegen insgesamt 75 Angeklagte zu getrennten Prozessen.

Die Anklageschrift hielt den Angeklagten vor:

- „a) an einer wehrfeindlichen Verbindung teilgenommen oder sie unterstützt zu haben und
- b) öffentlich den Willen des deutschen Volkes zur wehrhaften Selbstbehauptung zu lähmen oder zu zersetzen gesucht zu haben.“

Aus dem Norden Berlins waren mehrere Menschen durch Prozesse vor dem Kammergericht betroffen:

Geschäftsführer Otto Reinecke,	Reinickendorf-West, Kolonie Hoffnungstal, Block V, Parzelle 37,
Geschäftsinhaberin Frieda Ast,	dieselbst,
Bote Paul Wentzlaff,	Reinickendorf-Ost, Raschdorffstraße 15,
Rohrleger Willy Grubert,	Rosenthal, Kolonie Güntershorst, Parzelle 34,
Kinovorführer Georg Labuszewski,	Schönholz, Kolonie Schönholz, Waldstück 12a.

Die Reinickendorfer Laube Otto Reineckes (der eine Kräuterhandlung betrieb) stellte ein wichtiges Berliner Zentrum illegaler Aktivitäten dar, denn auf diesem Grundstück wurden Schriften der verbotenen Vereinigung hergestellt und gelagert.

Aus der Anklageschrift (c) vom 18. November 1944:

„Nach seinem [Franz Fritsches, d. Verf.] Zuzug nach Berlin wurde er Gruppenleiter der IBV. Bei seiner am 25. 1. 1944 erfolgten Festnahme wurde in seiner Wohnung* und in den Kellerräumen ein umfangreiches Schriftenmaterial der IBV vorgefunden. In der Zeit von Juni bis August 1943 hat Fritsche zusammen mit seiner Ehefrau auf dem Laubengrundstück der Angeschuldigten Reinecke und Ast bis zu 1.000 Exemplaren der ‚Wachtürme‘, ‚Micha‘ siebenter, achter und neunter Teil, ‚Trost für die Verfolgten‘ und ‚Fischer und Jäger‘ hergestellt.“

*Das Ehepaar Fritsche wohnte Friedrichshain, Gärtnerstraße 7. Siehe den Schriftenband über Friedrichshain/Lichtenberg dieser Reihe.

Die anderen genannten Angeklagten waren bereits in den 1930er Jahren als Zeugen Jehovas verfolgt worden: Der Bote Paul Wentzlaff (Foto) verbreitete im Norden Berlin längere Zeit den „Wachturm“ und wurde deshalb vom Sondergericht zu einem Jahr und zwei Monaten Gefängnis verurteilt. Auch der Rosenthaler Arbeiter Willy Grubert war wegen seiner Missionstätigkeit vorbestraft. Das Berliner Sondergericht hatte ihn 1936 mit einer kürzeren Gefängnisstrafe belegt. Der Kinovorführer Georg Labuszewski aus Schönholz zählte ebenfalls zu den aktiven Anhängern der Ernsten Bibelforscher. Er erhielt deshalb im Jahre 1937 eine achtmonatige Gefängnisstrafe. Alle mussten nun 1944 zugeben, erneut Schriften entgegengenommen und Gelder für die IBV-Arbeit gespendet zu haben. Über diese Anklagepunkte hinaus galten der Reinickendorfer Otto Reinecke und seine Lebensgefährtin Frieda Ast als wichtige Mitarbeiter des Spitzenfunktionärs



Paul Wentzlaff

Franz Fritsche. Dieser wurde im November 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, konnte aber durch die Beendigung des Krieges überleben. Im Januar 1945 sprach das Berliner Kammergericht seine Urteile auch gegen die oben genannten Pankower und Reinickendorfer. Es wurden mehrjährige Zuchthausstrafen verhängt. Von Willy Grubert und Paul Wentzlaff wissen wir, dass sie die Haft überlebten. Georg Labuszewski, geboren 1877, verstarb im Zuchthaus Luckau kurz nach der Befreiung.

Im KZ Sachsenhausen



Josef Rehwald

Ein Mitglied der Zeugen Jehovas, der zwei Brüder und die Mutter durch den NS-Terror verloren hatte und selbst über sieben Jahre inhaftiert war, berichtet über seine Erlebnisse im KZ Sachsenhausen.

Josef Rehwald (1911–2002) erinnert sich 1984: „Anlässlich der Einlieferung [1939] hielt der berüchtigte Kommandant Baranowski – sein Spitzname war ‚Vierkant‘ – den Neuzugängen eine sadistische Ansprache. Er beschrieb auf ironische Art und Weise die Lagerstrafen ‚Bock‘, ‚Pfahl‘ usw. sowie auf welche Weise wir das KZ verlassen könnten, nämlich in einer ‚schwarzen Kiste‘ als Leiche. Dies machte auf alle einen [furchtbaren] Eindruck. Später hielt auch noch der Lagerführer Eisfeld ... eine Ansprache. Sie enthielt u. a. folgende Worte: ‚Sie befinden sich hier nicht in einer Strafanstalt, sondern in einer Erziehungsanstalt besonderer Art. Hier wird der Versuch gemacht, aus Euch Lumpen, Ganoven, Spitzbuben, Halunken ... einigermaßen brauchbare Menschen zu machen ...‘

Zu Kriegsbeginn im Herbst 1939 mussten alle Häftlinge ihre Wollsachen abgeben. Dann begann der kalte Winter 1939/40, wo das Thermometer -25/-30 Grad anzeigte. Wir waren nur mit Hemd und Unterhose und einem Tuchanzug bekleidet. Die Kälte und mangelhafte Ernährung forderte den Tod vieler Häftlinge ...

Im Herbst 1939 musste einmal das Lager aufmarschieren, um die Erschießung des Zeugen Jehovas August Dieckmann [Dickmann] mit anzusehen, der sich als Häftling geweigert hatte, den Wehrpass zu unterschreiben. – Im Laufe meiner Haftzeit habe ich allerdings noch mehrere Hinrichtungen, vor allen Dingen Erhängungen, miterlebt sowie öffentliche Verprügelungen ...

1941 erhielt ich die Nachricht, dass mein jüngster Bruder Ernst hingerichtet worden ist. 1943 erreichte mich die Nachricht von der Hinrichtung meines zweitältesten Bruders Hans ...

Obwohl im KZ die zermürbendsten Taktiken angewandt wurden, um einen Menschen physisch und seelisch kaputt zu machen, habe ich die Haftzeit, wenn auch nicht physisch, so doch geistig gut überstanden. Das war mir nur möglich durch einen starken und unerschütterlichen Glauben an den allein wahren Gott und seinen Sohn Jesus Christus. Ich habe, so wie die meisten Zeugen Jehovas, auch im KZ an der Anbetung, so wie die Bibel sie vorschreibt, festgehalten. Das war auch der Grund, warum man uns als Zeugen Jehovas unter dem Hitler-Regime verfolgte.“

Individuelle Gegnerschaft

Der oppositionelle SA-Führer (Schwarze Front)

Reinickendorf-Ost, Luisenweg 61 – Georg Walter



Georg Walter

Der Sozialversicherungsangestellte Georg Walter (* 1908) trat 1927 dem Gewerkschaftsverband der Angestellten bei. Im Jahr darauf wurde er Mitglied der SA. Weil er einer innerparteilich oppositionellen Gruppe angehörte und an der sogenannten „Stennes-Meuterei“ teilgenommen hatte, schloss ihn die SA im April 1931 aus. Mit gleichgesinnten Kameraden bildete er danach die „Schwarze Front“. Im Gegensatz zu Hitler, der ein Bündnis mit der national-konservativen Oberschicht anstrebte, um an die Macht zu kommen, hielten die Anhänger der „Schwarzen Front“ an einem betont „nationalen“ und „sozialistischen“ Revolutionsmodell fest. In Absprache mit seinen engeren Freunden trat Georg Walter zur Tarnung illegaler Arbeit der SA-Gruppe Berlin bei. Vor 1933 wohnte er in der kleinen Genossenschaftssiedlung nahe der alten Dorfkirche, Luisenweg 61. Hier lebten zahlreiche SPD- und KPD-Anhänger. Viele von ihnen, darunter Walters Onkel Carl Emonts – S. 288 –, wurden kurz nach der „Machtergreifung“ verschleppt. Georg Walter blieb auch im Rahmen seiner illegalen Arbeit dem Norden Berlins verbunden und suchte sich seine wechselnden Quartiere meistens in Rei-

nickendorf und Wedding. Ab 1933 hielt er sich wiederholt im In- und Ausland auf. Dabei stand er in enger Verbindung zu kommunistischen Untergrundgruppen um Hans Kippenberger und wirkte mit Willi Münzenberg (dem früheren Chef des Propaganda- und Zeitungsapparates der KPD) an der Erstellung des „Braunbuchs über den Reichstagsbrand“ mit, das frühe NS-Verbrechen anprangerte. Er war – über Carl Emonts (S. 288) – auch am Volksfrontbündnis „Deutsches Freiheitskomitee“ beteiligt, das vom Schriftsteller Heinrich Mann in Paris geleitet wurde. Georg Walter berichtete 1986 über eine illegale Flugblattaktion, die er zusammen mit Ludwig Diederich (SPD) – dem Inhaber einer Berliner Adressenagentur – und seinen Freunden von der oppositionellen „Deutschen Freiheitspartei“ unternahm.

Georg Walter:

„1936–1937 hatte mir Diederich über 3.000 Adressen von Offizieren, Wirtschaftsführern und Wissenschaftlern geliefert. Diese Adressen habe ich nach Paris gesandt. Die Adressaten wurden mit Briefen beliefert, die über einen belgischen Lokomotivführer nach Deutschland kamen und von mir dann in Berlin frankiert wurden. So entstand der Eindruck, dass die Herstellung in Deutschland erfolgte.“

Als Georg Walter im August 1938 verhaftet wurde, hatte er sich inzwischen bis zur Funktion eines Obersturmführers einer NS-Organisation (NSKK) hochgearbeitet. Der Schock der NS-Anhänger dürfte entsprechend groß gewesen sein!

Allen bedrückenden „Verhören“ zum Trotz, schützte Walter seine Freunde. Sofern man ihrer überhaupt habhaft werden konnte, kamen sie schon bald wieder aus der Untersuchungshaft frei. Im November 1939 standen Georg Walter und sein Mitverschwörer Oskar Wagner vor dem Volksgerichtshof. Wagner erhielt eine vierjährige und Georg Walter eine zehnjährige Zuchthausstrafe. (Er konnte die Haft in Brandenburg überleben und leitete nach dem Krieg die Personalstelle der Versicherungsanstalt Berlin.)

Carl von Ossietzky letzte Station

Niederschönhausen, Krankenhaus Nordend

Der streitbare Publizist (S. 17) und Pazifist Carl von Ossietzky (1889–1938) – siehe die Charlottenburg-Darstellung dieser Schriftenreihe – war bereits in der Reichstagsbrandnacht (27./28. Februar 1933) verschleppt worden und trat danach einen langen, schweren Weg durch verschiedene Haftstätten und Konzentrationslager an. Seine Anhänger wussten, dass er in großer Lebensgefahr schwebte. Da es nicht möglich war, den Gepeinigten schnell wieder aus der KZ-Hölle herauszubekommen, bemühten sich emigrierte Freunde, wie der SAP-Politiker Willy Brandt (S. 96f., 99), durch eine internationale Kampagne die Verleihung des Friedensnobelpreises an Ossietzky herbeizuführen. Sie hofften, ihn dadurch vor der Ermordung bewahren zu können.

Tatsächlich wurde dem KZ-Häftling der Preis 1936 zuerkannt. Als ihn Gestapo und SS zwingen wollten, die Auszeichnung nicht anzunehmen, konnte er sich ein letztes Mal tapfer widersetzen. Aber zur Preisverleihung durfte er nicht ausreisen.

Ossietzky war zu dieser Zeit bereits ein unheilbar kranker Mann. Von einer schweren Lungentuberkulose gezeichnet, überstellte man ihn wenige Tage nach der Auszeichnung im Dezember 1936 in das Krankenhaus Nordend in Niederschönhausen. Dort lebte er einsam und abgeschlossen von der Außenwelt, aber unterstützt von den Ärzten Hans und Wilhelm Dosquet, in einem Krankenzimmer. Die Anwesenheit seiner Frau Maud und die Briefe seiner emigrierten Tochter Rosalind waren nun von besonderer Wichtigkeit für ihn. Noch einmal, am 21. Dezember 1937, sollte er für wenige Minuten die Stimme seiner Tochter, die ihren 18. Geburtstag beging, am Telefon vernehmen.

Einige Monate darauf, am 4. Mai 1938, starb Carl von Ossietzky.



Carl von Ossietzky

Seiner Beisetzung an der Mauer des Niederschönhausener Friedhofs (Buchholzer Straße) wohnte lediglich die Witwe bei.

Erst nach dem Ende der NS-Gewaltherrschaft wurde es ihr gestattet, eine kleine Gedenktafel am namenlosen Grab des Friedensnobelpreisträgers anzubringen.

Die Worte lauten: „Frieden für immer“

Künstler in „innerer Emigration“

Die ruhigen und gepflegten Siedlungen im Norden Berlins waren vor und nach dem Zweiten Weltkrieg stets auch Orte, in die sich Künstler ganz besonders gerne zurückzogen. Während Pankow erst nach dem Ende der NS-Diktatur ein von vielen Künstlern bevorzugter Bezirk wurde, war es Reinickendorf bereits in den 1930er Jahren.

Auf den Wittenauer Maler Max Grunwald, der sich für die Bekennende Kirche einsetzte, wurde bereits hingewiesen (S. 212f.); auch der Arzt, Maler und Autor Wladimir Lindenberg, der 1944 mit mehreren (ausgebombten) Freunden in der Schulzendorfer Beyschlagsiedlung Quartier genommen hatte, wurde schon erwähnt (S. 238, 265). Hier soll darüber hinaus an jene Menschen erinnert werden, die den Weg der „inneren Emigration“ wählten, um sich dem Nationalsozialismus zu entziehen:

Der Arbeiterschriftsteller Karl Grünberg (1891–1972) aus der Sternstraße 13, durch sein Werk „Brennende Ruhr“ (1929) international bekannt, wurde 1933 von SA verschleppt und ein halbes Jahr inhaftiert. Nach seiner Entlassung unterstützte der Sozialist Exil-Kreise u. a. durch heimliche Berichte über NS-Verbrechen, hielt sich in Deutschland aber aus Sicherheitsgründen eher zurück.

In Heiligensee (An der Wildbahn 33) lebte seit 1939 die Dada-Künstlerin Hannah Höch. Die Werke dieser bedeutenden avantgardistischen Malerin, deren Collagen heute weltberühmt sind, wurden vom NS-Regime als „entartete Kunst“ diffamiert und verboten. Da ihre meisten Freunde geflohen und ausgewandert waren, wohnte sie nun weitgehend zurückgezogen; keiner ihrer Nachbarn wusste um ihre Vergangenheit. Nicht allein ihr Haus, das mit Bildern, Briefen und Fotos ihrer Freunde geschmückt war, sondern auch ihr liebevoll gepflegter Garten wurden ihr zu Schutz- und Gegenwelt inmitten der braunen Diktatur. (Sie verstarb 1978 hochgeehrt im Alter von 88 Jahren.)

In Frohnau (Gollanczstraße 40) wohnte der Bildhauer und Maler Bernhard Hoetger (1874–1949). Er hatte schon im Ersten Weltkrieg nicht zu den Kriegsbegeisterten gezählt und hielt auch zum Nationalsozialismus Distanz. Das NS-Regime spottete über Figuren, die er für das Bremer Gewerkschaftshaus geschaffen hatte, sie seien „rassisch-minderwertige, verkrüppelte Jammergestalten deutscher Frauen und Männer“. Man setzte ihm auch durch Gestapo-Verhöre zu: Hoetger sollte das „Geständnis“ ablegen, er sei „Jude“. Nachdem Bomben 1943 sein Heim zerstört hatten, zog er aus Berlin fort.

Im Frohnauer Kreuzritterweg 8 verbrachte der Dichter, Musiker und frühere Lektor des angesehenen S. Fischer Verlages Oskar Loerke (1884–1941) die letzten Jahre seines Lebens. Dieser sensible und innerlich unabhängige Künstler war vom NS-Regime aus mehreren Ehrenämtern, darunter dem des Sekretärs der Sektion Dichtkunst in der Preußischen Akademie der Künste, in die Einsamkeit gedrängt worden.

Die Rohheit und Verlogenheit der herrschenden Politik stießen ihn zutiefst ab, sie bereiteten ihm zunehmend auch körperliche Beschwerden. Schaffenskraft und Lebensmut schwanden immer mehr.

Reinickendorfs Chronist Gerd Koischwitz schreibt über den Künstler:

„Oskar Loerke litt unter der Klassifizierung der Menschen in nützliche und schädliche Exemplare, wie sie in den 1930er Jahren üblich wurde. Die Vergiftung des Zeitgeistes beschleunigte seine körperlichen Leiden, und er starb im Februar 1941.“

Ärzte als Helfer

Unter der Ärzteschaft im Norden Berlins gab es zahlreiche Mediziner, die nicht mit dem NS-Regime und seinen Verbrechen einverstanden waren (S. 180, 233f., 252). In den Bucher Krankenanstalten sollen bereits 1933 über 100 Beschäftigte unterschiedlicher Bereiche (Ärzte, Pfleger, Angestellte, Arbeiter) ihren Arbeitsplatz verloren haben. Dr. Herbert Ostrowsky berichtet, dass mehrere Ärzte der III. Bucher Nervenheilanstalt die Verschleppung und Ermordung von Patienten (S. 205) abgelehnt haben.

Einige Ärzte Buchs unterstützten sogar aktive Untergrundkämpfer und versuchten, besonders ausländischen Zwangsarbeitern zu helfen.

Dr. med. Johannes Kupke war für seine Gegnerschaft zum NS-Regime im Ortsteil Niederschönhausen bekannt. Durch SA-Schläger verletzte Pankower Arbeiter suchten schon vor 1933 bevorzugt diesen Arzt auf, erinnert sich der Sozialdemokrat Paul Haßforth (S. 42f.). Über diese NS-Ablehnung hinaus erwies sich Dr. Kupke wiederholt als Helfer bedrängter Menschen und förderte die Arbeit Illegaler. So stellte er seine Praxisräume (Wackenbergsstraße 8) für Zusammenkünfte von Anhängern der sog. „Roten Kapelle“ (S. 153ff.) zur Verfügung und unterstützte sie auch durch Geldspenden.

Dr. Kupke demonstrierte bis zuletzt Zivilcourage und Humanität. Er war am Ende des Krieges leitender Arzt in einem Notkrankenhaus in den Schul-Kellerräumen in der (heutigen) Dietzgenstraße. In dieser Funktion widersetzte er sich wiederholt dem Befehl, seine ohnehin nur notdürftig gepflegten Patienten kurz vor dem Zusammenbruch des NS-Regimes im Stich zu lassen und sich nach Pankow abzusetzen. Seine Kollegen und auch die Schwestern billigten die couragierte Haltung Dr. Kupkes. Es darf nicht vergessen werden, dass gerade in den letzten Kriegswochen und -tagen Menschen wegen geringfügigen Widerspruchs ermordet wurden. (Der Arzt wurde Nachkriegsbürgermeister von Niederschönhausen.)

Bei den „Kreisauern“

Frohnau, Bieselheider Weg 31 – Otto Heinrich von der Gablentz

Der Wissenschaftler Otto Heinrich von der Gablentz (1898–1972) gehörte dem oppositionellen „Kreisauer Kreis“ an. Diese Gruppe zählte zu den bedeutendsten Kräften des deutschen Widerstandes. Wichtige Persönlichkeiten, wie Graf Moltke und Graf Yorck von Wartenburg, brachten qualifizierte Vertreter verschiedener weltanschaulicher und politischer Richtungen zu Diskussionen, Erörterungen und Tagungen zusammen.

Gruppencharakter

Die Gruppe befasste sich nicht mit Überlegungen und Plänen zum Sturz der Diktatur. Aus christlicher Überzeugung lehnten die meisten „Kreisauer“ ein Attentat auf Hitler ab. Zudem glaubten einige, dass nur eine totale militärische Niederlage eine Wiederholung der Dolchstoßlüge verhindern könnte.

Auf ihren Zusammenkünften in kleinen Gruppen von Sachverständigen überlegten und erarbeiteten sie hingegen innen- und außenpolitische Grundsätze für ein „Deutschland nach Hitler“. Welche Probleme auch in den Diskussionen jeweils im Vordergrund standen, seien es Verfassung, Schule, Stellung der Kirche oder Wirtschaftsordnung, sie versuchten, aus den Fehlern der Vergangenheit, vor allem aus den Fehlern der Weimarer Republik, zu lernen. Nach den Worten von Gräfin Moltke wollten sie „die Deutschen lehren, was Demokratie ist“.

Grundsätze

In ihren vom Christentum und vom Sozialismus geprägten Grundsätzen für eine Neuordnung Deutschlands traten einige Merkmale besonders hervor:

- sie sahen im Christentum die Grundlage für eine sittliche und religiöse Erneuerung des Volkes;
- die erstrebte Rechts- und Friedensordnung sollte die Menschen- und Freiheitsrechte gewährleisten und die unverletzliche Würde der menschlichen Person zur Grundlage haben;
- durch eine entsprechende Bildungspolitik (Schule, Universität) sollte der Einzelne geistig so geprägt werden, dass er den gefährlichen Verlockungen der Diktatur widerstehen kann;
- die Macht des Staates als Zentralinstanz wollte man zu Gunsten eines Föderalismus (Länder, Gemeinden) zurückdrängen;
- die eigenverantwortliche Teilnahme der Staatsbürger sollte sich in kleinen und überschaubaren Gemeinschaften abspielen;

- durch staatliche Übernahme der Schlüsselunternehmen (Bergbau, eisen- und metallschaffende Industrie, Grundchemie und Energiewirtschaft) sollte die Wirtschaftsordnung gemeinwirtschaftliche Züge tragen;
- eine zukünftige Vormachtstellung Deutschlands lehnte man im Gegensatz etwa zu Carl Goerdeler) strikt ab. Über den Nationalstaat hinausgehend, strebten sie eine europäische Gemeinschaft an.

Neben Volkswirtschaftlern, Juristen, Fachbeamten und Vertretern beider großen Konfessionen prägte auch der Staatsrechtler Otto Heinrich von der Gablentz den Kreis. Bei seinem Bemühen um eine geistige Neuorientierung hatte er sich bereits 1929 kritisch mit dem Marxismus auseinandergesetzt und war für die Begründung sozialistischer Ziele aus dem Geist des Christentums eingetreten. Gerade weil er für die Kräftigung eines „gesunden Bürgerturns“ und die Bewahrung der „echten bürgerlichen Werte“ eintrat, plädierte der Wissenschaftler für die Überwindung des „spießbürgerlichen Geistes“ und nahm damit zentrale Gedanken der Kreisauer vorweg.

Durch die Verschwiegenheit seiner Freunde konnte von der Gablentz (Foto) den Verfolgungen der Gestapo entgehen. Viele Kreisauer mussten dagegen die freie Betätigung des Geistes mit dem Leben bezahlen. (Der Staatsrechtler wurde nach dem Krieg Mitbegründer der CDU und Direktor der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin. Weil ihm die Regierungspolitik gegenüber dem zweiten deutschen Staat nicht weit genug ging, verließ er seine Partei in den 60er Jahren.)



Otto Heinrich von der Gablentz

Werkmeister Otto Langrock

Waidmannslust, Oraniendamm 65 (Wohnung)

Otto Langrock (1892–1976), ein Mann konservativer Gesinnung und individuellen Unabhängigkeit, arbeitete in den 1920er Jahren im Bereich der Zivilluftfahrt in Leipzig. Danach machte er sich selbstständig und betrieb mit seinem Freund ein Radiogeschäft. Er bekam bereits früh Schwierigkeiten mit dem Nationalsozialismus, was ihm im Februar 1934 eine Woche „Schutzhaft“ einbrachte. Politische Freunde, die über Verbindungen zum Reichsluftfahrtministerium seine Entlassung erwirken konnten, rieten Langrock, Leipzig zu verlassen. Ende der 1930er

Jahre siedelte er in den Norden Berlins über und nahm eine Stellung als Meister bei den Volta-Werken, einer im Transformatorenbau führenden Firma, an. Auch in der Reichshauptstadt suchte er Kontakt zu konservativen Gegnern des Nationalsozialismus. Über einen (politisch sehr unterschiedlich zusammengesetzten) Frohnauer Freundeskreis geriet er in Verbindung zum früheren Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler. (Goerdeler war über viele Jahre die zentrale Persönlichkeit bürgerlicher und konservativ-militärischer Verschwörerkreise. Durch seinen nimmermüden Einsatz, durch Gespräche und Denkschriften das Lager der NS-Gegner zu vergrößern, erwarb er sich auch die Achtung sozialdemokratischer und gewerkschaftlicher Widerstandskämpfer wie Wilhelm Leuschner.)

Neben der Teilnahme an Zusammenkünften mit militärischen und zivilen Oppositionellen betätigte sich Werkmeister Langrock auch in seinem Betrieb in gegnerischer Weise. Die Volta-Werke rüsteten damals zunehmend auf die Kriegsproduktion um und verlegten sich am Kriegsende auf die Herstellung von Kartuschen. Otto Langrock wurde wegen „disziplinlosen Verhaltens“ wiederholt vom Betriebsführer verwarnet und gemäßregelt. Nach Aussagen des Sohnes schritt der Werkmeister einmal handgreiflich ein, als der Direktor einen Schäferhund auf russische Zwangsarbeiterinnen hetzte. Weil er den „Parteigenossen“ (PG) deswegen geohrfeigt hatte, brach im Betrieb eine große Aufregung aus. Der Vorfall wurde untersucht, aber da viele Kollegen für Otto Langrock gutsagten, kam er bei diesem Mal noch davon. Die Überstellung in ein „Arbeitserziehungslager“ wurde zwar vorerst noch zurückgestellt, aber sie schwebte drohend über ihm.

Otto Langrock war über politische Freunde von Attentatsplänen informiert worden. Aus Sicherheitsgründen erfuhr er allerdings nur wenig. Hauptsächlich erörterte man Pläne für die Zeit nach dem Sturz des Hitler-Regimes.

Auf Bitten seiner Freunde verbarg der Werkmeister in Birkenwerder einen Mann aus dem Goerdeler-Kreis. Einige Tage nach dem missglückten Attentat vom 20. Juli 1944 nahm er zudem die Frau eines verhafteten Offiziers, die sich durch „Sippenhaft“ gefährdet fühlte, in Waidmannslust auf.

Schon bald darauf geriet Otto Langrock selber in die Hände der Gestapo. Sie wies ihn im August 1944 in das gefürchtete KZ Sachsenhausen ein. Alte Verbindungen im Reichsluftfahrtministerium halfen mit, dass eine vorzeitige Entlassung erwirkt werden konnte. Im Oktober 1944 kehrte der Werkmeister an seinen angestammten Platz zurück, verhielt sich danach aber absolut unauffällig.

Der vom NS-Staat verfolgte Arzt und Künstler Wladimir Lindenberg berichtet in seinen Erinnerungen, dass auch bei ihm und seinem Freundeskreis in der Schulendorfer Beyschlagsiedlung die Nachricht vom Scheitern des Umsturzes am 20. Juli 1944 Entsetzen und Verzweiflung ausgelöst habe.

Oberst Wilhelm Staehle

Frohnau, Invalidensiedlung (Kommandantenhaus)

Die kurz vor Beginn des Zweiten Weltkrieges fertig gestellte Invalidensiedlung liegt am nördlichen Rand des Bezirks Reinickendorf. In diesem Wohngebiet für Kriegsoffer der Jahre 1914–1918 wirkte ein alter Abwehr-Offizier, Wilhelm Staehle (1877–1945), als Kommandant und aktiver Helfer vieler bedrohter Menschen.

Wilhelm Staehle war ein Mann sehr konservativer Weltanschauung und politischer Grundhaltung. (So war er beispielsweise überzeugt von der vermeintlichen Überlegenheit der „weißen Rasse“.) Nicht zuletzt auf Grund seines fortgeschrittenen Alters konnte er für militärische Widerstandskreise keine Schlüsselfunktionen mehr übernehmen, aber er unterhielt (unter anderem) Kontakte zu oppositionellen Abwehrkreisen und führenden konservativen Verschwörern wie Carl Goerdeler und Generaloberst Beck, für den er Unterlagen in Frohnau aufbewahrte. Über den katholischen Pfarrer der Invalidensiedlung, Erxleben, geriet Oberst Staehle zudem in den gegnerischen Gesprächskreis um Frau Hanna Solf.

Wilhelm Staehle verfügte auch über intensive Verbindungen zu wichtigen oppositionellen Persönlichkeiten in den von den Deutschen besetzten Niederlanden und nahm eine gewisse Schlüsselrolle ein. Im Gegensatz zu einigen Strömungen der deutschen Opposition war Wilhelm Staehle eindeutig für die Wiederherstellung der staatlichen Eigenständigkeit dieses europäischen Nachbarlandes.

Trotz all dem Genannten dürfte es Staehles herausragendste Leistung gewesen sein, dass er vielen verfolgten Menschen Beistand und Schutz gewährte. In Zusammenarbeit mit Bekenntnispfarrer Grüber (S. 203) konnte er nicht zuletzt zahlreichen „untergetauchten“ Juden helfen.



Wilhelm Staehle

Über Wilhelm und Hildegard Staehle schreibt ihr Biograph Ger van Roon:

„Die Siedlung bot besondere Möglichkeiten, um Personen für einige Zeit zu verbergen. Die ersten dürften wohl jüdischer Herkunft gewesen sein, die in der Zeit nach der so genannten Kristallnacht 1938 in der Siedlung versteckt wurden. Bis 1944 wurden noch viele untergetauchte Verfolgte betreut. Dabei arbeiteten Staehles mit Personen aus bürgerlichen, sozialistischen und kommunistischen Kreisen zusammen. Sie besorgten den Verfolgten Papiere, Verpflegung und Unterschlupfadressen. Öfters fuhr Frau Staehle auch mit dem Dienstwagen ihres Mannes in die Stadt, um zusätzliche Verpflegung und sonstige Lebensmittel zu besorgen.“

Während des Krieges nahm sich Wilhelm Staehle besonders der in Deutschland befindlichen Holländer an. Es wurde ihm fast zum Verhängnis, denn ein abgefangener und entschlüsselter Funkspruch eines englischen Senders hatte niederländischen Arbeitern geraten, sich im Falle des Zusammenbruchs des NS-Regimes an verschiedene Vertrauenspersonen zu wenden und in diesem Zusammenhang auch Staehles Namen genannt. Der Oberst wurde deswegen Ende Februar 1944 einem dreistündigen Verhör bei der Abwehr unterzogen. Damit war für Wilhelm Staehle eine sehr ernste Situation entstanden, denn er musste den lebensgefährlichen Verdacht des Landesverrats entkräften. Zunächst lief alles noch glimpflich ab, denn es wurde ihm lediglich eine Meldepflicht auferlegt, um etwaige Reisen nach Holland zu unterbinden. Nach einigen Wochen vernahm man ihn dann erneut.

Letztlich stolperte Oberst Staehle aber über seine Verbindungen zum Solf-Kreis. Dieser bestand aus einer Gruppe Gleichgesinnter, die das verbrecherische System zutiefst ablehnten. Dabei handelte es sich nicht um einen direkt „umstürzlerischen“ Kreis, aber es waren Persönlichkeiten darunter, die wichtige Bindeglieder zur aktiven bürgerlich-militärischen Opposition darstellten. Durch die Denunziation eines Spitzels, Dr. Reckzeh, wurden in diesem Zusammenhang viele Menschen der Gestapo ausgeliefert. Am 12. Juni 1944 war auch Oberst Staehle betroffen. Er wurde wiederholt vernommen, und es tauchten Bestrebungen auf, Staehle aus der Luftwaffe zu verstoßen, um ihn damit der Wehrmachtjustiz zu entziehen und dem gefürchteten Volksgerichtshof zuzuführen. Nach dem Misslingen des Attentats vom 20. Juli 1944 verschärfte sich die Situation der Verhafteten, denn die Gestapo vermutete bei ihnen, dass sie in die Verschwörung eingebunden waren. Oberst Staehle kam in Einzelhaft. Es wurde Lese- und Schreibverbot über ihn verhängt, und er wurde sogar zeitweise in Tegel in Fesseln gehalten. Auch die Verhörmethoden änderten sich: Wilhelm Staehle wurde misshandelt, aber er sträubte sich, das von ihm gewünschte Geständnis – besonders über die Beziehungen zu Goerdeler – abzulegen.

Schließlich stieß man ihn am 16. September 1944 aus der Luftwaffe aus und erhob Anklage vor dem Volksgerichtshof (VGH). Am 15. August hatte man auch Frau Staehle verhaftet und danach u. a. ins KZ Ravensbrück gesperrt. Die Gerichtsverhandlungen gegen beide wurden auf Grund der Kriegseinwirkungen wiederholt verschoben. Während der Oberst dann am 16. März 1945 wegen Begünstigung eines politischen Flüchtlings zwei Jahre Gefängnis erhielt, bekam seine Frau Hildegard am 20. April ein Jahr Gefängnis. Den Kontakt zu den beiden Inhaftierten hielten zu dieser Zeit Magistratsdirektor Dr. Ehlers und seine Frau Hilde, die ebenfalls in der Invalidensiedlung lebten.

Während Wilhelm Staehle unmittelbar vor dem Kriegsende Opfer einer Mordaktion der SS an prominenten Häftlingen des Gefängnisses Lehrter Straße 3 wurde, konnte seine Frau die Befreiung noch erleben.

Mit großer Aktivität stellte sie sich dem überparteilichen Hauptausschuss „Opfer des Faschismus“ zur Verfügung, half die unmittelbare Nachkriegsnot besonders der Kinder zu mildern und beteiligte sich an der Gründung der Christlich Demokratischen Union.

Bevor sie am 16. Dezember 1945 einem Autounfall zum Opfer fiel, hatte sie noch mit großer Tatkraft die Funktion des Zweiten Stellvertreters des Berliner Sozialstadtrates Ottomar Geschke (KPD) übernommen. An ihrem Begräbnis nahmen viele Persönlichkeiten des damaligen Berlin teil, und auch eine Abordnung niederländischer Offiziere fand sich ein.

Aus der Betriebswelt

Vergleichbar Lichtenberg, Tempelhof, Treptow, Spandau und Wedding befanden sich auch im Norden Berlins zahlreiche Fabriken und Einrichtungen der Großindustrie.

In anderen Abschnitten dieser Zusammenstellung wurde bereits auf den betrieblichen Widerstand bei den Deutschen Waffen- und Munitionswerken (S. 151 ff.), bei Argus (S. 163), der Firma Stolzenberg (S. 161 f.) und Borsig (S. 255) hingewiesen. Die Firmen Prometheus (S. 91), Hasse & Wrede (S. 162), Garbáty (S. 123 f.) und Fageb (S. 64) fanden ebenfalls Erwähnung.

In diesem Kapitel soll über den direkten Widerstand geschlossener Gruppen hinaus auch das Mit- und Gegeneinander oppositioneller Kreise im betrieblichen Alltag und die so schwer zu erfassende „Grauzone“ zwischen Anpassung und Widerstand angesprochen und ausgelotet werden.

Werkzeugmaschinenfabrik Lindner

Wittenau, Lübarser Straße 8–38

In der Lübarser Straße, nahe dem S-Bahnhof Nordbahn (Wittenau) gelegen, befand sich die Werkzeugmaschinenfabrik Lindner mit knapp 400 Beschäftigten. Mit seinen (durch Glashallen) hellen Arbeitsräumen, vorbildlichen Sanitäranlagen und begrünten Erholungsecken zählte Lindner vor 1933 zu den modernsten Betrieben Berlins. Das Nazi-Regime erklärte Lindner geschickt zum NS-„Musterbetrieb“. Dabei lebte die Firma zu einem erheblichen Teil vom Exportgeschäft mit Russland und war in der inneren Zusammensetzung der Belegschaft das genaue Gegenteil von nazistisch. Ähnlich wie es bei den Teves-Werken der Fall war (S. 244 ff.), zogen oppositionelle Mitarbeiter, die sich auf die Betriebsleitung stützen konnten, andere Regimegegner nach bzw. empfahlen als Meister deren Einstellung. So fand beispielsweise der 1907 geborene Willy Richter – Foto nebenan –, ein aktives Mitglied der Widerstandsgruppe „Rote Kämpfer“, nach Verbüßung einer zweieinhalbjährigen Zuchthausstrafe eine Beschäftigung als Schlosser.



Willy Richter

Herbert Kowalewsky (1907–2003) erinnert sich 1990:
„Herbert Lindner war selbst ausgebildeter Dreher. (Das Geld für die Firma stammte vermutlich von Seiten seiner Frau.) Politisch war der Firmenchef demokratisch und liberal



Herbert Lindner

eingestellt. Trotzdem zitterten alle vor ihm, weil er arbeitsmäßig als sehr streng galt. Da er selber Fachmann war, kannte er sich im Beruf aus.

Zur Kriegszeit konnten viele Arbeiter eingestellt werden, denn es wurden Flugzeugmotoren für die Rüstungswirtschaft produziert. Darüber hinaus stellten wir hochqualifizierte Geräte wie Feinstbohrmaschinen und Gewindeschleifmaschinen her.“

Peter Neuhof (*1928), dessen Vater, ein Kommunist jüdischer Herkunft, im KZ ermordet wurde (S. 155ff.), erinnert sich: „Vermittelt durch Glienicker Freunde erhielt ich zum 1. Januar 1943 einen Lehrlingsposten bei Lindner. Ich lernte diesen Betrieb als einen Hort des Antifaschismus kennen.

Natürlich gab es einen nazistischen Be-

triebszellenobmann und dessen Stellvertreter, aber ansonsten begegnete ich sehr vielen politisch Vorbestraften. Es handelte sich um Kommunisten und Sozialdemokraten, die Gefängnis und selbst das Zuchthaus hinter sich hatten. Der liberale Betriebsleiter Lindner scheint diese Menschen mit Absicht genommen zu haben.

Als Lehrling kam ich von Abteilung zu Abteilung. Man konnte offen seine Meinung sagen. Es war eine irre Atmosphäre. Ich habe mich wohlgeföhlt.

Als ich zur Organisation Todt* einberufen wurde, stellte mich der Betrieb ‚U.K.‘ (= unabkömmlich). Und als ich vom Tode meines Vaters im KZ Sachsenhausen erfuhr, kondolierte mir sogar mein Lehrmeister, Herr Herz, der vermutlich Sozialdemokrat war.

Lindner war ein Phänomen, ein seltenes Ereignis!“

* Organisation Todt = halb-militärische Baukolonnen, in denen unter anderen „Mischlinge“ zwangsrekrutiert arbeiten mussten

Herbert Kowalewsky:

„Es war bekannt, dass viele Oppositionelle bei Lindner beschäftigt waren. Als ich von ARGUS wechselnd hier anfang, wusste ich aber nichts davon. Erst nach und nach stellte es sich heraus, dass einige Kollegen politische Kontakte nach außen besaßen. Es

handelte sich (unter anderem) um den früheren Kassierer des Berliner Metallarbeiterverbandes DMV, Georg Konietzky (S. 266), ferner um Emil Bartel[eit] und Fritz Stretefeld. Mit ihnen sprach ich über vieles. Flugblätter wurden meines Wissens nicht verbreitet, das war zu gefährlich. Aber Konietzky sammelte unter uns Gelder, man wusste nicht genau wofür. Er wies auch auf Beerdigungen prominenter Sozialdemokraten (S. 73) hin.

Engere politische Gespräche führte ich mit dem Kollegen Mittelstedt. Fritz Stretefeld unterrichtete ich über Meldungen des verbotenen englischen Senders. Im Einkauf lernte ich einen gewissen Ladwig kennen, nach 1945 war er bei der Reinickendorfer Polizei. Wie er musste wohl auch unser Betriebspförtner aus politischen Gründen bei Lindner untergetaucht sein. Allgemein war es Vorschrift, dass alle Beschäftigten beim Betreten des Betriebes mit HEIL HITLER grüßen mussten. Obwohl sich nur wenige Arbeiter daran hielten, meldete der Pförtner niemanden.

Verschiedene Kollegen gehörten auch nicht der nazistischen Deutschen Arbeitsfront (DAF) an. Das ging tatsächlich. Meine Frau war Schreibkraft beim Betriebsobmann, daher weiß ich, dass von circa 400 Kollegen 7, darunter ich, nicht in der DAF waren.“

Zeitzeugen berichten, dass auch gegenüber den ausländischen Arbeitern ein aufgeschlossenes Klima herrschte.

Herbert Kowalewsky:

„An [ausländische] jüdische Zwangsarbeiter erinnere ich mich nicht. Aber Alfons Gerson, ein so genannter ‚Halbjude‘, war als Konstrukteur bis Kriegsende bei Lindner tätig.

Ausländische Arbeiter, besonders Franzosen und Italiener, wohnten nahebei. Sie kamen zwar geschlossen an, aber bewacht oder gar geschlagen wurde im Betrieb niemand. Im Gegenteil, einige von ihnen besuchten uns in ihrer Freizeit. Wir gaben ihnen Eingewektes mit. Sie schrieben uns noch, als sie längst in ihrer Heimat waren.“

Hermann Tops

Neben Charlotte Hundt, auf die bereits an anderer Stelle (S. 158f.) hingewiesen wurde, hat bei Lindner ein weiterer Kollege wegen Widerstandes sein Leben verloren: Im Februar 1942 wurde der Werkzeugdreher Hermann Tops (1897–1944) in der Maschinenfabrik Lindner verhaftet. Tops gehörte der KPD seit 1923 an und war vor 1933 Bezirksverordneter von Prenzlauer Berg. Weil er als engagierter kommunistischer Betriebsrat bekannt war, erhielt er viele Jahre keine feste Arbeitsstelle. Schließlich kam er bei der Firma Lindner unter. Er schloss sich der Widerstandsgruppe von Robert Uhrig (S. 151ff.) an und sammelte für deren Ziele Anhänger bei Lindner, wo er sich auch um Kontakte zu ausländischen Kollegen bemühte.



Hermann Tops

Herbert Kowalewsky – nach dem Krieg langjähriger Betriebsrat bei Flohr-Otis und Reinickendorfer Abgeordneten (SPD) – erinnert sich 1990:

„Als aus dem Betrieb Verhafteter ist mir nur Hermann Tops in Erinnerung. Sein Arbeitsplatz befand sich nahe dem meinen. Ich habe viele Gespräche mit ihm geführt. Er war ein fabelhafter Kollege, dabei überzeugter Kommunist. Wir hatten uns beide nach einer gewissen Zeit gegenseitig politisch zu erkennen gegeben. Hermann Tops wollte immer, dass wir Briefe austauschen sollten, aber ich lehnte es als zu gefährlich ab. Er war wohl doch etwas leichtsinnig. Eines Tages kam die Gestapo in den Betrieb und durchsuchte seinen Garderobenschrank, sie fanden aber nichts. Geraume Zeit danach wurde erneut nach illegalem Material gesucht und diesmal klappte es offensichtlich. Hermann Tops wurde mitgenommen. Ich habe nie wieder etwas von ihm erfahren. Nach seiner Verhaftung hatte ich schon Angst, denn ich wusste nicht, was sie aus ihm herausprügeln würden. Etwa die Gespräche mit mir.“

Hermann Tops wurde am 21. Juni 1944 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zum Tode verurteilt und am 14. August 1944 im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet.

Teves-Werke

Wittenau, Hermsdorfer Straße 14 (h: Blomberger Weg)

Der frühere Gewerkschaftsfunktionär und Revolverdreher Wilhelm Daene (S. 279) bekam im Jahre 1935 eine Arbeitsstelle bei den Teves-Werken in Wittenau. Die Maschinen- und Armaturenfabrik befand sich seinerzeit noch im Aufbau. Es gelang Daene allmählich, zum Betriebsdirektor Karlein, der sich als alter Gewerkschafter und Sozialdemokrat herausstellte, ein Vertrauensverhältnis aufzubauen. Dadurch wurde es möglich, nach und nach mehrere arbeitslose ehemalige Gewerkschafter und SPD-Genossen in den Teves-Werken unterzubringen, die dann wichtige Schlüsselpositionen in der Verwaltung und in der Produktion besetzten. Von den 2.400 Belegschaftsmitgliedern sollen sich lediglich 38 Personen als eingeschriebene Mitglieder der NSDAP bekannt haben, berichtet Daene 1959.

Eine sozialdemokratische Betriebsgruppe

Der anfängliche Versuch der Oppositionellen, die nazistische Zwangsgewerkschaft DAF (Deutsche Arbeitsfront) für gegnerische Zwecke zu nutzen, scheiterte. Nach dem Sammeln dieser und anderer Erfahrungen konnte die illegale Betriebsgruppenarbeit weiterentwickelt werden, Sicherheit und Routine wurde gewonnen. Man spendete zur Unterstützung der Familien verhafteter Kollegen und gab das Geld an Alwin Brandes und Max Urich, die Führer der illegalen Metallarbeiterorganisation in Berlin, weiter. (Zu ihnen und dem oppositionellen Gewerkschafter Heinrich Schlietadt hatte Daene schon vor 1935 enge Verbindungen und beteiligte sich an der Herstellung von Flugblättern.)

Die Freunde bei Teves bezogen Untergrundschriften und Flugblätter, die sie unter Anhängern und Sympathisanten verbreiteten. In den Kriegsjahren gelang es zunehmend, auch Indifferente anzusprechen und aufzuklären.

Um 1938 bemerkte Wilhelm Daene die Existenz einer kleinen KPD-Widerstandsgruppe. Nicht nur wegen des abstoßenden Hitler-Stalin-Paktes (1939–41), sondern auch wegen der sehr unvorsichtigen kommunistischen Widerstandsarbeit verhielten sich die Sozialdemokraten ihnen gegenüber lange Zeit reserviert.

Erst 1944, nicht zuletzt durch die verschärfte Verfolgung und Unterdrückung verursacht, änderte sich das gegenseitige Verhältnis. Doch die Kontaktaufnahme sollte sich nicht als ungefährlich herausstellen, denn die Kommunisten unterhielten Verbindungen zu zwei anderen illegalen Betriebsgruppen in Reinickendorf (S. 160ff.). Als dort bei einem Verkehrsunfall ein Flugblatt in die falschen Hände geriet, setzten erste Verhaftungen ein. Es gelang der Geheimen Staatspolizei schon bald darauf, alle drei Betriebsgruppen aufzurollen.

Illegale kommunistische Gewerkschafter

Otto Klubach (* 1899) arbeitete damals als Betriebselektriker bei Teves. Nach dem Krieg berichtete er darüber, dass sich schon 1934 ein illegaler Kreis kommunistischer Kollegen gebildet hatte, zu dem zunächst Walter Kleist und andere und dann später Eva Tenner, Walter Pahl, Peter Strotzyk, Karl Venus und Willi Jahn zählten. (Jahn stellte die Verbindung zur Reinickendorfer KPD-Unterbezirksleitung und zum Betrieb ARGUS her.)

Die Gruppe wurde bereits 1935 durch die Gestapovorladung zweier Mitglieder (Strotzyk, Kleist) aufgeschreckt. Beide waren wegen des Verdachts illegaler Flugblattverbreitung denunziert worden. Daraufhin stellten die Freunde die direkte Propagandatätigkeit ein, sammelten aber während des Spanischen Bürgerkrieges (1936/37) Gelder, die Willi Jahn als Kurier der UB-Leitung Reinickendorfs zu Auslandskreisen der KPD nach Prag brachte.

Die Verhaftungen im Unterbezirk begannen 1936 zunächst in Rosenthal und Wilhelmsruh (Gruppe Hoernle, S. 138ff.), ergriffen dann aber auch die kommunistische Gruppe bei Teves: Willi Jahn, der als führender Funktionär in der Haft ums Leben kam (S. 137), Trude Jahn und Eva Tenner.

Danach ruhte die illegale Betriebsarbeit aus Sicherheitsgründen. Eine Veränderung trat erst



Emil Nehring



Herbert Splanemann

ein, als der Arbeiter Paul Wagenknecht (ein früherer pol. Häftling) 1938 eine Beschäftigung bei Teves fand und die Aufnahme illegaler Arbeit anregte. Er wurde darin von einem weiteren neuen Kollegen, dem Lübarser Herbert Grundke, unterstützt. Doch schon bald darauf, Anfang 1940, wurden beide – wegen eines anderen politischen Vorfalls, S. 149ff. – festgenommen. Grundke kehrte nach elfmonatiger Untersuchungshaft zurück, während Paul Wagenknecht dagegen ins Zuchthaus kam.

Otto Klubach zu Folge begann sich eine feste illegale kommunistische Gruppe erst wieder im Mai 1944 zu bilden. Von den weit über 2.000 Beschäftigten, die nunmehr Rüstungsarbeiten für kriegswichtige Teile von Flugzeugen, Kraftwagen, Panzern und U-Booten fertigten, waren etwa 40 von den Kommunisten organisatorisch erfasst. Aufgebaut nach dem Prinzip der Dreiergruppe, sammelte man Gelder, betrieb Flüsterpropaganda gegen die NS-Kriegseuphorie und vertrieb illegales Material.

Im Spätsommer 1944 setzten dann bei Teves die Verhaftungen ein. Als Erster ging der Schlosser Emil Nehring ins Netz, vier Tage später folgten zwei weitere Kollegen, zehn Tage danach sechs andere. Einzig Walter Pahl gelang die Flucht. Unter den Verhafteten befand sich auch der Sozialdemokrat Wilhelm Daene. Er war neben seiner illegalen Betriebsarbeit ganz besonders in der Hilfe für verfolgte jüdische Zwangsarbeiter seiner Abteilung aktiv und rettete mehreren Menschen das Leben (S. 279). Auch sie waren nun in Todesgefahr. Die große Verhaftungswelle bei Teves war dadurch möglich geworden, dass die Gestapo bei Heinz Drzymala (Gamsbartweg 12), der auch die Verbindungen zur Saefkow-Gruppe (S. 159ff.) hielt, eine namentlich geführte Spendenliste (!) fand.

Schließlich standen 18 Menschen vor dem Volksgerichtshof. Neben zwei Freisprüchen (einer betraf Daene), zwei Gefängnisstrafen und sieben Zuchthausstrafen (darunter für Otto Klubach, die Kontoristin Margarete Schönian und die Arbeiterin Anna Röder), gab es sieben Todesurteile:

Der Schlosser Emil Nehring, der Werkzeugmacher Herbert Splanemann, der Kalkulator Karl Fübinger, der Einrichter Otto Kroeger, der Werkzeugmacher Heinz Drzymala, der Schlosser Wilhelm Schmidt und der Borsigwalder Arbeiter Paul Richter verloren ihr Leben.

130

**Oberfinanzkasse
des Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg**

Berlin W 15,
Kurfürstendamm 193/194

23. März 1943

Herrn
Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg
Vermögensverwertungsstelle

Berlin NW 40
Alt-Moabit 143

Betrifft: Vermögensbefehlsmessung O 5210 46/28498
5205

Von Alfred Teves & Co. G.m.b.H. Wittenauer
1/9. Reichstraße, 2. u. 3. Treppingerstr. 8

sind 18 RM 29 Rpf (Wert 198) eingezahlt und im Titelbuch 1 Teil-
band G unter fdb. Nr. 24/1229 als dem Reich verfallen erklärte Vermögenswerte verbucht worden.

mit 46 14/7 43
Im Auftrag
Lusth

Dokument: Der NS-Staat verlangte von Teves den Restlohn einer
ins Todeslager deportierten jüdischen Zwangsarbeiterin

C/2340. DStB. 489/42.

Firma Bergmann Elektrizitätswerke

Wilhelmsruh – nördlich des gleichnamigen S-Bahnhofs

Der Wittenauer Sozialdemokrat und Dreher Erwin Scheil arbeitete – wie seine Parteifreunde Franz Possehl und Erich Pickert – von 1929 bis 1945 bei der Firma Bergmann in Wilhelmsruh. Er erinnerte sich daran, dass die NSDAP im Betrieb anfänglich nur sehr schwer Fuß fassen konnte. Sozialdemokraten, Kommunisten und Vertreter der (unternehmernahen) so genannten „gelben Gewerkschaften“ stellten allein die betrieblichen Vertrauensmänner der Belegschaft. 1933 änderten sich diese Verhältnisse ins Gegenteil: Die Arbeiterbewegung wurde zerschlagen, der Betriebsratsvorsitzende Amberger (SPD) davongejagt; es traten nun Männer hervor, die sich als langjährige NSDAP-Mitglieder zu erkennen gaben.

Die Firma Bergmann kränkelte wirtschaftlich erheblich und musste sogar ihr Weddingener Zweigwerk an Osram verkaufen. Die NS-Rüstungspolitik brachte schließlich die Wende. Zu den normalen Aufträgen der Industrie für die bekannten Kabeltrommeln von Bergmann gesellten sich nun Sonderaufträge: die Apparatefabriken AF 1, AF 2 und AF 3 stellten Granaten, Kartuschen und Zünder her. Erwin Scheil fand in der Halle AF 1 seinen Arbeitsplatz.

Während es zwischen den Genossen seiner früheren Wittenauer SPD-Abteilung (S. 62) nur spärliche politische Kontakte gab – zumal die Wehrmacht viele Freunde einzog –, erhielt Erwin Scheil in seinem Betrieb Anschluss an einen oppositionellen Kreis.

Erwin Scheil (1908–1991) erinnert sich 1983:

„Unter der Belegschaft wurde nur nach Zuverlässigkeit gefragt, nicht nach dem Parteibuch. Untergrundschriften von betrieblichen Widerstandsgruppen sind mir nicht in Erinnerung, wohl aber Dünndruckflugblätter, die von ausländischen Fliegern abgeworfen worden waren. Kollegen fanden das Material auf dem Heimweg, brachten es mit und ließen es unter den Zuverlässigen kreisen. Auch Ausgaben einer Schweizer Zeitung, die ein Arbeiter einschleuste, gingen unter bestimmten Kollegen von Hand zu Hand.

Man sprach auch über geheime Radioinformationen der BBC. Allein dadurch waren wir über die Existenz von KZ-Lagern informiert. Wir wussten, dass dort Schweinereien passierten, aber das ganze Ausmaß der Verbrechen war uns nicht bekannt. Beim Austausch solcher Informationen war natürlich Vorsicht geboten, denn einigen Kollegen war nicht zu trauen.

Wir betrieben auch Sabotage, nahmen weniger Pulver [als vorgesehen], veränderten die Zündung, sorgten für verminderte Sprengkraft oder deren Ausbleiben.

Natürlich gab es deswegen Untersuchungen, aber sie fanden nichts heraus.“

Von illegalen Kreisen und deren Aktivitäten berichtet auch der zur Firma Bergmann im Krieg dienstverpflichtete Eberhard Kozlowski (*1902) 1947:

In zäher Kleinarbeit half er bei der Herausbildung antifaschistischer Gruppen. Neben der mündlichen Agitation gegen die nazistischen „Endsieg“-Phrasen und der geistigen (planerischen) Vorbereitung auf die entscheidende Stunde der Betriebsbesetzung stand vor allem die Sabotage der Kriegswirtschaft. So wurde massenhaft Ausschuss produziert und wiederholt stand ein Drittel der Öldruckpressen still, deren Instandsetzung von den Maschinenschlossern nun mit Absicht verzögert wurde.

(Kozlowski gehörte außerhalb des Betriebes dem Untergrundkreis „Gemeinschaft für Frieden und Aufbau“ an und half mit, Juden zu verstecken.)

Umgang mit Zwangsarbeitern

Verhaftungen aus politischen Gründen sind Erwin Scheil nur im Zusammenhang mit dem Fall des Fallschirmspringers Beuthke (S. 158f.) in Erinnerung: Eine Kollegin wurde deswegen zwar abgeholt, kam aber wieder zurück.

Nie mehr zurück kehrten dagegen die jüdischen Zwangsarbeiter, die (bis Ende Februar 1943) bei Bergmann tätig sein mussten. Ihre Rolle als billige Arbeitskräfte nahmen schon bald darauf verschleppte Zwangsarbeiter aus dem Osten Europas wahr. Auf den Versuch, mit ihnen zusammenzuarbeiten, wurde auch an anderer Stelle (S. 160f.) hingewiesen.



Wilhelmsruh, Firma Bergmann

Erwin Scheil:

„Ich hatte viel mit Polinnen zu tun. Sie schimpften auf Hitler und Stalin [die Polen 1939 geteilt hatten, d. Verf.]. Die mit einem ‚O‘ [OST] Gekennzeichneten klagten viel über Müdigkeit, denn sie konnten nachts wegen der Wanzen nicht schlafen. Auch ihre Verpflegung wurde immer schlimmer. Einige Frauen konnte ich am Wochenende mit aus dem Lager hinausnehmen. Das ‚O‘ [OST] wurde vorher von der Kleidung abgetrennt. Meine Sorge war immer, alle wieder zurückzubringen.

Ich fand sogar ein Lokal, wo die Polinnen ohne Marken etwas zu essen bekamen. In meiner Wohnung in der Roedernallee hörten sie auch verbotene Radiosendungen, besonders wild waren sie auf Meldungen von BBC.

Das Lager der Polen befand sich im Bereich Kurze- und Fontanestraße*. Neben diesen Zwangsarbeiterinnen hatten wir auch italienische Zwangsarbeiter sowie freiwillige ausländische Arbeitskräfte aus Frankreich und Belgien. Letztgenannte waren in einem Lager auf dem Betriebsgelände untergebracht. Sie verfügten aber über eine Extratür, durch die sie diesen Bereich unten am Kanal verlassen konnten. Innerhalb des Betriebsareals eingezäunt, befand sich noch ein Lager für die Russen. Denen ging es sehr schlecht. Sie trugen immer die selbe Kleidung, Tag und Nacht, und haben vor Dreck gestarrt. Sie mussten die schmutzigste Arbeit verrichten: Lackieren. Für ein Stück Brot fertigten sie [im Tausch] schöne Ringe an. Der Werkmeister prügelte sie oft wach.“

*Ein weiteres Lager befand sich im Süden der Schönholzer Heide, d. Verf.

Der Wittenauer Sozialdemokrat Heinrich Lange (1896–1945) arbeitete lange Zeit als Stadtinspektor bei der Steuerkasse in Mitte. Um dem dauernden Druck, der NSDAP beizutreten, zu entgehen, meldete er sich 1939 freiwillig zur Wehrmacht. Da er aufgrund seines Alters für die Front nicht geeignet war, kam er zur Heeresverwaltung und wurde auf dem Westhafengelände Leiter der Ersatzverpflegungsmagazine. Er nutzte seinen Einfluss, um russischen Zwangsarbeitern, die Schwerstarbeit leisten mussten, durch Zusatznahrung das bittere Los etwas zu erleichtern. Bis 1944 ging alles gut, doch dann versuchten NS-Anhänger, ihm ein Verfahren wegen „Veruntreuung“ anzuhängen. Die Konsequenz war eine Versetzung nach Frankfurt/Oder. Lange kam in den letzten Kriegswirren auf dem Weg nach Berlin ums Leben.

Bombenangriff August 1943, Blick von Reinickendorf-Ost zum Gesundbrunnen



Kriegsende und „Antifa“ in Wittenau

1943/44 setzten dann die Tagesangriffe der alliierten Luftwaffe ein. Ein Flakgeschütz, das von der Firma Bergmann zum Schutz des Betriebes in Wittenau aufgebaut worden war, beseitigte man wieder, da es die Bomber eher anlockte. Kollegen suchten nun immer häufiger den Bunker in der Roedernallee (beiderseits des Nordgrabens) auf, doch die Zerstörungen hielten sich in Grenzen, denn die Piloten flogen meistens Richtung Berliner Zentrum.

Im April 1945 kam das Ende des Krieges. In seinen Erinnerungen schreibt Rudolf Schottlaender, der als „rasseverfolgter“ Wissenschaftler in den letzten Kriegsmonaten „untertauchen“ musste, dass er am 22. April in Heiligensee befreit wurde. Das selbe Datum nennt der – politisch vorbestrafte – Arzt Wladimir Lindenberg, der mit seinem Freundeskreis in der

Schulzendorfer Beyschlagsiedlung das Ende der Gewaltherrschaft herbei geseht hatte. Der Gewerkschafter Heinrich Wagenfeld (S. 63f.) schließlich hielt in seinem Taschenkalender fest, dass in Wittenau die ersten sowjetischen Soldaten am 24. April 1945 (in der Frühe) eintrafen. Erwin Scheil beschreibt uns 1983 diese Zeit des Übergangs:

Erwin Scheil:

„Der erste Trupp russischer Soldaten kassierte nur Uhren. Am nächsten Tag kam die Artillerie, danach, in Ledermäntel gekleidet, die ‚Kommissare‘. Ihnen gegenüber begann ein Nazi den anderen zu denunzieren.

Das Russenlager bei Bergmann wurde von Soldaten umstellt, die ehemaligen Zwangsarbeiter geschlossen abgeholt.

Vor Ort bildeten Deutsche so genannte ‚Antifa‘-Ausschüsse, gegründet von Mitgliedern der KPD und SPD sowie Parteilosen. Zuverlässige bekamen ‚Antifa‘-Armbinden. Ich erhielt vom Kommunisten August Ziemann auch eine ausgehändigt, denn im Kiez kannten sich die politisch Organisierten untereinander. Zudem konnte ich mein altes Gewerkschaftsbuch vorlegen.

Von anderer Seite kam mir die Warnung zu, die Armbinden abzulegen, denn der ‚Werwolf‘, bewaffnete faschistische Heckenschützen, ging um und ermordete alle, die das ‚Antifa‘-Kennzeichen trugen.

Dort, wo sich der Nordbahnhof (Wittenau) befindet, waren damals überall Panzersperren errichtet. In diesem Gebiet wurde ein russischer Parlamentär von hinten erschossen. Wir vom ‚Antifa‘-Ausschuss mussten wegen dieses Vorfalles Tag und Nacht mit einem sowjetischen Militärführer diskutieren, denn er beabsichtigte, zur Vergeltung das Gelände zwischen Kanal und S-Bahnhof dem Erdboden gleichzumachen. Wir konnten es verhindern. Stattdessen wurde Wittenau zweimal für 24 Stunden den Sowjetsoldaten zum Plündern freigegeben. Was gab es [überhaupt] noch zu plündern? Keine Haustür durfte in dieser Zeit verschlossen sein. ‚Frau, komm!‘, hieß es nun wieder.

Als ich mich zu Fuß nach Wilhelmsruh auf den Weg machte, stieß ich in der Schönholzer Heide auf eine sowjetische Flak. Sie schoss noch in Richtung Wedding – wo auf dem Humboldthainbunker* eine Flak der SS war –, als bei uns in Wittenau schon die Waffen schwiegen.“

* Siehe die Wedding/Gesundbrunnen-Darstellung (2003) dieser Schriftenreihe, d. Verf.



Erwin Scheil

(Erwin Scheil wirkte nach dem Krieg als Bezirksvorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Reinickendorf und war viele Jahre Mitglied des Abgeordnetenhauses für die SPD.)



Maria Klesse



Max Klesse

Die Gruppe „Mannhart“

Dr. Max Klesse

Heiligensee, Am Hirschwechsel 34 –
Treffpunkt in der Praxis Dr. Klesse

Die Reinickendorfer Gruppe „Mannhart“ leistete von Beginn des Krieges an organisierten Widerstand gegen die NS-Diktatur. Die Aktiven trafen sich zu geheimen Zusammenkünften, halfen Verfolgten und kämpften in Wohngebieten und auf betrieblicher Ebene - darunter besonders bei Rheinmetall-Borsig – gegen die Gewaltherrschaft und den Krieg. Gründer, Leiter und geistiger Kopf dieser großen Gruppe aus Sozialdemokraten, Sozialisten und Kommunisten war der Heiligenseer Arzt Dr. Max Klesse. Er und seine Freunde wurden in der bisher geschriebenen Geschichte des Berliner Widerstandes viel zu wenig gewürdigt. Umso verdienstvoller waren die ersten Hinweise, die Barbara Kasper und Lothar Schuster Anfang der 80er Jahre mit ihrer Filmdokumentation über ‚Rheinmetall-Borsig 1939–1945‘ machten.

Der Mediziner Max Klesse (1886–1963) gehörte im 1. Weltkrieg der pazifistischen Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei (USPD) und ab 1920 der SPD an. Er unterrichtete seit 1921 an der Berliner Gewerkschaftsschule und wurde später auch Mitarbeiter der (SPD-nahen) „Sozialistischen Monatshefte“. Seit 1926 wirkte Dr. Klesse als Stellvertretender Stadtarzt und Stadtoberschularzt von Reinickendorf.

Wie viele andere Demokraten und verdiente Reformpolitiker – man denke an Dr. Max Hodann (S. 286f.) – jagten auch ihn die Nationalsozialisten 1933 aus dem Amt. Nach diesem tiefen beruflichen und politischen Einschnitt eröffnete er zusammen mit seiner Frau, Dr. Maria Klesse, eine Arztpraxis in Heiligensee, Am Hirschwechsel 34. Dieser Ort sollte zu einem zentralen Treffpunkt einer der bedeutendsten Berliner Widerstandsgruppen werden.

Seit der Entfesselung des 2. Weltkrieges begann Dr. Klesse, mit seiner Frau antinazistische Flugblätter zu verfassen, zu vervielfältigen und anonym per Post zu versenden.

Der Kern der Verschwörer

Seinen eigenen Angaben im Jahre 1949 zu Folge rief Dr. Klesse im November 1942 die Widerstandsgruppe „Mannhart“ ins Leben. Zu den frühen Mitgliedern zählten (neben dem Ehepaar Klesse) der Bauarbeiter Otto Dressler (Heiligensee, Zeisgendorfer Weg 4), der Arbeiter Otto Engel und der Lehrer Hans R. Schneider (beide aus Heiligensee), Walter George aus Konradshöhe (Elstergasse 16) und Georg Kaufmann aus Hohenschönhausen, ein alter sozialdemokratischer Freund von Dr. Klesse. Die Gruppe wurde zunehmend erweitert und fand über einige besonders aktive Arbeiterfunktionäre Zugang zu wichtigen Großbetrieben:

Rheinmetall-Borsig	– Otto Dressler (1944 hingerichtet)
AEG Hennigsdorf	– Otto Engel (1945 erschossen)
Rheinmetall-Borsig	– Erich Mammach (1945 an den Entbehrungen verstorben)
Buchdruckgewerbe	– Paul Alten (1949 verstorben)

Paul Alten, Otto Engel und Erich Mammach schleusten wiederholt Flugblätter in Arbeitsstätten des Metall verarbeitenden Gewerbes sowie in mehrere Druckereien ein.

Der 1933 amtsenthobene Weddinger Rektor Fritz Schmidt (ISK/SPD) – S. 77 – berichtet nach dem Krieg, dass er einem Reinickendorfer Widerstandskreis um Max Klesse und Fritz Wuessing angehört hatte. Sie kamen von 1942–1945 wiederholt zusammen und erörterten Verfassungspläne, Unterrichtsstoffe für die Nachkriegszeit und stellten antifaschistisches Material zusammen. Zu Dr. Klesses Kerngruppe vom November 1942 stießen nach und nach weitere aktive Mitglieder: Hilde Schneider, Hans Bönisch, Elisabeth und Willi von der Biesen, Hans Markus, Fritz Gauche, Käthe Mammach, Paul Mahlow, Otto Neuengart, Artur Sander, Albert Vehdelmann (alle aus Heiligensee) und Freunde aus Tegel, wie Kurt Behr, und Hermsdorf, wie Karl Theek.

Gruppencharakter

Obwohl die Gründung von einigen engagierten Sozialdemokraten ausging, handelte es sich bei „Mannhart“ nicht um eine sozialdemokratische Widerstandsgruppe. Die mit VKPD, also Vereinigte Kommunistische Partei Deutschlands, unterzeichneten Unterschriften, die in Wohngebieten und Betrieben verbreitet wurden, sprechen eine deutlich revolutionäre Sprache. Wie sich später beim Prozess gegen die Borsig-Arbeiter herausstellte, hat das Mitglied der Berliner KPD-Bezirksleitung Paul Hinze die „Mannhart“-Flugblätter aber für zu „intellektualistisch“ gehalten. Die Gruppe hatte offensichtlich den Anspruch, durch ihre Gründung und ihre großen Aktivitäten die alte Spaltung der Arbeiterbewegung in Sozialdemokraten, Sozialisten und Kommunisten durch eine neue revolutionäre Kraft aufzuheben und Beispiel gebend zu wirken. Vielleicht darf man das Anliegen von Dr. Klesse und seinen Mitverschwörern so interpretieren: Hatte der 1. Weltkrieg die Trennung verfeindeter Arbeiterparteien gebracht (und damit später zum Sieg des Nazismus beigetragen), so sollte im 2. Weltkrieg diese unselige politische Entwicklung durch den gemeinsamen Widerstand wieder rückgängig gemacht werden (S. 264).



Paul Alten



Florian Reicheneder

Flugblattaktion in Wohngebieten

Neben der betrieblichen Arbeit (S. 255) konzentrierte die „Mannhart“-Gruppe einen großen Teil ihrer Kraft auf die Verbreitung illegalen Materials in Wohngebieten. Dabei konnte man sich auf einige erfahrene Funktionäre stützen:

Der Niederschönhausener Buchdrucker Paul Alten (1885–1949) arbeitete in der Hausdruckerei der Deutschen Waffen- und Munitionswerke. Er fand 1942 Anschluss an Dr. Klesse, für dessen Kreis er bis Kriegsende Unterlagen vervielfältigte. Kurz vor seinem Tode berichtet er, dass alle 2–5 Wochen Flugblätter in einer Auflage von 400–500 Stück hergestellt worden waren. Mit diesen und durch mündliche Propaganda agitierte man gegen den Nazismus und den Krieg.

Karl Theek aus der Bertramstraße 20 in Hermsdorf berichtet (1966), dass er durch die Familie Mammach für „Mannhart“ geworben wurde. Zusammen mit seinem politisch vorbestraften Freund Florian Reicheneder (S. 140ff.) verbreitete er Flugblätter, die Dr. Klesse zumeist im Keller seiner Praxis – und später in seiner Wohnung Hermsdorfer Damm 87 – anfertigte. Die Hermsdorfer Freunde klebten auf den S-Bahnhöfen Waidmannslust, Hermsdorf und Wittenau Flugblätter und brachten durch Geldsammlungen monatlich 120–150 Reichsmark zusammen. Nachdem Karl Theek zur Wehrmacht eingezogen worden war, sandten ihm die Gruppenmitglieder illegales Material dorthin nach. Er brachte es vorsichtig in Unterkünften und auf Latrinen unter.

Der Heiligenseer Ingenieur Artur Sander (An der Wildbahn 62) fand im Frühjahr 1941 Anschluss an Dr. Klesse und verbreitete dessen Flugblätter besonders im eigenen Ortsteil. Auf Grund einer politischen Denunziation, die der Gestapo antifaschistische Äußerungen des Ingenieurs zutrug, wurde Artur Sander (1900–1971) von November 1941 bis September 1943 inhaftiert (Foto S. 255).

Auch die Heiligenseer Verkäuferin Ida Hindrichsen (1887–1967) musste über ein Jahr Haft ertragen: Sie hatte von 1933–1936 illegal im Rahmen der „Roten Hilfe“ (S. 133)

gearbeitet, indem sie Geld für Verfolgte sammelte und Päckchen ins KZ schickte. Weil sie auf einer Liste(!) Käthe Korn von Beitragsmitgliedern der KPD in Reinickendorf-Ost stand, wurde sie zusammen mit ihrem Sohn verhaftet (Verfahren Bruno Leuschner u. a.) und eingesperrt. Nach ihrem Umzug von Reinickendorf-Ost (Arosener Allee 83) nach Heiligensee (An der Schneise 35) stieß sie 1943 zum Kreis um Dr. Klesse und beteiligte sich besonders an der Flugblattverbreitung.

Aus der Tegeler KPD gingen Kurt Behr (1890–1964) und Erich Mammach (1903–1945) hervor. Beide wurden nach dem Verbot der KPD verschleppt und eingesperrt. Besonders Erich Mammach erlitt dabei so schlimme Verletzungen, dass er Wochen benötigte, um wieder einigermaßen zu genesen. Als ausgebildeter Werkzeugmacher konnte er im Juli 1934 eine Beschäftigung bei Borsig finden. Dort zog er sich eine schwere Tbc zu und musste ins Kalkulationsbüro wechseln. Doch es war diese Tätigkeit, die es ihm ermöglichte, genaue Einblicke in den Betrieb zu bekommen. Nachdem er über seinen Heiligenseer Wohnort (Kirchallee 8) Kontakt zu Dr. Klesse erhalten hatte, wurde er neben Otto Dressler zum wichtigsten Verbindungsmann der „Mannhart“-Gruppe bei Rheinmetall-Borsig. Erich Mammach erhielt nicht nur Flugblätter für seinen Betrieb, wo er sie in seinem Kalkulationskasten aufbewahrte und mit seinem politischen Freund und Kollegen Kurt Behr verbreitete, sondern er vervielfältigte auch selber illegales Material. Dabei wurde er aktiv von seiner ebenfalls kranken Frau, der Telefonistin Käthe Mammach (* 1909), unterstützt. Die beiden Borsig-Arbeiter setzten ihre Arbeit auch dann noch fort, nachdem in ihrem Betrieb die Kerngruppe zer schlagen worden war.

Das geschah im November 1943:

Betrieblicher Widerstand bei Borsig

Im Rüstungsbetrieb Rheinmetall-Borsig mit seinen etwa 18.000 Beschäftigten bestand bereits vor Kriegsausbruch ein verschworener Kreis von Arbeitern, die sich in ihrer Gegnerschaft zur NS-Diktatur und dem heraufziehenden Krieg einig waren.



Käthe Mammach



Artur Sander



Werkstor Borsig

Es gehörten dazu:
der Bauarbeiter Friedrich Lüben aus Borsigwalde, Schubartstraße 55,
der Schlosser Albert Brust aus Tegelort, Bismarckstraße 11 (h: Friederikestraße)
und der Bauarbeiter Otto Dressler aus Heiligensee, Zeisgendorfer Weg Nr. 4.
Seit 1942 nahm auch der Konditor Otto Haase aus Tegelort, Tile-Brügge-Weg 97,
an den Beratungen teil.

Über den Heiligenseer und „Borsigianer“ Otto Dressler waren die Arbeiter 1942 in Verbindung zur Widerstandsgruppe von Dr. Klesse gekommen. Über diesen Kontakt und den besonderen Einsatz des Werkzeugmachers Erich Mammach (S. 255) gelangten Hunderte von Flugblättern in den Rüstungskonzern.

Umkämpfte Arbeiterschaft

Ob es vor den Aktivitäten der „Mannhart“-Gruppe (1941–1943) organisierte Untergrundarbeit bei Borsig gab, ist bis heute (2008) nicht lückenlos erforscht. Frühere Kollegen um den sehr aktiven Sozialdemokraten Fritz Engel, wie der Maschinenschlosser Horst Löwe (* 1921), berichten von gegnerischen Kreisen oppositioneller Kollegen, die sich gegenseitig halfen, stützten, informierten und vor nazistischer Kontrolle und Festnahme bewahrten. Es gab auch Verhaftungen, aber von größeren Aktionen einer Widerstandsgruppe ist nichts überliefert. Allerdings arbeiteten Mitte der dreißiger Jahre mehrere Kommunisten – etwa Erwin Reisler (S. 160f.) – illegal. Man verbreitete Flugblätter und sammelte Geld für „Untergetauchte“ und „Rot-Spanien“. Mittels verbotener Grenzübertritte warnte Erwin Reisler KPD-Exilkreise in der ČSR davor, deutsche Arbeiter leichtfertig zum „Massenstreik“ aufzurufen. Als die Hauptakteure nach einigen Jahren in andere Betriebe wechselten, kam diese Untergrundarbeit weitgehend zum Erliegen.

Die breite Masse der Arbeiterschaft dürfte im Laufe der 1930er Jahre zunehmend Distanz zu den revolutionären Parolen sozialistischer Gruppen bekommen haben. Bereits 1933 wurden die gewählten Vertreter der Metallarbeitergewerkschaft(en) im Betriebsrat abgesetzt und ent-

lassen. Unter ihnen waren der Betriebsratsvorsitzende Artur Krause und sein Stellvertreter Robert Goertz. Krause wurde sogar für mehrere Monate ins KZ Oranienburg verschleppt. Der freien Meinungsbildung – durch Gewerkschaften, eine unabhängige Presse und politische Kritiker – entzogen, geriet auch jener Teil der Arbeiterschaft, der früher den Linksparteien die Stimme gab, zunehmend in den Sog des Systems. Dem propagandistisch ausgeschlachteten Wirtschaftsaufschwung, der vielen Verzweifelten und Verarmten wieder Arbeit und Brot brachte, sahen wohl auch die wenigsten Lohnabhängigen an, dass die Rüstungswirtschaft und die Kriegsplanung erheblichen Anteil daran hatten. Selbst Borsig war in Konkurs gegangen und wurde 1933 von Rheinmetall aufgekauft. Die Produktion von Lokomotiven wurde eingestellt und statt dessen die von Rüstungsgütern begonnen.

Arno Braun (1901–1985) erinnert sich 1981:

„Ich war als Schlosser tätig und wurde 1933 als einer von fünf Arbeiterräten wegen ‚Staatsfeindlichkeit‘ entlassen. Erst 1934 fand ich wieder eine Beschäftigung.

Die NS-Regierung schaffte schon bald mit einem Federstrich mehr Urlaub. Bis zur Novemberrevolution 1918 hatte ich überhaupt noch keinen gehabt, danach gab es drei Tage frei, ganz selten mehr. Nach 1933 wurden sechs Urlaubstage eingeführt. Daraufhin sagten Arbeiter zu mir:

‚Das hat Eure SPD Jahrzehnte nicht geschafft.‘ Dabei holten die Unternehmer das Verlorengegangene durch die Ausdehnung der täglichen Arbeitszeit längst wieder rein!“

Horst Kollat (1925–2004) – in den 1960er Jahren als Volksbildungsstadtrat in Wedding und danach als Reinickendorfer Abgeordneter (SPD) tätig – erinnert sich:

„Wir wohnten damals in Reinickendorf-Ost, Pankower Allee [90]. Mein Vater war gelernter Geldschrankschlosser. Als überzeugter Gewerkschafter aus dem Kreis um den Berliner Metallarbeiterführer Max Urich hat es ihn sehr enttäuscht, dass die Republik von Weimar (und mit ihr die Arbeiterbewegung) kampflös unterging.

Von 1928 bis 1934 litt er unter der Arbeitslosigkeit. Es war eine schwere Zeit für die Familie. Vater fand immer nur kurzzeitig durch Notstandsarbeiten eine Beschäftigung. Ansonsten wartete er. Wartete wie Hunderttausende Berliner ...

Im Februar 1934 erhielt er dann bei Borsig endlich einen Arbeitsplatz. Es war für ihn ein so großer Einschnitt, dass er diesen Tag jedes Jahr wieder feierlich beging! Manches in der Arbeitswelt änderte sich positiv: Stechuhren wurden beseitigt, Waschstuben und Personalräume eingerichtet. ‚Schönheit der Arbeit‘ nannte es die staatliche Propaganda. Die NS-Freizeitorganisation ‚Kraft durch Freude‘ ermöglichte sogar kleine Reisen; alles dies zeigte bei der breiten Masse seine Wirkungen. Nur wenige blickten klar, und tatsächlich kippte die Sache durch die zunehmende Judenverfolgung und die Kriegsvorbereitungen dann bald in eine ganz andere Richtung.“

Wie raffiniert der NS-Staat gegenüber der Arbeiterschaft vorging, zeigte auch jene große Propagandashow, die im Dezember 1940 in der Westhalle von Borsig – wo man die großen Zwillingsgeschütze fertigte – veranstaltet wurde:

Auf einer riesigen Rednertribüne stehend, umgeben von einer Masse „Heil“-Rufender, wählte der Diktator Hitler mit den Worten „Meine deutschen Rüstungsarbeiter“ die direkte Ansprache. Er wetterte gegen den „Kampf ... um das Kapital“ und buhlte mit der Verheißung eines „Reichs ... der Wohlfahrt“ um die Zuhörerschaft. (Zu den 1.000 Arbeitern gesellten sich viele Hundert angereiste NS-Anhänger und Kriminalbeamte.)

Rheinmetall-Borsig hatte damals etwa 18.000 Beschäftigte. Dagegen war jene betriebliche Widerstandsgruppe, die ihr Zentrum in der Baukolonne besaß und zuletzt etwa dreißig Arbeiter umfasste, verschwindend klein.

Wenn in anderen Abschnitten dieser Zusammenstellung auf Betriebe – wie Lindner (S. 241 ff.) und Teves (S. 244ff.) – mit einem starken gegnerischen Potenzial verwiesen wird, so wäre es ein Fehler, derartige Verhältnisse, die besondere Ursachen hatten, pauschal auf andere Firmen zu übertragen.

Friedrich Lüben und die Baukolonne

Friedrich Lüben und Otto Dressler arbeiteten in der Baukolonne von Rheinmetall-Borsig und bildeten einen verschworenen Kreis, der mit den „Mannhart“-Flugblättern zum Sturz des NS-Regimes und zur Beendigung des Krieges aufrief. Um die Rüstungswirtschaft zu zersetzen, verbreiteten sie Parolen zur Sabotage, zum Langsamerarbeiten und Krankfeiern.

Die Anklageschrift vom 9. Juni 1944 gegen Otto Dressler u. a. bemerkt:

„Die Angeschuldigten, die überwiegend bei der Firma ‚Rheinmetall-Borsig AG‘ in Berlin-Tegel beschäftigt waren, haben sich im Laufe des Jahres 1942 zu einer festen kommunistischen Gruppe zusammengeschlossen. Neben allgemeiner kommunistischer Werbung durch Mund- und Flugblattpropaganda, die sie insbesondere auch gegenüber französischen Zivilarbeitern und Ostarbeitern bis zum Tage ihrer Festnahme betrieben, haben sie, vor allem um die deutsche Kriegswirtschaft zu schwächen, Parolen zur Arbeitssabotage ausgegeben.

Die Angeschuldigten haben hierdurch ein hochverräterisches Unternehmen, das darauf gerichtet gewesen ist, einen organisatorischen Zusammenhalt der illegalen KPD herzustellen, vorbereitet und es gleichzeitig unternommen, während des Krieges gegen das Reich der feindlichen Macht Vorschub zu leisten und der Kriegsmacht des Reiches einen Nachteil zuzufügen.“

Ein Zeitzeuge beschreibt, wie sich die Gruppe aus der Baukolonne heraus entwickelte.

Max Wittek (1904–1986) erinnert sich 1984:
„Größtenteils waren wir Maurer. Wir haben die Martin-Öfen und Glüh-Öfen repariert, wenn die kaputt waren. Wir trafen uns verschiedentlich, zum Beispiel zum Frühstück, in einer Holzbude nahe der Hammerschmiede. Dort fanden wir uns durch Unterhaltungen zusammen und haben so erfahren, wer ist für das Regime und wer dagegen. Allgemein war die Stimmung unter den Arbeitern eher deprimiert, bloß sagten sie alle nichts dagegen. Bei den offenen Diskussionen waren dann nur noch 4 bis 5 Kollegen dabei, darunter als einziger Ausländer der kleine Alex [Kolbasan]. Nun konnte man sich auch darüber austauschen, was man aus den verbotenen Sendern erfahren hatte.

Fritz Lüben fing dann im Frühjahr 1942 ganz intensiv an [illegal] zu arbeiten, darunter mit Flugblättern, die mit der Post kamen. Später beim Verhör staunte die Gestapo, auf welchem Wege wir Flugblätter erhielten.“

Aus der Anklageschrift vom 9. Juni 1944:

„Für ihre Agitation und Werbung kam der illegalen Gruppe zustatten, dass von Ende 1942/Anfang 1943 an Dressler kommunistische Propagandaschriften – das so genannte Mannhardt*-Material – von bisher unbekannter Seite zugesandt erhielt. Hierbei handelte es sich um Hetzschriften, die mit ‚Mannhardt*‘ unterzeichnet waren, und in denen neben allgemeiner kommunistischer Propaganda zur offenen Auflehnung gegen die nationalsozialistische Führung und zur Vereinigung mit der Sowjetunion aufgefordert wurde.“

* Schreibfehler (eigentlich Mannhart) im Original, d. Verf.

Martha Wittek erinnert sich 1984:

„Mannhart war ein Tarnname. Wir waren selbst erstaunt, als eines Tages diese [Sendung] Briefe ins Haus kamen. Ich hatte die Post geöffnet. Also ich kann Ihnen das heute nicht mehr klar machen, ...[wie es wirkte]. Darin wurde alles von Hitler aufgedeckt: Was er in der Vergangenheit



Otto Dressler



Friedrich Lüben

getan hat und was er noch alles tun wollte, zum Beispiel mit den Juden und [anderen Verfolgten] ...

Es war ein großer Packer Flugblätter, noch größer als DIN A 4-Format. Ich war natürlich unruhig. Als mein Mann nach Hause kam, fragte ich ihn sofort: ‚Wer hat das bloß geschickt? Stell Dir mal vor, wenn das herauskommt! Mein Mann sagte: ‚Beruhige Dich, ich weiß, wer das schickt.‘ Er nahm sie mit zur Arbeit und gab sie dort weiter.“

Max Wittek:

„Ich bekam immer circa 100 Flugblätter. Die hat Lüben angebracht, der hat sie auch [irgendwo] geholt, wir haben ihn nicht gefragt, woher.

Untereinander kannten wir nur die Vornamen. Ich wusste auch lange nicht von ‚Otto‘, dass er Haase mit Nachnamen hieß.

Nur die mit uns gemauert haben, nur Fritz Lüben und Otto Dressler, die haben wir namentlich gekannt.“

Über ausländische Zwangsarbeiter erreichte die Gruppe sogar die Übersetzung von Untergrundtexten in die französische und die russische Sprache. Treffpunkte mit den Ausländern waren hauptsächlich die Wohnung Lübens in der Borsigwalder Siedlung (Schubartstraße 55), der Tegeler Wald und die Wohnung von Otto Haase.

Aus der Anklageschrift vom 9. Juni 1944:

„Seit Frühjahr 1942 unterhielt die Gruppe durch den Franzosen Edouard Tremblay Beziehungen zu den als Zivilarbeiter auf dem Werk Borsig tätigen ehemaligen französischen Kriegsgefangenen und seit Mitte oder Ende 1942 durch den Russen Alexander Kolbasan zu den dort beschäftigten Ostarbeitern. Die Besprechungen mit Tremblay und Kolbasan sowie mit weiteren von diesen zugeführten Franzosen und Russen fanden aus Sicherheitsgründen in unregelmäßigen Abständen in der Wohnung des Lüben und Haase statt. Bei diesen Gelegenheiten warben die Mitglieder der Gruppe in gleichem Sinne für ihre Ideen und Parolen.“

Verhaftungen und Prozesse

Wodurch bzw. durch wen der Borsig-Kreis der „Mannhart“-Gruppe im November 1943 hochging, wissen wir bis heute (2008) nicht genau.

Eine Zeitzeugin äußert ihre Vermutung mit folgenden Worten.

Martha Wittek:

„Also es war ein ‚Hans*‘ dabei, ein Agent oder Spitzel, und der hat alles an die Gestapo weitergeleitet. Und so ist das ins Rollen gekommen.

Freisler berief sich bei der Volksgerichtshofverhandlung auch auf einen ‚Hans*‘, als er zu Otto Haase sagte:

„... der Hans hat doch dann gesagt ...“

Immer war ein ‚Hans*‘ dabei. Auch bei unserem verfolgten und ermordeten Freund Fritz Siedentopf [Gruppe Uhrig]. Ich sprach nämlich nach 1945 mit Hedwig Siedentopf und erzählte ihr das mit ‚Hans*‘. Und da sagte sie: ‚Guck mal an, auch beim Verfahren von Fritz Siedentopf war ein Hans* dabei!“

* Vermutlich der Spitzel Hans Kurz (S. 152), der Verf.

Eine andere Erläuterung gibt dagegen Alexander Kolbasan gegenüber Barbara Kasper und Lothar Schuster:

„Kurz vorm Jahrestag der Oktoberrevolution hatten wir bei Otto Haase im Tile-Brügge-Weg [Nr. 97] eine Zusammenkunft. Wir haben die ‚Internationale‘ aufgelegt und die neuesten Nachrichten ausgetauscht und wahrscheinlich auch ein bisschen laut dabei gesprochen.

Unmittelbar danach haben sie uns alle auf einen Schlag verhaftet. 2 Tage später kam die Gestapo ins Werk – Sind Sie der und der? Musste ich mit ihnen in den Umkleideraum gehen. Damals waren Mäntel mit Ärmelumschlägen Mode, darin hatte ich 2 oder 3 Flugblätter. Ich wurde gleich verhaftet, ist ja klar.“

Im Urteil des Volksgerichtshofes vom 25. Juli 1944 heißt es:

„Otto Haase, Friedrich Lüben, Otto Dressler und Albert Brust haben im dritten und vierten Kriegsjahr in einem großen Rüstungswerk führend an der Errichtung einer kommunistischen Zelle durch schwer verhetzende Flugblätter gearbeitet: bis auf Dressler suchten und fanden sie Verbindung zu russischen und französischen Arbeitern und stellten ihnen sogar Hetzflugblätter in deren Sprache zur Verfügung. Dadurch haben sie sich zu Handlangern unserer Kriegsfeinde gemacht. Sie sind für immer ehrlos und werden mit dem Tode bestraft.“

Durch die Hilfe der Frau von Herbert Bogdan (S. 167f.), der zur selben Zeit wegen eines anderen Verfahrens in Untersuchungshaft saß, konnte Martha Wittek ihren Mann im Gefängnis sehen. Darüber hinaus wohnte sie mehreren Prozessen gegen die Borsig-Gruppe als Zuschauerin bei. Sie war auch beim Hauptprozess anwesend, der vor dem Volksgerichtshof unter Freisler stattfand.

Martha Wittek erinnert sich an das Auftreten der Beschuldigten.

Martha Wittek:

„Bei Dressler war nichts mehr zu machen. Dem konnten sie wohl auch alles nachweisen. Das war ja ein kluger Kopf, der hat sich natürlich auch gewunden, wie er konnte. Aber bei Freisler gabs da nur die Todesstrafe.

Und dann kam eben der Otto Haase. Ich sehe ihn noch sitzen. Er war ja ein kleines Männchen, Konditor von Beruf. Zu ihm sagte Freisler:

„Nicht, Otto Haase, Sie waren doch ein Kommunist und sind ein Kommunist geblieben?“ Darauf hat Otto Haase ganz stolz geantwortet: „Ja, das bin ich!“ Haase wurde [beim Verhör] durch die Gestapo fertig gemacht. Er hat Daumenschrauben bekommen. Und daraufhin hat er eben ausgesagt, er hat es vielleicht nicht mehr durchstehen können.“

Max Wittek berichtet, dass Friedrich Lüben nicht misshandelt worden ist. (Beide hatten sich in der Haft darüber austauschen können.) Auch Martha Wittek kannte ihn gut.

„Friedrich Lüben war ein so zuversichtlicher Mensch. Wenn man den getroffen hat, sagte er: ‚Mensch, das geht nicht mehr lange, der Krieg ist bald zu Ende!‘ Ich habe ihm geantwortet: ‚Fritz, erzähl doch keinen Mist. Wenn es bei KEPÄ [Kaufhaus] keine Tassen mehr gibt, deswegen geht doch der Krieg nicht zu Ende!‘

Ich war pessimistischer als er. Aber Lüben hat selbst noch nach seiner Verhaftung gedacht, er kommt davon. Es kam auch durch seine Zuversicht, dass er glaubte, je mehr Menschen in das Verfahren hineingezogen werden, umso länger dauert der Prozess.“



Max Wittek

Für Max Wittek, den Hauptangeklagten in einem Nebenprozess, gab es eine gefährliche Situation.

Max Wittek:

„Später, bei meinem Prozess, wurde Lüben als Zeuge befragt, ob er mir mehrere Flugblätter gab oder nur eines. (Bei einem Gestapo-Verhör hatte er nämlich geäußert, ich hätte den Auftrag gehabt, Flugblätter weiterzugeben. Was ich auch [wirklich] tat.)

Bei der Gerichtsverhandlung antwortete er auf die diesbezügliche Frage des Richters dann aber, ich hätte nur ein Flugblatt bezogen. Diese Aussage war meine Rettung, denn gegen mich war die Todesstrafe beantragt!“

Gegen die Borsig-Arbeiter gab es eine ganze Prozess-Serie. Mindestens 18 Menschen, darunter einige Ausländer, wurden angeklagt. Mindestens acht von ihnen verloren ihr Leben. Von grausamen „Verhören“ berichtet der Borsigwalder

Schlosser Gottlieb Kochanowski, Schubartstraße 55, nach dem Krieg. Zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt, konnte er die Kerkerzeit trotz schwerer Belastungen überstehen. Wer nach dem 20. Juli 1944, dem Datum des Anschlags auf Hitler, verurteilt wurde, musste von vornherein mit einer höheren Strafe rechnen.

Max Wittek:

„In der ersten Prozessgruppe sind fünf Angeklagte gewesen, vier wurden zum Tode verurteilt. Einer, Rudolf Strauch, erhielt eine Zuchthausstrafe, aber er kehrte nie wieder, sondern wurde in der Haft umgebracht.

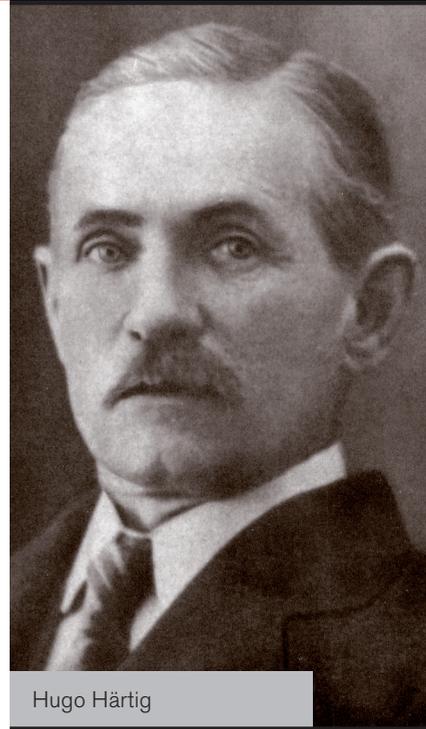
Ich war in einem Prozess als Rädelführer mit drei anderen Männern, darunter Walter Göbel, angeklagt.

Dann gab es noch eine dritte Gruppe mit Paul Bruske, Paul Lehmann und Gottlieb Kochanowski, einem Kohlenhändler.“

Otto Dressler, Friedrich Lüben, Albert Brust und Otto Haase wurden am 25. September 1944 im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet.

Der Rentner Hugo Härtig (1872–1944) erhielt ebenfalls das Todesurteil, weil er den untergetauchten kommunistischen Funktionär Paul Hinze versteckt hatte und über diesen in Kontakt zum Borsig-Kreis gelangt war. Auch der französische Kommunist Edouard Tremblay (1916–1944) zählt zu denjenigen, die mit dem Tode bestraft wurden. Der Kriegsgefangene war von Anfang 1942 bis Mai 1943 bei Borsig tätig und hatte intensiv mit Friedrich Lüben zusammengearbeitet. (Vermutlich traf seine mitangeklagten Kameraden Paul Bouillot und Paul Frayssinet das selbe Urteil.)

Doch auch die geringer belasteten Arbeiter Rudolf Strauch (Prenzlauer Berg) und Paul Bruske (Borsigwalde) erlebten das Ende der Diktatur nicht mehr. Rudolf Strauch, ein langjähriger kommunistischer Funktionär aus Prenzlauer Berg (Helmholtz-Platz) und Mitangeklagter im Hauptprozess gegen Dressler und Lüben, starb unter ungeklärten Umständen in der Haft. Der Borsigwalder Paul Bruske, vom Volksgerichtshof ursprünglich freigesprochen, kam am 12. Februar 1945 im KZ Mauthausen ums Leben. Ebenfalls aus Borsigwalde stammte der Arbeiter Paul Lehmann (1890–1945). Vom VGH zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt, starb er völlig entkräftet kurz nach der Befreiung.



Hugo Härtig

Weiterarbeit bis Kriegsende

Hermisdorf, Hermisdorfer Damm 87 – illegaler Druckort

Es war Otto Dressler zu verdanken, dass die Geheime Staatspolizei nicht auf die Spur von Dr. Klesse und der Freunde in Heiligensee kam.

Mit großem Mut setzten sie die illegale Arbeit fort. (Die Familien Schneider und Klesse halfen auch verfolgten Juden in der Illegalität.) Bei Borsig verbreiteten Kurt Behr und vor allem der unermüdliche Erich Mammach weiterhin die Flugblätter von „Mannhart“. (Der Schwerkranke verausgabte sich auch nach der Befreiung bei der Arbeit für die KPD in Heiligensee so stark, dass er bereits im Juni 1945 an seinem Lungenleiden und der körperlichen Überanstrengung verstarb.)

~~-----Volk von Berlin! Soldaten!-----~~

Die VKPD, die Vereinigte Kommunistische Partei Deutschlands, in der sich alle Sozialisten u. Kommunisten vereinigt haben, ruft Euch zur Rettung Berlins auf! Hitler will Berlin bis zum letztem Haus verteidigen u. vor der Besetzung alle lebenswichtigen Anlagen sprengen lassen Gegen diesen verbrecherischen Wahnsinn gibts nur Eines!

~~---Berliner! Folgt den Anweisungen der VKPD!---~~

1. Bildet in allen Betrieben kleine Stosstrüpps, schützt die Lebensmittellager u. Fabriken vor der Vernichtung! Mitglieder des Sprengtrüpps! Verhütet jegliche Sprengung Macht im Notfall Eure Vorgesetzten unschädlich! Wer Sprengungen durchführt, wird v. d. Revolut-Tribunal gest
2. Befreit alle polit. Gefangenen, die kriminellen nicht!
3. Verbergt alle polit. Gefährdeten, u. g. t. türnten Soldaten!
4. Soldaten! Verlasst bei Annäherung des Gegners Eure Posten u. Kasernen u. rechnet mit den Nazis u. der SS ab! Nur die Vernichtung der Nazis kann Berlin retten!
5. Post-Elektro-Gas-Handwerker! Männer im Volkssturm, bei der Polizei, Teno? u. Hilfsdienst bildet überall Stosstrüpps, zerstört alle wichtigen Anlagen u. Geheimkabel der Kasernen, Polizei u. Nazistützpunkte zwischen ihnen zur Lähmung ihrer Schlagkraft!
6. Berliner! Sobald die Schlacht um Berlin begonnen u. vom Kanonendonner angezeigt wird, bleibt zu Hause u. tretet in den Generalstreik! Kraftfahrer u. Bahner! Legt den gesamten Verkehr durch Fernbleiben vom Dienst still!
7. Berliner! Empfängt im Roten Berlin die Gegner mit Roten Fahnen! Entfernt das Hakenkreuz v. d. Hitler-Fahnen!
8. Nach dem Sturz des Nazi-Verbrecher-Systems demonstrier mit Roten Fahnen in Massen! Marschrichtung:
Linden-Wilhelmstr-Leipziger-Breitestr!
9. Errichtet sofort eine Revolutionäre Ordnungsmacht zur Vernichtung der Nazis u. zur Sicherung v. Währung u. Ernährung! Das von den Kapitalisten beabsichtigte Währungschaos schafft ein Ernährungschaos! Hunger, Arbeitslosigkeit u. Inflation besiegen wir nur durch die proletarischen Einheitsfront der VKPD! Darum wählt nach dem Nazisturz sofort in allen Betrieben Arbeiterräte für die Einheitsfront u. Revolutions-Tribunale zur Ermittlung der Nazi-Aktivisten u. ihrer Verhaftung! Alle aktiv. Nazi Bonzen u. Werwölfe müssen aufs schnellste verhaftet werden! Berliner! Rettet mit der VKPD Euch u. Eure Stadt vor den Nazi-Gangstern durch mannhafte Abrechnung!

VKPD. i.A. Mannhart.

Dr. Klesse war in den letzten Kriegsjahren nach Hermsdorf (Hermsdorfer Damm 87) verzogen und hatte in Sophie Klesse, seiner angehenden zweiten Frau, erneut eine enge Kampfgefährtin gefunden. In ihrem Haus wurden die letzten Flugblätter der „Mannhart“-Gruppe gedruckt.

Eins sagte im Frühjahr 1945 aus:

„Volk von Berlin! Soldaten!

Die VKPD, die Vereinigte Kommunistische Partei
Deutschlands, in der sich alle Sozialisten und
Kommunisten vereinigt haben, ruft Euch zur
Rettung Berlins auf!...“

Unterzeichnet ist das Flugblatt mit

„VKPD, i. A. Mannhart“

Georg Kaufmann berichtet nach dem Krieg, dass Dr. Klesse kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee Texte zum Plakatieren erstellte, in denen die Bevölkerung zum bewaffneten Generalstreik, zur Verhinderung von Zerstörungsakten der SS und zur Sicherung gesellschaftlicher Einrichtungen aufgerufen wurde. Nach Aussagen von Dr. Renate Klesse gelang es ihrem Vater tatsächlich, die von NS-Fanatikern geplante Sprengung der Mühle in Tegel zu verhindern.

Frau L. Albrecht-Jokiel, die Tochter von Hans Bönisch (S. 253), erinnert sich 1992:

„Als die Russen von Norden sich Berlin näherten, sind Dr. Klesse und Dr. Lindenberg auf Pferden mit weißen Fahnen, der russischen Sprache mächtig, ihnen mit der Losung entgegen geritten, dass in Heiligensee und Schulzendorf alles friedlich verlaufen werde und kein bewaffneter Widerstand geleistet würde! Es ist auch kein Schuss gefallen, was wir alle aufatmend und dankbar registriert haben.“

Mit großer Tatkraft widmete man sich nach dem Ende der NS-Herrschaft dem Aufbau einer neuen Ordnung. So kümmerte sich Dr. Maria Kleese – zusammen mit Wladimir Lindenberg (S. 238) – besonders um die gesundheitliche Versorgung der Bevölkerung von Heiligensee und Schulzendorf.

Nur eine Minderheit der „Mannhart“-Gruppe schloss sich nach der Befreiung der SPD an. Unter ihnen war Hans R. Schneider, der später Stellvertretender Bürgermeister von Reinickendorf wurde. 75% der Mitglieder sollen sich dagegen der SED zugewandt haben. Dr. Max Klesse zählte zunächst dazu. Er wurde Hochschullehrer an der Pädagogischen Hochschule in Berlin, verließ die „Einheitspartei“ aber schon bald wieder voller Enttäuschung.

Aus dem Alltag der Verfolgung

Der aktive Widerstand gegen den Nationalsozialismus wurde bekanntlich nur von einer kleinen Minderheit geleistet. Trotzdem darf man die übrige Bevölkerung nicht pauschal den Anhängern des NS-Regimes zurechnen. Erinnert sei besonders an die vielen einzelnen Menschen, die sich – aus unterschiedlichen Gründen – nicht der direkten Untergrundarbeit anschlossen, aber dem Totalitarismus individuell verweigerten und einer humanen Denkweise verpflichtet blieben. Verfolgte und Zeitzeugen betonen wiederholt, dass sie selbst auf Polizeirevieren (S. 95) und in Strafanstalten (S. 26) einige verständnisvolle und hilfsbereite Beamte antrafen.

Eine Warnung

Alle Gesprächspartner, die wir befragen durften, hoben hervor, dass man die schwierige Ausgangslage der Gegner des NS-Regimes nur begreift, wenn man sich jenes Klima von Einschüchterung und Denunziation im Alltag vor Augen hält, das besonders in den Kriegsjahren herrschte.

Ein sehr krasses Beispiel teilte die Frau des früheren Reinickendorfer Bürgermeisters Adolf Dünnebacke (1891–1978) mit. Der Sozialdemokrat war bis zum Verbot der freien Gewerkschaften hauptamtlicher Sekretär beim Deutschen Metallarbeiterverband (DMV). Auch nach der Zerschlagung ihrer Organisation bewahrten die früheren Kollegen (Max Urich, Otto Voss und Georg Konietzky) einen menschlichen Zusammenhalt.

Adele Dünnebacke (1901–1988) erinnert sich 1983:

„Man wurde beobachtet. Zwei Jahre war mein Mann arbeitslos. Da wir von Nazis in unserem Wohnblock am Schillerpark wiederholt belästigt wurden, zogen wir nach Reinickendorf, zunächst in die Roedernallee, dann in die Zermatter Straße [12].

Durch das veränderte Wohngebiet erhielten wir nun mehr Ruhe als zuvor, aber frei von Druck waren wir auch hier nicht. In der Zermatter Straße hatten wir als Nachbarn einen furchtbaren Nazi. Der brutale SS-Mann zeigte meinem Mann Bilder von aufgehängten Juden, um ihn damit einzuschüchtern.“

Sondergerichtsverfahren

Ein Blick auf mehrere Entscheidungen der Sondergerichte bei dem Landgericht Berlin möge verdeutlichen, wie ausgeprägt die Bespitzelung im Alltag und wie stark die Gefährdung bei nonkonformem (nicht-angepasstem) Verhalten war:

– 1944 verurteilte man die Tegeler Dolmetscherin Marie Barthel (Am Fließ 35) wegen „Heimtücke“ zu acht Monaten Gefängnis, weil sie auf dem Wochenmarkt(!) auf die Verschleppung belgischer Arbeiter nach Deutschland und die Hungersnot der „Ost“-Arbeiter hingewiesen hatte. Es fanden sich gleich zwei Zeuginnen ein, die vor Gericht gegen die in Brüssel Geborene aussagten.

– Der Pankower Schlosser Emil Dobslaw (1874–1951) aus der Thulestraße 3 war mit einer „nicht-arischen“ Frau verheiratet. Er hatte bereits wegen politischer Gegnerschaft seine Laube verloren. Als er sich auf der (Lebensmittel-)Kartenstelle seines Bezirks ablehnend-kritisch über die antijüdische Politik des NS-Staates äußerte, zeigte man ihn wegen „gehässiger“ Aussagen an. Das Berliner Sondergericht erhob 1940 wegen dieses Vorfalls Anklage gegen den Schlosser.

– Ella Treptow aus der Rosenthaler Kolonie „Reiche“ (Parzelle 1) wurde von einer Kundin denunziert, weil sie in einem Geschäft einen Anti-Nazi-Witz erzählt hatte. Obwohl eine Angestellte beschwichtigend aussagte, Frau Treptow sei eine (politisch unauffällige) „lustige Kundin“ und selbst der NSDAP-Kreisleitung nichts Nachteiliges bekannt war, wurde sie vom Sondergericht im Februar 1945 zu einer fünfmonatigen Gefängnisstrafe verurteilt.

– Dem Blankenfelder Gustav Seemann (* 1899) widerfuhr ein besonderes Missgeschick, als er auf einer Geburtstagsfeier einen der verbotenen „Feindsender“ hörte. Es war der Jubilar höchstpersönlich, der seinen Gast anzeigte. Weil der frühere Kommunist Seemann – dem Gericht zufolge – diese mit Strafe bedrohte Informationsquelle sogar über einen längeren Zeitraum genutzt haben soll, verurteilte man ihn 1944 zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus. (Sein Überleben steht nicht fest.)

„Wehrkraftzersetzung“

Heiligensee, Krantoweg 51 – Wohnung von Max Knopf

Im Juli 1944 verhandelte der Volksgerichtshof (VGH) gegen neun Angeklagte, darunter drei Heiligenseer Bürger, wegen „Wehrkraftzersetzung“. Sie wurden der Verbreitung eines antinazistischen Witz-Gedichtes – des so genannten „Deutschen Gebets“ – beschuldigt, das im „Haus des Rundfunks“ (Masurenallee) vervielfältigt und verbreitet worden war. (Siehe den Charlottenburg-Band dieser Reihe.) Durch den Tontechniker Max Knopf gelangte das Gedicht sogar bis nach Heiligensee, weil Knopf es Hedwig Neuland in einem Lokal zugespielt hatte.



Max Knopf

Hedwig Neuland berichtet 1953:

„Im Oktober 1943 erhielt ich im Lokal meiner Schwester in Heiligensee – ‚Eisenbahn-Casino‘ – von einem Gast 3 Abzüge eines Gedichtes. Es handelt sich um das bekannte Tischgebet, das mit folgendem Vers beginnt:

‚Komm, Adolf, sei unser Gast und gib uns ab
von dem, was Du uns versprochen hast ...‘

Anschließend an das Tischgebet kritisierte das Gedicht die führenden Persönlichkeiten der Nationalsozialisten. Die 3 Abzüge des Gedichts gab ich an verschiedene Bekannte weiter. Von einer bekannten Person wurde dann wieder eine Abschrift gefertigt und weitergegeben.

Ich wurde aus dem oben angeführten Grunde am 14. Oktober 1943 von Beamten der Gestapo verhaftet und in das Polizeigefängnis Alexanderplatz eingeliefert. Dort entließ man mich am 10. November 1943. Am 17. Juli 1944 musste ich mich zu einer Verhandlung vor dem Volksgerichtshof melden und wurde am gleichen Tag in das Untersuchungsgefängnis Moabit eingeliefert. Am 19. Juli 1944 wurde ich vom Volksgerichtshof [in] Berlin wegen Wehrkraftzersetzung zu 3 Jahren Zuchthaus und 3 Jahren Ehrverlust verurteilt.“

Hedwig Neuland befreiten alliierte Soldaten am 20. April 1945 in einer Strafanstalt bei Leipzig. Auch die beiden anderen Heiligenseer überlebten. Dabei schwebte der Tontechniker Max Knopf lange Zeit in Lebensgefahr, denn der VGH hatte ihn zum Tode verurteilt. Während zwei Mitverschwörer hingerichtet wurden, wandelte der Reichsjustizminister das dritte Todesurteil im November 1944 in eine zwölfjährige Zuchthausstrafe um. (Max Knopf kehrte nach der Befreiung aus der Haft wieder an seine alte Arbeitsstelle zurück.)



Alfred Krebs

„Hetzreden“ und „Feindbegünstigung“

Dem Maler Alfred Krebs (1903–1943) aus Berlin-Wittenau, Straße 152, Nr. 17c, wurde zum Verhängnis, dass er bei Arbeitseinsätzen im Reichssicherheitshauptamt (RSHA), der von NS-Gegnern gefürchteten SS-Zentrale also, wiederholt spöttische und regimekritische Äußerungen fallen ließ. So hatte Krebs gegenüber Arbeitskollegen Adolf Hitler als „größten Menschenschlächter“ der Geschichte bezeichnet. Nach dem Attentat auf den SS-Führer Heydrich (27. Mai 1942) in Prag witzelte der Wittenauer, nun kämen auch noch andere an die Reihe, deren Name mit „H“ anfange. Dabei spielte er gezielt auf Himmler und Hitler an. Darüber hinaus soll Krebs – laut Aussagen von Zeugen – Überlegungen angestellt haben, wo man im Arbeitszimmer des Reichsführers SS am Besten einen Sprengkörper ver-

stecken könne. Krebs soll sich auch selber als „großen Kommunisten“ bezeichnet haben. Nach Denunziation und Festnahme wurde beim Volksgerichtshof Anklage wegen „kommunistischer Wühlarbeit“ und versuchter Zellenbildung gegen den Wittenauer und seinen Gesundbrunner Malerkollegen Karl Ziehmann (Scheringstraße 9) erhoben.

Am 4. Dezember 1942 verurteilte der VGH unter seinem Präsidenten Freisler Alfred Krebs zum Tode. Der mit angeklagte Karl Ziehmann, der ein Geständnis ablegte und verächtliche Bemerkungen über Heydrich bereute, erhielt wegen „Feindbegünstigung“ fünf Jahre Zuchthaus. Doch auch er erlebte die Befreiung nicht mehr, sondern verstarb in der Haft an den Entbehungen.

Denunziert

Mindestens zwei Pankower Arbeiter verloren auf Grund von Denunziationen ihr Leben:

Ernst Winter (Prenzlauer Promenade 177) war von Beruf Feinmechaniker und bis zum Verbot seiner Partei Mitglied der SPD. Durch seine zweijährige Teilnahme am Ersten Weltkrieg hatte er sich zu einem überzeugten Pazifisten entwickelt. Als Betriebsrat engagierte er sich bis 1933 zudem für die sozialen Interessen seiner Arbeitskollegen.

Auch nachdem er 1939 dienstverpflichtet worden war, hielt er offen an seiner antinazistischen Einstellung fest. Ein aufmerksamer „Volksgenosse“ muss ihn angezeigt haben: Am 21. Dezember 1939 wurde Ernst Winter plötzlich festgenommen. Seiner Frau teilte man schon zwei Tage darauf mit, dass er sich (angeblich) in der Haft das Leben genommen haben soll.

Der Zimmermann Rudolf Burdt (Gaillardstraße 7) hatte bereits in den 30er Jahren eine zweijährige Haftstrafe wegen Widerstandes für die KPD (Wedding) verbüßt, als er im Januar 1944 erneut festgenommen wurde. Während er im ersten Fall von seinem Onkel denunziert worden war, handelte es sich Jahre später um seine Frau! Burdt hatte privat geäußert, „dass der Krieg verloren wäre und Hitler mit seinen Genossen am Laternenpfahl hängen werde, wobei er noch mithelfen würde.“ Rudolf Burdt wurde zum Tode verurteilt und am 22. Dezember 1944 in Plötzensee hingerichtet.

Weitgehend unbekannt gebliebene Opfer

Während über viele Berliner Widerstandsgruppen und bedeutende Persönlichkeiten bereits ausführliche Einzeldarstellungen vorliegen, gibt es andererseits mehrere Opfer, über die uns nur wenig bekannt ist. Doch auch ihr bedrückendes Schicksal gehört in diese Chronik:

Der Maurer Otto Heine (Pankgrafenstraße 8) war im Alter von 61 Jahren 1936 verhaftet und zu einer über zweijährigen Strafe verurteilt worden. 1939 entließ man ihn schwerkrank; er verstarb schon drei Jahre darauf.

Vorbestraft wegen illegaler Arbeit für die KPD war der Maschinenschlosser Bruno Macker (Maximilianstraße 11b), als man ihn 1943 zur Strafeinheit 999 einzog. Da er selbst in dieser Wehrmachteinrichtung nicht von der antinazistischen Propaganda ließ, wurde er zum Tode verurteilt und im Mai 1944 erschossen.

Fritz Wöhrer aus Wilhelmsruh (Sachsenstraße 24) litt bereits 1933 in verschiedenen Konzentrationslagern, setzte aber nach der Entlassung den Kampf gegen die NS-Bewegung fort (Gruppe Hoernle, S. 143f.) und geriet deswegen 1936 erneut in ihre Fänge. Zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt, verstarb er 1944 im Lager Großbeeren an Unterernährung.

Auch die Wilhelmsruher Arbeiterin Anna Reinicke verlor im Konzentrationslager, in das man sie wegen illegaler Arbeit gesperrt hatte, das Leben. Auf Grund der unmenschlichen Haftbedingungen kam sie im Januar 1945 im KZ Ravensbrück um.

Opfer des NS-Terrors wurden ebenfalls die Wilhelmsruher E. Müller (der in der Untersuchungshaft ermordet wurde) und Ernst Rexin (Gruppe Hoernle, S. 91), der nach Folterungen in einem der gefürchteten Moorlager verstarb, sowie Karl Müller, der im März 1945 im Gefängnis ermordet wurde.

Als Mitglied der Widerstandsgruppe Uhrig (S. 151ff.) wurde der Arbeiter (AEG-Turbine) Erich Kühne verhaftet und kam schon bald darauf im KZ ums Leben. Walter Siemund gehörte ebenfalls dort der Uhrig-Gruppe an. Im März 1942 verhaftet, verurteilte man ihn im September 1944 zum Tode. Er wurde am 27. November 1944 im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet.

Der Schlosser Willy Lange (Dietzgenstraße 45) war bereits 1935 wegen illegaler Arbeit im Rahmen der „Roten Hilfe“ (S. 133ff.) festgenommen worden. Nach Verbüßung einer Zuchthausstrafe verschleppte man ihn ins KZ, wo er nach langer Pein im März 1945 ermordet wurde.

Franz Schmidt, Pfleger im Krankenhaus Buch, unterstützte den Widerstandskampf der Gruppe Saefkow (S. 159ff.), indem er Lebensmittel und Unterkünfte für Illegale beschaffte; darüber hinaus betätigte er sich als Kurier. Nach der Zerschlagung des Untergrundkreises wurde Franz Schmidt verhaftet, zum Tode verurteilt und am 30. Oktober 1944 im Zuchthaus Brandenburg hingerichtet.

Der Konradshöher Tischler Richard Neumann (Baummardersteig 15) fand noch in den letzten Kriegstagen den Tod, weil er es gewagt hatte, verfolgten polnischen Zwangsarbeitern, die sich im Tegeler Forst bei Heiligensee verbargen, Lebensmittel zu besorgen. Wenige Zeit danach wurde er von NS-Fanatikern ermordet.

Franz Pieper (1904–1945) aus der Emmentaler Straße 1 in Reinickendorf arbeitete in den Kriegsjahren bei der AEG in der Drontheimer Straße. Auf Grund seiner politischen Verbindungen zu einem illegalen Kreis um Wilhelm Leist bei der AEG Turbine in Moabit, Huttenstraße, geriet Pieper ins Fadenkreuz der Geheimen Staatspolizei. Dieser war es gelungen, durch einen Spitzel, der sich als angeblicher Spitzenfunktionär der illegalen Berliner KPD ausgab, in die Gruppe um Leist einzudringen und sie dann zu zerschlagen (siehe den Band über Mitte/Tiergarten). Mit acht Anhängern der Gruppe Leist zum Tode verurteilt, wurde Pieper am 13. April 1945 hingerichtet.

Ein Deserteur

Frohnau, Rauentaler Straße 1

Der Gebrauchs-Grafiker Wilhelm Guthmann stand der kleinen KPD(O) – einer „rechten“ Abspaltung der Kommunisten aus dem Jahre 1928 – nahe und beteiligte sich in Charlottenburg an ihrem Widerstandskampf. Wohnung und Atelier dienten Untergetauchten als illegales Quartier und Herstellungsort von Untergrundschriften. Nachdem es im Februar 1937 zu einer größeren Verhaftungswelle gegen die Gruppe kam (siehe die Spandau-Darstellung dieser Reihe), geriet auch Wilhelm Guthmann in Gestapo-Gewahrsam. Trotz scharfen „Verhörs“ ließ man ihn nach einigen Wochen frei. Nach der Verurteilung vieler KPD(O)-Mitglieder nahm der Grafiker den Kontakt zu den nicht inhaftierten Freunden wieder auf.

Als Nichtvorbestrafter zog man Guthmann Anfang der 40er Jahre zu einer normalen Truppendienst ein, auf Grund persönlicher Kontakte blieb er aber in Berlin stationiert. Nach der Ausbombung seiner Charlottenburger Wohnung zog er in den Norden Berlins. Hier und bei der Wehrmacht baute er seine illegalen Kontakte aus. Um nicht wegen sinnloser Durchhaltebefehle (eines ohnehin bekämpften Regimes) am Kriegsende noch das Leben zu verlieren, desertierte der NS-Gegner im April 1945 und verbarg sich bis zur Befreiung bei Frohnauer Freunden, berichtet das frühere Leitungsmitglied der KPD(O) Erwin Lenz.



Wilhelm Guthmann (l.) und Erwin Lenz (1937),
beim Transport illegalen Materials, wenige Wochen vor der Verhaftung

Verfolgung der Juden/Unbesungene Helden

Der Norden Berlins zählte zu jenen Gebieten der ehemaligen Reichshauptstadt, in denen nicht viele jüdische Mitbürger lebten. In Reinickendorf waren es im Jahre 1925 lediglich 554 (= 0,5% der Bevölkerung) und in Pankow 1.566 (= 1,6 % der Bevölkerung). Bezogen auf die Berliner Gesamtzahl der jüdischen Religionsangehörigen betrug der Reinickendorfer Anteil 0,3%, der Pankower 0,9% z. Vergleich: in Wilmersdorf waren es 13,1%, in Mitte 17,9 % und in Charlottenburg 17,9%.

Der Bezirk Pankow – siehe hierzu die Dokumentation von Inge Lammel (Literaturliste.) – konnte aber mehrere jüdische Einrichtungen vorweisen, die jedoch alle zerstört wurden:

Ein Waisenhaus in der Berliner Straße 120/121

Es wurde 1942 auf staatlichen Druck geschlossen. Der Lehrer Heinrich Selbiger nahm sich zusammen mit seiner Frau das Leben, nachdem er von der Ermordung seines Sohnes erfahren hatte. Ein anderer Pädagoge, der Lehrer Siegfried Baruch, wurde zusammen mit seiner Frau Ilse nach Auschwitz deportiert. Er überlebte. Wie viele seiner Zöglinge fand auch der letzte Direktor, Kurt Crohn, den Tod in einem Vernichtungslager.



Pankow, Waisenhaus (Synagoge)

Ein Jüdisches Lehrlingsheim in der Mühlenstraße 24

Dem jüdischen Lehrlingsheim wurde in der berüchtigten Pogromnacht vom 9. November 1938 eine Scheibe eingeworfen. Ende 1939 musste diese Einrichtung auf staatlichen Druck hin geräumt werden. (Mehrere letzte Bewohner wurden nur wenige Jahre danach ermordet.)

Ein Altersheim für jüdische Taubstumme, Kaiserin-Augusta-Straße 37 (h: Tschaikowskistraße)
Das in Niederschönhausen gelegene kleine Altersheim hatte etwa 50 Plätze. Gerade auch der bevorzugten Lage wegen geriet die soziale Einrichtung seit 1933 immer mehr in Bedrängnis. Nach der „Entjudung“ des Grundstücks Anfang 1940 kamen die Behinderten in das Jüdische Altersheim nach Weißensee. Von dort wurden sie ab September 1942 nach Theresienstadt verschleppt, doch für viele Wehrlose war dies nur eine Zwischenstation auf dem Weg in die Todeslager.

Ein Säuglings- und Kleinkinderheim in der Moltkestraße 8–11 (heute Wilhelm-Wolff-Straße 30)
Die Niederschönhausener Einrichtung bot 35 Plätze für Säuglinge und 36 Plätze für Kleinkinder, darüber hinaus konnten sich Frauen als Säuglingspflegerinnen ausbilden lassen. Auch die kleinen und großen Bewohner dieser Stätte wurden im Frühjahr 1942 auf Lastwagen verladen, kurzzeitig in ein Waisenhaus verschleppt und schließlich in Konzentrationslagern ermordet.

Siegmond Weltlinger (S. 275) berichtet – 1954 rückblickend – über die damalige Haltung der Bevölkerung:

„Später im Krieg waren die meisten zu sehr mit sich selbst und ihren Sorgen beschäftigt, um sich um das traurige Los der jüdischen Menschen zu kümmern. Die Trägheit des Herzens ist nun einmal unter den Menschen sehr groß, und meist hat man für andere erst dann Verständnis, wenn das gleiche Schicksal an die eigene Tür pocht ...

Doch die große Masse blieb träge, wie leider seit jeher die meisten Menschen, bis sie persönlich wach gerüttelt werden; Christen wie Juden! ...

Man sollte jedoch nie verallgemeinern, und deshalb sei schon hier eingeschaltet, dass es auch bei uns in Berlin nicht wenige rühmliche Ausnahmen gab.“

Massenmord an Berliner Juden

Nach einer Zählung lebten im Sommer 1933 etwas über 160.000 Menschen in Berlin, die zum jüdischen Glaubenskreis gerechnet wurden. Von ihnen wanderten (rund) 90.000 aus, etwa 55.000 wurden in den Vernichtungslagern ermordet.

Ungefähr 7.000 Menschen starben bereits in Berlin, größtenteils durch Selbstmord.

Im Sommer 1945 hatten gerade noch 8.000 Berliner Juden die Schreckenszeit überlebt. Etwa 4.700 verdankten ihr Leben dem Umstand, dass sie in einer so genannten Mischehe lebten, also mit einem christlichen Partner verheiratet waren.

Rund 1.900 Verfolgte kehrten (für immer gesundheitlich und seelisch gezeichnet) aus Lagern, hauptsächlich aus dem Alterslager Theresienstadt, zurück. Ungefähr 1.400 Menschen – von ca. 5.000, die versuchten, sich zu verstecken – haben die Zeit in der Illegalität überstanden.

Unbesungene Helden

Gerade in Berlin gab es über zehntausend Bürger, die unter großer persönlicher Gefahr Juden schützten. „Unbesungene Helden“ werden jene Berliner genannt, die untergetauchten Verfolgten beistanden. (Wir haben an anderer Stelle bereits auf den Einsatz einiger Pfarrer der Bekennenden Kirche und des Ehepaars Staehle hingewiesen.)

Hilfe für bedrohte Menschen wurde damals auf unterschiedliche Art geleistet. Von einigen Beispielen soll im Folgenden berichtet werden.

Die „Juden-Apotheke“



Hedwig Kantelberg

Hedwig Kantelberg (* 1897) betrieb mit ihrem ersten Gatten, Dr. Hans Friedländer, in der Reinickendorfer Residenzstraße 123 eine der angesehensten Apotheken im Norden Berlins. Nach dem Tode Dr. Friedländers im Jahre 1928 leitete die Witwe das Geschäft allein, setzte mit Herbert Goetz aber einen fähigen Verwalter ein. Obwohl die Besitzerin der Apotheke im Gegensatz zu Dr. Friedländer und Herbert Goetz nicht-jüdischer Herkunft war, begannen die Nationalsozialisten 1933 eine Boykott-Hetze schlimmster Art gegen das Geschäft. In diese Kampagne schaltete sich sogar ein fanatischer „Reichsapothekenführer“ ein, der die Betroffene „verhörte“.

Hedwig Kantelberg:

„Als mich dieser Herr vernahm, beschimpfte er meinen verstorbenen ersten Mann in der niedrigsten Art. Er gebrauchte sogar die Worte: ‚Ihr Mann war ein dreckiger Jude!‘. Auch wurden mir Vorhaltungen gemacht, weil ich bei jüdischen Firmen kaufte und mit jüdischen Ärzten verkehrte.“

Die Angriffe gipfelten am 15. Juli 1935 in einem Überfall: Mit Unterstützung zweier SA-Stürme aus Wedding und Reinickendorf-West belagerte, besetzte und durchwühlte der Reinickendorfer Ortsgruppenleiter Friedlein die Apotheke und machte Jagd auf die Inhaberin und ihren

Verwalter. (Beide konnten sich bei einer Mitbewohnerin im Haus verbergen.) Noch im selben Jahr wurde die Frau – die 1936 den Oberapotheker Erwin Kantelberg ehelichte – wegen angeblicher „politischer Unzuverlässigkeit“ gezwungen, das Geschäft an einen „zuverlässigen Nationalsozialisten“ zu verkaufen.

Frau Kantelberg hielt auch nach ihrem Umzug nach Biesdorf weiterhin Kontakt zu jüdischen Freunden. So nahm sie sich aufopferungsvoll der vier Familienangehörigen ihres früheren Verwalters an, dem nach einer Haft im KZ Sachsenhausen die rettende Flucht ins Ausland gelungen war. Trotz aller Hilfe wurden die Verwandten von Herbert Goetz festgenommen und deportiert. Sie kehrten nie mehr zurück. Dagegen konnte Frau Kantelberg dem illegal lebenden Moritz Lees durch Lebensmittel, Wäsche und Geldmittel das Leben retten.

Siegmund Weltlinger, bis 1943 in der Leitung der Berliner Jüdischen Gemeinde tätig, berichtet 1954:

„Was es bedeutete, illegal, d. h. ohne gültigen Ausweis, ohne Lebensmittelkarten und vor allem ohne Wohnung und unangemeldet leben zu müssen, davon kann sich der Außenstehende kaum eine Vorstellung machen. Am schwersten war das Wohnungsproblem zu lösen, denn es gehörte ein ungeheurer Mut dazu, Juden zu verstecken; dies war eine Gefahr für das eigene Leben und für das der Angehörigen. Trotzdem lebten in Berlin etwa 5.000 Juden illegal und hatten im Lauf der Zeit manchmal 20 bis 30 verschiedene Quartiere. Dies beweist, dass viele Tausende Berliner Nichtjuden das Gebot der Menschlichkeit auch unter den schwersten Verhältnissen beachtet haben; eine Tatsache, die für die Beurteilung der Haltung der Bevölkerung gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Leider wurden etwa 75% der ‚Untergetauchten‘ entdeckt, meist auf der Straße, aber auch durch Verrat. Viele irrten ja ohne festes Obdach umher, nächtigten im Freien, unter Brückenbögen oder in den Wäldern. Manche fuhren bis Betriebsschluss in der Stadtbahn herum und suchten dann die Wartesäle oder die Toilettenräume der Bahnhöfe auf, wo sie nächtigten.“

Ella Heidemann überlebt

Der Bibliothekar Rudolf Dörrier lebt seit 1930 in der Hiddenseestraße 2 in Pankow. (Der Bezirk war seiner Erinnerung nach damals größtenteils durch das besitzende Bürgertum, darunter besonders viele Beamte, geprägt.) Während seine jüdische Ehefrau durch ihn in einer „privilegierten Mischehe“ geschützt war, mussten seine Schwiegereltern, das Ehepaar Wassmund und der Onkel, Alfred Wolff, den Judenstern tragen. Sie wurden später deportiert und im KZ ermordet.

Rudolf Dörrier (1899–2002) erinnert sich 1990:

„Die Verfolgung der Juden wurde im Allgemeinen von der Bevölkerung nicht gebilligt, aber die Menschen haben weggeguckt.

Weggucken – das war das Typische für diese Zeit. Und man machte sich insofern etwas vor. Es war eine Selbstberuhigung: ‚Ach, wir können es nicht ändern.‘

Und wenn Abtransporte vorkamen, guckte man nicht hin.

Ich kann mich dabei an mehrere Beispiele erinnern. Auf meinem Arbeitsweg zum Julius Springer Verlag habe ich (zweimal) am Potsdamer Bahnhof gesehen, wie Häftlinge für den Transport ins Zuchthaus Brandenburg vom Lastwagen abgeladen wurden. Diese Menschen waren in einem fürchterlichen Zustand: Sie waren nicht nur verdreckt, sondern man sah ihnen Spuren von Misshandlungen an. Das konnten die anderen Passanten ebenfalls sehen, denn die Gefangenen wurden mit Handfesseln in den Bahnhof geführt.

Ich vergesse auch nie den Anblick, als meine Schwiegermutter vormittags von zwei blutigen Männern abgeholt wurde. Ich sah ihr aus dem Fenster noch nach. Und auf der Straße stand der Lastwagen mit der Plane und einer kleinen Treppe. Ich sah von oben, wie sie an den Wagen geführt wurde, die kleine Treppe hinauf, und dann wurde die Plane des Lastwagens zugeschlagen.

Das war einer meiner schlimmsten Eindrücke ...“



Ella Heidemann (90jährig)

Neben diesen bedrückenden Erlebnissen erinnert sich Rudolf Dörrier auch an eine Pankower Jüdin, eine Angestellte seines Schwiegervaters, die illegal überlebte: Frau Ella Heidemann, geboren 1895. (Deren Tochter konnte 1938 nach Shanghai auswandern, aber der Sohn wurde aus dem Jüdischen Krankenhaus heraus verhaftet, in ein Lager gebracht und dort ermordet.)

Frau Heidemann hatte von drohenden Massenverhaftungen im Rahmen der „Fabrik-Aktion“ (Februar 1943) erfahren und ging deshalb nicht zu ihrer Arbeitsstelle. Sie packte ihre wenigen Habseligkeiten und fand – durch ihre blonden Haare eher „unverdächtigen Typs“ – auf Grund glücklicher Umstände eine Stellung als Wirtschafterin bei einem älteren Herren. Bei ihm, der keinen Verdacht schöpfte, konnte sie zunächst wenigstens die Mittagsmahlzeit einnehmen. Aber die Ernährung blieb ein schlimmes Problem, denn sie hatte keine Lebensmittelmarken. Doch als der Rentner sich zunehmend persönlich für sie als Frau interessierte, musste sie sich eine andere Bleibe suchen.

Rudolf Dörrier:

„Sie besaß eine unheimliche Energie, um sich durchzuschlagen. Eines Nachts kam sie auch zu uns in die Hiddenseestraße. Sie hatte Angst, dass irgend jemand sie erkennt, denn sie wohnte ja früher in Pankow, Schönholzer Straße [12].

Nach einigen Übernachtungen in Wäldern und Gräben konnte sie durch die Vermittlung von Bekannten beim Tegeler Ehepaar **Erna und Willy Hilgenfeld** (Schlieper Straße 12) für acht Monate (April–Dezember 1943) unterkommen. Frau Hilgenfeld betrieb eine kleine Schneiderei. Sie erlaubte es ihrem Schützling, sich ein Schlaflager hinter einer Portiere im Korridor zurechtzumachen. Dort verbarg sich die Jüdin, wenn Kunden kamen. Als die Gefahr der Entdeckung zunehmend größer wurde, zog Frau Heidemann zum Tegeler Lehrer Hermann Klein. Da der Pädagoge mehrfach ausgebombt wurde, musste sie öfter die Wohnung wechseln. Sie erhielt aber auch in dieser Zeit Lebensmittel, Kleidung und kleine Geldzuwendungen durch das Tegeler Ehepaar.

Als die ersten Flüchtlingstrecks aus dem Osten Deutschlands eintrafen, mischte sich Ella Heidemann darunter und gab sich als Heimatvertriebene aus, die alle Unterlagen auf der Flucht verloren hatte. Dadurch konnte sie wenigstens das letzte Kriegshalbjahr halbwegs „legalisiert“ und mit Lebensmittelkarten überstehen. (Frau Heidemann feierte 1990 in den USA noch ihren 95. Geburtstag.)



Erna und Willy Hilgenfeld

Pankower und Reinickendorfer Verstecke

Das Reinickendorfer **Ehepaar Grumm** (Mühlenfeldstraße 24) beherbergte und beköstigte im Februar 1943 eine dreiköpfige, illegal lebende Familie für etwa eine Woche. Danach konnten sie für ihre Schützlinge ein Quartier in Hermsdorf besorgen. Nach dessen Ausbombung retteten sich die Verfolgten nach Zittau. Auf Grund der anhaltenden Verbindungen zum Ehepaar Grumm konnten sie weiterhin mit Lebensmitteln versorgt werden.

Margarete Schmidt versteckte die Jüdin Selma W. von 1943 bis zum Kriegsende wiederholt in ihrer Reinickendorfer Wohnung Pfahlerstraße 18. Darüber hinaus verpflegte sie ebenfalls die verfolgte Margot Wolf ein Jahr lang bei sich.

Das Tegeler **Ehepaar Patzschke** (Barnabasstraße 22) wurde im November 1942 zur letzten Rettung für Margot Bloch. Frau Bloch kannte Werkmeister Patzschke durch ihre Zwangsar-

beiertätigkeit bei der Borsigwalder Firma Flohr, wo im Mai 1941 sechzig Jüdinnen verpflichtet waren. Die Tegeler nahmen ihren Schützling für 4–6 Wochen auf, bis sich ein sicheres Quartier in der Nähe Hannovers fand.

Das Hermsdorfer Heim des verfolgten Schriftstellers **Wilhelm Müller-Gorden** (Am Waldpark 20) diente mehreren Bedrohten, darunter dem früheren Inhaber der Firma Teppich-Leiser, Alfred Leiser, und dem Arzt Dr. Kobler als zeitweiliges Quartier. Müller-Gordon war ein erklärter Gegner des NS-Regimes. Weil er in Prag, Wien und Graz in Vorträgen für die Methodisten geworben hatte, erhielt er im November 1942 einen scharfen Verweis von der „Reichsschrifttumskammer“. Kurz darauf schloss ihn diese NS-Einrichtung ganz aus, was faktisch einem Veröffentlichungsverbot gleichkam und wirtschaftlich für die ohnehin Not leidende Familie einen herben Schlag bedeutete. Umso höher ist die Hilfe für jüdische Freunde einzuschätzen. Der Schriftsteller verstarb am 5. Januar 1944.

Dipl.-Ing. **Alfons Gerson** (* 1899) unterrichtete von 1928–1933 als Fachlehrer für Maschinenbau am Städtischen Gewerbesaal zu Berlin. Der Sozialist jüdischer Herkunft war auch als aktiver Funktionär der SPD tätig. Er musste 1933 seine Lehrtätigkeit beenden, konnte aber bis Juli 1940 weiter als Ingenieur arbeiten. Danach wurde er für fünf Jahre zwangsverpflichtet. Allein von der Familie Gerson verloren 25 Mitglieder auf Grund der Judenverfolgung das Leben. Der Dipl.-Ingenieur blieb dagegen durch seine Ehe mit einer nicht-jüdischen Frau vor der Deportation geschützt. Trotz eigenen Leids half das Wittenauer Ehepaar (Am Priesteracker 9), das auch zu den aktiven Kräften der Bekennenden Kirche (S. 212) zählte, anderen Bedrängten.

Alfons Gerson: „Ab 1943 bis Kriegsende hielten meine Frau und ich zusammen mit Familie Schock in [der] Freien Scholle das jüdische Ehepaar Adolf Kohn [Cohn] verborgen und versorgten es laufend mit Lebensmitteln.“ Darüber hinaus sandte das Ehepaar Gerson Lebensmittelpäckchen ins KZ Theresienstadt. Doch zuletzt war der Dipl.-Ingenieur selber gezwungen „unterzutauchen“.

Alfons Gerson berichtet 1949:

„Vom 1. August 1940 war ich bis fast zum Kriegsende beinahe fünf volle Jahre in Zwangsarbeit als Hilfs- und Transportarbeiter auf verschiedenen Arbeitsstellen (Trümmerbeseitigung). Eine Zeit lang war ich zum Strafdienst (Klosettreinigen) durch die Gestapo verurteilt. In den letzten Monaten des Krieges wechselte ich ständig meinen Aufenthalt und entzog mich so der Nachstellung. Illegal wohnte ich ab Dezember 1944 in Liegnitz, [bei Charlotte von Metnitz, d. Verf.] und bei Freunden in Berlin-Wilhelmsruh.“

Wegen Beherbergung des „untergetauchten“ Martin Kochmann, der aufgrund schwerer Misshandlungen die Namen Reinickendorfer Helfer nannte, wurden **Maria** und **Heinz Milkert**, Waldstraße 29, verhaftet und verurteilt. Während die Ehefrau die Gefängnisstrafe (1 Jahr) überlebte, verstarb ihr Mann, durch Verhörqualen und mangelnde Behandlung in der Haft erkrankt, 1944 noch vor dem Strafantritt.

In der „Freien Scholle“ beheimatet war der Rentner **Walter Retzlaff**, Egidystraße 51. Auch er half bedrohten Menschen, so nahm er seinen früheren jüdischen Chef, Erich Lux, wiederholt auf und rettete damit dessen Leben.

Des Weiteren bewahrte er die uneheliche Tochter seines bei der Wehrmacht dienenden Sohnes Herbert davor, dem Schicksal ihrer Mutter Selma Kirschner (1923–1942) zu folgen, die als junge Jüdin deportiert und im KZ Auschwitz ermordet wurde.

Vera Linden arbeitete unter dem Namen „Usakowska“, damit die SS ihre jüdische Abstammung nicht herausbekam. Sie war aus ihrer polnischen Heimat nach Berlin verschleppt worden und wurde als Putzfrau beim **Argus-Motorenwerk** (Flottenstraße) eingesetzt. Aufgeschlossene Kolleginnen verhalfen ihr durch Empfehlungen zu Sonn- und Feiertagsjobs, wodurch sie sich zu ernähren vermochte. Eine ganz anders gesonnene Kollegin denunzierte sie dagegen im Frühjahr 1945 bei der Gestapo als Jüdin. Man holte sie aus dem Ausländerlager Schönholz, wo sie vorwiegend mit ungarischen Frauen untergebracht war, ab und unterzog sie einem grausamen „Verhör“. (Das Gebiss wurde ihr zerschlagen und ein Arm mehrmals gebrochen.) Schließlich verschleppte man die Gequälte in ein KZ, wo sie dann im April 1945 die Befreiung erlebte. In ihren verständnisvollen Kolleginnen bei Argus sieht sie noch heute ihre Retterinnen.

Wilhelm Daene wurde bereits an anderer Stelle als gewerkschaftlicher und sozialdemokratischer Widerstandskämpfer gewürdigt (S. 244f.). Über seine unmittelbare betriebliche Opposition hinaus setzte sich der Werkmeister ganz besonders aktiv für die jüdischen Zwangsarbeiterinnen bei Teves ein. Einer seiner betrieblichen Helfer war der Hofmeister Peter Strotzyk. Daene gelang es zunächst, die Bedrohten als wichtige Arbeitskräfte zu reklamieren und damit vor der Verschleppung zu bewahren. Da dieser Ausweg immer mehr verbaut wurde, versuchte er durch gefälschte Ausweise und die Vermittlung von Fluchtmöglichkeiten und Verstecken zu helfen. Als bei der berüchtigten „Fabrik-Aktion“ (Februar 1943) eine große Verhaftungswelle der SS (S. 280) die jüdischen Zwangsarbeiter(innen) erfasste, konnte selbst Daene nur noch wenige Betroffene rechtzeitig warnen. Einem seiner Arbeiter, Felix Luxemburg, gelang es, sich auf der Toilette zu verbergen.



Familie Retzlaff



Wilhelm Daene

Zusammen mit seiner Frau beherbergte Wilhelm Daene drei Schützlinge (Gerda Lesser, Lola Alexander und Ursula Finke) in seinem Konradshöher Heim, Nußhägerstraße 45. Die Entdeckung der betrieblichen Widerstandsgruppe bei Teves brachte den Werkmeister 1944 schließlich selbst in Haft. Nach einem erfolgten Freispruch war er allerdings gezwungen, das Kriegsende in einem Versteck abzuwarten. Seine Frau Margarete schaffte es, Lola Alexander unentdeckt durch die NS-Zeit zu bringen. Ursula Finke wurde kurz vor Daenes Verhaftung von einem Spitzel aufgespürt, woraufhin sie einen Selbstmordversuch unternahm. Schwer verletzt überlebte sie im Jüdischen Krankenhaus. Gerda Lesser wurde kurz nach Daenes Verhaftung Opfer von „Greifern“ (jüdischen Gestapo-Helfern): Sie wurde deportiert und ermordet.

Die verfolgte Jüdin Nanette D. konnte mehrere Monate vor dem Kriegsende Unterschlupf und Verpflegung beim **Ehepaar Schlenther** in der Reinickendorfer Residenzstraße 149 finden. An diesem Ort fand zuletzt auch ein geflüchteter Zwangsarbeiter Hilfe und Schutz.

Emma Kasper aus Hohenschönhausen bewahrte ihren Schützling Lotte Markiewicz von März 1943 bis zur Befreiung vor der Deportation. Darüber hinaus unterstützte sie die illegal lebende jüdische Familie Sachs mit Lebensmitteln, die bei ihrer Bekannten, **Frieda Schulze**, (einer Kollegin von Wilhelm Daene) in einer Einzimmerwohnung (!) in Hermsdorf, Treskowstraße 3 (h: Oggenhauser Straße), versteckt war.

Rosa H. fand auf ihrer Flucht Unterschlupf bei der Pankowerin **Frau Moebis**, die ihre Wohnung in der Berliner Straße 99 und ein Wochenendgrundstück in Woltersdorf zur Verfügung stellte. An dieser Rettungsaktion war auch der Obsthändler Bukowski beteiligt, indem er wiederholt Lebensmittel bereitstellte sowie Papiere und Wertsachen aufbewahrte.

Martha Noack war beim Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung in Buch beschäftigt. Sie stand wiederholt bedrohten Menschen bei. Unter anderem überließ sie 1938 einer Flüchtenden einen größeren Geldbetrag für die Auswanderung; anderen Menschen half sie durch Lebensmittelzuwendungen. Obwohl ihre Wohnung (Lindenberger Weg 70) im Hauptdienstgebäude lag, wagte sie es, eine Jüdin, die im Februar 1943 („Fabrik-Aktion“) ein Versteck suchte, acht bis zehn Wochen bei sich zu verbergen und zu beköstigen. Bald darauf fiel die Verfolgte - auch durch eigene Unvorsichtigkeit - der Gestapo in die Hände. Sie blieb danach für immer „verschollen“.

Minna Müller aus der Siedlung „Rosenthaler Höhe“ in Wittenau (Straße 131, Nr. 22) hatte ihre Schutzbefohlene Johanna R. während der gesamten Zeit der Illegalität, von September 1943 bis zum Kriegsende, verborgen und verpflegt. Außerdem stellte sie ihr Quartier auch anderen Verfolgten kurzzeitig zur Verfügung.

Der Moabiter Arzt Dr. **Mod. Helmy**, ein gebürtiger Ägypter, bekam wiederholt Ärger mit dem NS-Regime und wurde sogar für ein halbes Jahr (1939/40) eingesperrt. Für einen gewissen Zeitraum hatte er ein Praxisverbot auferlegt bekommen. Trotzdem stellte er sich sofort zur Verfügung, als andere Menschen dringend Hilfe benötigten. Er versorgte Untergetauchte mit ärztlicher Kunst und überließ ihnen auch Lebensmittel. Von März 1942 bis zur Befreiung versteckte er die Jüdin Anna B. teils in seiner Wohnung, teils in seiner Wohnlaube in Buch. Seine Schützlinge rühmten ihn als einen „wunderbaren Menschen.“

Otto Horstmeier (1886–1966) aus der Suderoderstraße 61 hatte vor 1933 die Blankenburger SPD aufgebaut und geleitet. Nach dem Parteiverbot beteiligte er sich am Widerstand

der Gruppe „Roter Stoßtrupp“ (S. 84) und saß deshalb ein halbes Jahr in Untersuchungshaft. Auch danach setzte er die illegale Arbeit auf vielfältige Weise (Schriftenverbreitung, Betriebszellenarbeit) fort. Der alte Sozialdemokrat engagierte sich auch für verfolgte Juden. Durch die Vermittlung des Gefängnispfarrers Poelchau (S. 19ff.) fand der „untergetauchte“ Musiker Konrad Latte bei den Familien Sietmann und Horstmeier im Norden Berlins Unterstützung. Seit Frühjahr 1943 ständig auf der Suche nach illegalen Quartieren, konnte Dagobert Lewin kurzzeitig wiederholt beim katholischen Ehepaar **Kusitzky** in Lübars, Benekendorffstraße 206 „untertauchen“, vor allem aber längere Zeit seine Frau Ilse und deren Sohn dort in Sicherheit wissen. Doch im Herbst 1944 flog das Versteck auf. (Lewin gelang erneut die Flucht, Frau und Kind überlebten das KZ.)

Emil Schock war seit 1904 als Krankenpfleger in den Wittenauer Heilstätten tätig. Über einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren versteckten er und seine Frau Ella das jüdische Ehepaar Cohn in Birkenwerder, versorgten die Verfolgten mit Lebensmitteln und konnten sie damit retten. Die jüdische Familie Sosnowski verbarg sich mit zwei Kindern in einer Laube auf dem Grundstück Akkordeonweg/Zitherstraße in Buchholz. Damit nicht eventuell Rauch die Illegalen verrät, brachte Frau **Ella Stegemann** (* 1911) regelmäßig zweimal in der Woche einen Topf warmen Essens vorbei. Es wurde von Herrn Sosnowski bei nächtlichen Treffen in der Strauchwiese heimlich entgegen genommen.

Cläre Böhnke (* 1906) gab einer jüdischen Frau, die mit ihrem Kind in der Pankower Hallandstraße 26 klingelte und um Rettung bat, Unterschlupf und Kost. Einige Zeit danach wurden die Bedrohten an andere Hilfsbereite weitergereicht.

Als das jüdische Ehepaar Heymann Schutz vor der Verschleppung suchte, konnte es bei **Familie Behr** in Rosenthal, An der Priesterkoppel 14, „untertauchen“. Frau und Herr Behr gaben auch politischen Gegnern des NS-Regimes Quartier und spendeten Geld für die „Rote Hilfe“. (Wilhelm Behr – S. 136f. – hatte deshalb im Zuchthaus gelitten.)

Hanne Lore Munter berichtet von der Katholikin **Franziska Levy**, geborene Hallek, die sich pro forma von ihrem jüdischen Ehemann scheiden ließ, um die Weiterexistenz des gemeinsamen Tabakwarenladens (Berliner Straße 31) sichern zu können. Dabei unterstützte sie heimlich ihren Mann, der zunächst in der Wollankstraße möbliert wohnte und sich danach bis Kriegsende bei ihr verbarg.

Großes Engagement für verfolgte Menschen bewies die Pankowerin Witwe **Berta Kutzera**, die in der Schulzestraße 21 einen Lebensmittelproduktionsbetrieb unterhielt. Mindestens sechs „Nichtarier“, die sich nach 1941 verbargen, fanden bei der Kaufmannsfrau Hilfe und Unterstützung. Im wenig besiedelten Gebiet von Karow war das Haus in der Kattowitzer Straße 7 ein Anlaufpunkt für mehrere



Berta Kutzera

„Untergetauchte“, die hier – bei **Ruth Sieg** und **Käthe Schulz** – Beköstigung und Fürsorge fanden, bis ein neues Versteck aufgesucht werden konnte.

Um der Verhaftung und Deportation zu entgehen, war auch die jüdische Familie Grün „untergetaucht“. Zu ihren wechselnden Quartieren zählte das Haus von **Arno Lumma** in Heiligensee, An der Schneise 50. Der frühere Reichsbannerleiter und SPD-Funktionär betätigte sich aktiv gegen das NS-Regime (Gruppe Mannhart?). Durch Fernsprecherüberwachung konnte die Gestapo das Heiligenseer Versteck des Ehepaars Grün herausfinden. Arno Lumma wurde wegen „Judenbegünstigung“ und „politischer Umtriebe“ ins KZ verschleppt und kehrte nie zurück. Seine „nichtarische“ Ehefrau Johanna wurde ebenfalls eingesperrt, konnte aber die Verfolgungen überleben.

Der wegen seiner jüdischen Herkunft mit Deportation bedrohte Kaufmann Kurt Riede, den die Gestapo zuvor bereits drei Monate bei Hungerration inhaftiert hatte, ging mit seiner Frau im März 1943 in den Untergrund. Er war für einen Transport in ein östliches Lager vorgesehen und wusste, dass ihn selbst seine Firma (Lederhandel-Vertretung) nun nicht mehr anfordern und damit schützen konnte.

Die Wittenauer **Familie Jerneitzig** nahm das verfolgte Ehepaar in ihrem Haus in der Straße 112 (Nr. 15) auf, beköstigte und beherbergte es (beim Untermieterehepaar Wirkus). Doch im Sommer 1944 wurde das Versteck denunziert.

Kurt Riede berichtet 1951:

„Im Sommer 1944 wurden wir von unbekannter Seite denunziert, und [es] kamen zwei junge Gestapoleute ins Haus und fragten nach einem versteckten Ehepaar. Wie durch ein Wunder nahmen sie von einer Haussuchung Abstand und ließen sich durch energisches Auftreten abwimmeln. Zwei Stunden später verließen wir dann auf Umwegen das Haus, da wir weitere Nachfragen befürchteten und gingen Hals über Kopf zu Bekannten nach Birkenwerder, die aber dort ebenfalls illegal lebten. Dort konnten wir aber nur ein paar Tage bleiben.“

Nach einem Vierteljahr außerhalb Berlins – darunter als Erntehelfer in Pommern – kehrte das jüdische Ehepaar wieder in das Wittenauer Heim zurück. Familie Riede musste nun noch mehr Obacht geben. Die auf dem Hof gelegene Toilette durfte sie nur nachts aufsuchen, die Straße durfte nie betreten werden, und wenn Besucher kamen, entwich man umgehend auf den Dachboden. Doch sie konnten überleben.

Siegmond Weltlinger „taucht unter“

Pankow, Prenzlauer Promenade 128, Ecke Kissingenstr. 25

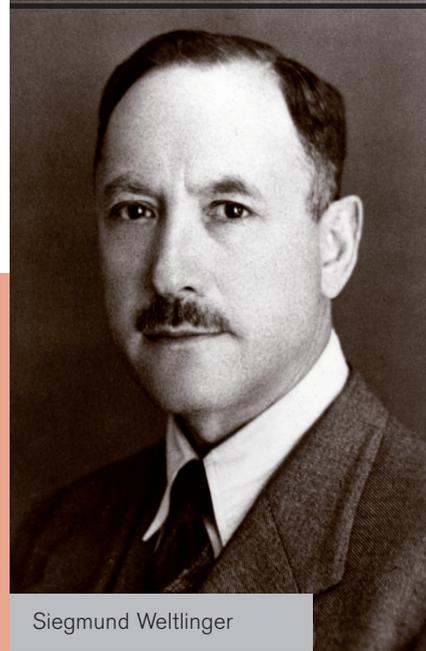
Siegmond Weltlinger war ein Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde. Der frühere Bankier geriet schon 1938 in Haft, als nach der berüchtigten Pogromnacht vom 9. November 1938 innerhalb weniger Tage 12.000 Juden in das KZ Sachsenhausen verschleppt wurden. Bereits nach zwei Monaten waren Tausende umgekommen. Viele Deportierte konnten diesen

schrecklichen Ort nach wenigen Wochen oder Monaten verlassen. In erster Linie waren es diejenigen, die Dokumente für eine sofortige Ausreise vorlegten. Auf Intervention der Obersten Heeresleitung kamen auch ehemalige Frontkämpfer (1. Weltkrieg) wieder frei. Welche Qualen und Strapazen trotzdem hinter den Entlassenen lagen, verdeutlicht allein die Tatsache, dass im Jüdischen Krankenhaus etwa 600 Amputationen von erfrorenen Gliedern an entlassenen Sachsenhausener Juden vorgenommen werden mussten.

Als die Jüdische Gemeinde im Februar 1943 völlig aufgelöst wurde, war auch ihr Vorstandsmitglied Siegmund Weltlinger vom Abtransport ins KZ (Theresienstadt) bedroht. Er rettete sich zusammen mit seiner jüdischen Frau in die Illegalität. Die ersten Monate der Flucht konnten sie in einer Villa im Westen verbringen, doch dann entgingen sie der Entdeckung bei einer Hausdurchsuchung nur um Haaresbreite.

Siegmund Weltlinger erinnert sich 1954:

„Nun flohen wir zu Bekannten nach Pankow, die uns einmal gesagt hatten, dass wir bei ihnen eine Zuflucht finden könnten, falls es nötig sei. Es waren sehr fromme Menschen, Anhänger der Christlichen Wissenschaft, die es für ihre Pflicht hielten, sich der Verfolgten anzunehmen. Sie hatten in ihrem Gottvertrauen niemals die geringste Furcht vor Entdeckung und hielten mich an, täglich in der Bibel zu lesen. Dies hat mir über vieles hinweggeholfen, und in dieser Zeit begann ich, mich ernsthaft mit religiösen Problemen zu beschäftigen.“



Siegmund Weltlinger

Das Ehepaar Weltlinger lebte fast zwei Jahre in der kleinen Pankower Zweizimmerwohnung einer dreiköpfigen Familie: **Georg Möhring** (verstorben am 11. Mai 1945), seine Frau Dorothea und seine Stieftochter Jutta Schmidt. Die Küche diente den „Untergetauchten“ als Schlafräum. Daneben wurde kurzzeitig auch ein Quartier in der Laubenkolonie Heinersdorf, Figostraße 8, benutzt.

Da scharfe Antisemiten im Häuserblock lebten, konnten Weltlingers die Wohnung auch bei Bombenangriffen nicht verlassen. Erst ganz zum Schluss, Ende April 1945, wagten sie sich in den Luftschutzkeller. Endlich kam das Kriegsende:

Siegmund Weltlinger:

„Wie ein Erzengel erschien uns der junge russische Leutnant, der als Erster die Keller-treppe hinunter stürmte mit dem Ruf: 'Russki sind keine Barbaren, wir sind gut zu Euch!'“



Friedrich Gebauer

Ein bestraffter Helfer

Alt-Reinickendorf, Kopenhagener Straße 12

Der Reinickendorfer Autoschlosser **Friedrich Gebauer** (1892–1974) begann 1931 eine Tätigkeit bei der Firma Ford am Lehrter Bahnhof. Als alter Sozialist und Gewerkschafter lehnte er es als einziges Betriebsmitglied ab, der nationalsozialistischen Deutschen Arbeitsfront (DAF) beizutreten. Um seinen Mitarbeiter zu schützen, bot sich der Firmenmitinhaber Julius Eisenstein vertraulich an, die DAF-Beiträge für den Autoschlosser heimlich zu entrichten.

Friedrich Gebauer:

„...Ich sagte ihm, dass er als Jude und ich als Gegner der Nazi-Partei doch diese Organisation nicht unterstützen dürfen. Durch diese Verhandlung kamen wir uns näher ...“

Der Betrieb wurde zum Jahresende 1938 stillgelegt. Friedrich Gebauer fand in einer Wilmersdorfer Firma eine neue Beschäftigung, bekam aber auch dort Schwierigkeiten mit nazistischen Vorgesetzten. Zu seinem früheren Chef hielt er weiterhin Kontakt. Nachdem im März 1942 bereits die Mutter von Julius Eisenstein abgeholt worden war, drohte nun auch dem Sohn die Verschleppung. Er beschloss, sich zu verstecken.

Frieda Gebauer erinnert sich 1983:

„Es war an einem Abend gegen 22 Uhr, als an unserer Parterrewohnung geklopft wurde. Als wir Herrn Eisenstein sahen, ahnten wir schon, was los war. Er fragte uns, ob er bleiben könne. Nach einigem Hin und Her entschlossen wir uns zu helfen. Meine Sorge war unser dreizehnjähriger Sohn. (Würde er in der Schule darüber reden?) Wir erzählten ihm deshalb, Herr Eisenstein sei ein ausgebombter Verwandter. 4 Monate ging alles gut, dann wurde unsere Wohnung ausgebombt.“

Danach fand sich ein Quartier in einem Einfamilienhaus in Buckow. (Der Tochter des Hauses hatte Herr Eisenstein einst großzügig Zahlungen für ein Pferd gestundet.) Doch ein Familienmitglied machte eine Anzeige. Bald darauf erschien Gestapo: Wie ich von einer Nachbarin erfuhr, hielt ein Lastwagen, von dem vier Männer absprangen und gleich über den Zaun gingen. Sie holten den Versteckten, peitschten ihn bewusstlos und warfen ihn auf den Lastwagen.“

Einige Tage danach, am 4. September 1944, wurde Friedrich Gebauer wegen „Judenbegünstigung“ verhaftet. Man sperrte ihn als „Schutzhäftling“ in das Straflager Wuhlheide (siehe den Schriftenband über Friedrichshain/Lichtenberg). Allein seine gute Facharbeiterqualifikation

soll ihn mehrmals vor der Überstellung ins Konzentrationslager gerettet haben, berichtet seine Frau. Man benötigte seine beruflichen Fähigkeiten und fuhr ihn unter Bewachung wiederholt zu Einsätzen in das Stadtzentrum.

Während dessen war die verzweifelte Frau auf der Suche nach ihrem Mann:

„Wir fanden ein kleines Lager, das im Wald eingezäunt war. Man sah Gefangene. Ich hörte auch Schreie, nur meinen Mann konnte ich nicht entdecken. Ich fuhr oft dorthin. Die Anreise musste ich mehrmals unterbrechen und in fremden Luftschutzkellern Unterschlupf suchen. Eines Tages sah ich einen Posten am Tor. Er folgte mir. Ich hatte Angst. Als er mich fragte, was ich hier täte, antwortete ich, spazieren gehen. Er wies mich auf die Verbote hin. Als er in die Manteltasche griff, bekam ich einen Schreck, aber er holte Papiere hervor, die ihn als Pfarrer auswiesen. Mit Hilfe dieses Geistlichen konnte ich Nachrichten, Lebensmittelsendungen und Arzneien für meinen Mann übermitteln.“

Frau Gebauer fand auch in Alt-Reinickendorf einige Menschen, denen sie sich anvertrauen konnte. Neben Pfarrer Dannenberg (S. 219ff.) war es besonders der Rektor Scherchen. Er half mit Abschnitten von Lebensmittelmärkten. Auch der Personalchef der ARGUS-Fliegerschule, Tappe, unterstützte sie. Schließlich kehrte ihr Mann nach sieben Monaten zurück.

Frau Gebauer:

„Ich wohnte zuletzt an der Dorfaue. Eines Nachts, gegen 1 Uhr, klopfte es. Vor Angst meldete ich mich nicht. Es klopfte erneut, und ich hörte die Stimme meines Mannes. Ich habe gezittert, als er in Sträflingskleidung vor mir stand. Zunächst dachte ich, er sei geflohen. Tatsächlich hatte der Wachposten des Lagers die Tore geöffnet, als die Russen bei Wilhelmsruh standen.“

(Friedrich Gebauer arbeitete nach dem Krieg im Bezirksamt Reinickendorf. 1961 ehrte ihn die Stadt Berlin als „Unbesungenen Helden“, weil er „ohne Rücksicht auf die eigene Sicherheit bedrängten Verfolgten Schutz und Hilfe gewährte.“)

Jizchak Schwersenz, Leiter einer jüdischen Untergrundgruppe, schreibt über die Helfer „Untergetauchter“:

„Es gab viele Menschen, ohne die wir unsere Gruppe nicht hätten durchbringen können, Berliner, die uns beigestanden haben. Das ist Widerstand gewesen, das waren Widerständler. Berliner Menschen aus allen Lagern, Arbeiter wie Akademiker, fromme Christen wie Atheisten, die uns beistanden und wussten, dass es dabei auch um ihr Leben ging. Und so mancher hat als Judenknecht betitelt sein Leben lassen müssen. Diese Menschen hatten Zivilcourage und einen unglaublichen Mut, für mich waren das Engel. Ich möchte selbstverständlich sagen, es war eine Minderheit, selbstverständlich war es eine Minderheit. Denn wirkliche Menschen gibt es nicht so viele unter den Leuten. Überall und immer sind diejenigen, welche das Gute tun, in der Minderheit.“

Anhang

Emigranten

Die unter der NS-Regierung einsetzende Verfolgung politisch Andersdenkender und der Terror gegen Minderheiten führten zu einer großen Fluchtbewegung. 500 000 Menschen sollen zwischen 1933 und 1945 auf Grund dessen dem deutschsprachigen Raum den Rücken gekehrt haben. In diesem Kapitel soll an jene Pankower und Reinickendorfer erinnert werden, die wegen ihrer politischen Haltung zur Emigration gezwungen waren.

Mehrere von ihnen hatten in der Reformsiedlung „Weiße Stadt“ gewohnt.



Max Hodann

Der Mediziner und Sexualpädagoge **Dr. Max Hodann** (1894–1946) wirkte bis 1933 als Stadtarzt und Leiter des Reinickendorfer Gesundheitsamtes. In den 20er Jahren zählte der Anhänger der Philosophen Leonard Nelson (S. 76) zu den Initiatoren und aktiven Trägern des Internationalen Jugendbundes, sprach sich aber gegen die Gründung der Partei ISK (S. 76) aus. Sein Hauptbetätigungsfeld lag im gesundheitspolitischen Engagement für die Ärmsten der Armen und im sexualpädagogischen Bereich. Dr. Hodann war Gründer der ersten Mütterberatungsstelle in Berlin, Leiter des „Proletarischen Gesundheitsdienstes“, Mitarbeiter im Institut für Sexualwissenschaft (von Carl Magnus Hirschfeld) und nicht zuletzt beliebter Referent in Kreisen der Arbeiter- und Gewerkschaftsjugend. Seine Schrift „Bub und Mädels“ spiegelt eine für die damalige Zeit bahnbrechende Aufklärungsarbeit, die vielen Zeitzeugen, die damals Heranwachsende waren, unvergessen blieb.

Dr. Hodann betätigte sich an führender Stelle in der KPD-nahen „Internationalen-Arbeiter-Hilfe“ (IAH), von der er allerdings 1931 wegen seiner Kritik an der Sowjetunion ausgeschlossen wurde. (Er hatte im selben Jahr die abwägende Darstellung „Sowjetunion. Gestern Heute Morgen“ veröffentlicht.)

Während seiner Amtszeit und der seines Stellvertreters, Dr. Max Klesse (S. 252), entstand im Reinickendorfer Ortsteil Tegel ein Zentrum moderner Psychoanalyse: 1927 eröffnete der Arzt **Ernst Simmel** die Psychoanalytische Klinik „Sanatorium Schloss Tegel“ auf privatwirtschaftlicher Basis mit prominenten Gesellschaftern aus Wien und Berlin. Nicht zuletzt Sigmund Freud, der wiederholt im Sanatorium als Patient lebte, unterstützte diese Einrichtung zur Heilung von Neurosen, Suchtkrankheiten und hartnäckigen organischen Störungen.

Da die Klinik in der Zeit der Weltwirtschaftskrise ökonomisch nicht mehr zu halten war,

musste sie Ende August 1931 wieder geschlossen werden. In den Räumen des Sanatoriums soll 1933 die SA gehaust haben. Als bekanntes Mitglied des „Vereins sozialistischer Ärzte“ war auch Ernst Simmel (1882–1947) gezwungen, im Jahr der NS-„Machtergreifung“ zu fliehen. Während er seinen Verfolgern gerade noch entkommen konnte und über Belgien und England nach Los Angeles gelangte, geriet Dr. Max Hodann in „Schutzhaft“. Wieder in Freiheit, trat er sofort die Flucht an und emigrierte nach Skandinavien. 1937–1938 half er als Militärarzt im Spanischen Bürgerkrieg. Als politischer Berater des britischen Botschafters war er von März 1944 bis Juli 1945 Kontaktmann zu den verschiedenen Organisationen der Emigranten und darüber hinaus Betreuer von Militärflüchtlingen. Wegen seiner Beratertätigkeit geriet er in Konflikt mit anderen Emigranten und legte den Vorsitz des „Freien Deutschen Kulturbundes“ nieder. Dr. Hodann, den der Schriftsteller Peter Weiss in seinem Roman „Ästhetik des Widerstands“ bzw. in den begleitenden „Notizbüchern“ besonders würdigt, verstarb im Dezember 1946 in Schweden.

Dr. Erwin Ackerknecht (* 1906) war von Juli 1932 bis zu seiner Entlassung im April 1933 Assistent – zunächst im Bereich Neurologie, dann in der Psychiatrie – in den Bucher Krankenanstalten. Als prominenter Anhänger des antistalinistischen linken Flügels (Trotzkisten) schloss ihn die KPD 1932 aus ihren Reihen aus. Dr. Ackerknecht wirkte als führende Persönlichkeit des deutschen Trotzkismus und war auch Redakteur des Zentralorgans „Die Permanente Revolution“.

Erwin Ackerknecht berichtet 1981:

„In Buch wohnte ich in den Anstalten. Nach mehreren resultatlosen Hausdurchsuchungen bei mir – am 5. März [1933] war sogar Trotzki's Sohn, L. Sedow, bei mir, aber ich schrie die SA an, und sie merkten nichts! - tauchte ich unter und leitete die trotzkistische Reichsorganisation mit Erwin Wolf, der als wohlhabender Tschechoslowake unverdächtig war (Die GPU* brachte ihn 1937 in Barcelona um). Ich hatte verschiedene illegale Quartiere ... Im Juni 1933 verließ ich Deutschland für immer, im Jahre 1938 die Politik dito.“

*GPU = Sowjetische Geheimpolizei, d. Verf.



Erwin Ackerknecht

Noch im April 1933 war der Trotzkist an dem Versuch einiger kleiner Linksgruppen beteiligt, mit der dogmatischen KPD bei einer Zusammenkunft über ein einheitliches Vorgehen gegen den Nationalsozialismus ins Gespräch zu kommen. Nach der Emigration leitete Erwin Acker-

knecht das Auslandskomitee seiner Gruppierung in Paris. Nachdem er sich mit der Mehrheit der Trotzisten wegen der einzuschlagenden weiteren politischen Taktik überworfen hatte, stieß er zur Exil-Leitung der Sozialistischen Arbeiterpartei (S. 93). Doch der unabhängige Kopf wurde dort nicht heimisch und verließ auch diese Organisation wieder. 1938 zog er sich schließlich ganz aus der (Tages-)Politik zurück. Er qualifizierte sich beruflich weiter und wirkte später (1947–1957) als Professor für Geschichte der Medizin in Madison/Wisc. und zuletzt (1957–1971) an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich. Er verstarb 1988.

Elfriede Brüning berichtet in ihrer Zusammenstellung „Lästige Zeugen?“ (1989) von Emigranten, die vor Hitlers Gewaltherrschaft flohen und Opfer des stalinistischen Terrors wurden. Zu diesen doppelt verfolgten Menschen gehört auch die Kommunistin **Trude Richter**. Bis 1933 war ihre kleine Wohnung in Reinickendorf („Weiße Stadt“?) Treffpunkt des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“. Auch nach dem Verbot dieser Vereinigung kam man bei Trude Richter illegal zusammen. Doch schon 1934 reiste die junge Frau zu ihrem Lebensgefährten Hans Günther, der bereits längere Zeit in der Sowjetunion lebte. Unter der falschen Anschuldigung, Anhängerin des Stalin-Gegners Trotzki zu sein, wurde sie in der UdSSR verhaftet und (mit Unterbrechung) fast zwanzig Jahre verbannt. Ihr Freund Hans Günther hatte bereits 1938 den Transport ins Straflager nicht überlebt.

Der Gewerkschaftsbevollmächtigte **Fritz Saar** (* 1887) lebte bis zu seiner Emigration in der Lindenpromenade 43 (heute: Elsa-Brändström-Straße) in Pankow. Er war in den 1920er Jahren im Zentralverband der Hotel-, Restaurant- und Caféhausangestellten an führender Stelle aktiv und gehörte auch dem Berliner Gewerkschaftsvorstand (ADGB) an. Zuletzt amtierte er als Vorsitzender des Hotelangestelltenverbandes. Im Ausland engagierte sich der Gewerkschafter in den Exil-Organisationen seiner Berufssparte, gab die „Gastwirtsgehilfen-Zeitung“ heraus und unterhielt illegale Verbindungen nach Deutschland. Nach der Besetzung der Niederlande wurde Saar festgenommen und in seine Heimatstadt verschleppt. Dort verurteilte ihn der Volksgerichtshof 1942 zu einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe. (Nach dem Krieg wirkte er als Bezirksbürgermeister von Friedrichshain, verstarb aber bereits 1948.)

Carl Emonts wohnte bis 1933 im Luisenweg 61 in Reinickendorf-Ost. Kurz nach der „NS-Machtergreifung“ wurden mehrere Bewohner dieser kleinen Genossenschaftssiedlung von SA verschleppt. Unter ihnen befand sich auch der Berliner Sekretär des Gewerkschaftsbundes der Angestellten und ehrenamtliche Vorsitzende der Kranken- und Sterbekasse für das Deutsche Reich, Carl Emonts. Der Sozialdemokrat rettete sich nach der Entlassung aus der „Schutzhaft“ nach Belgien. An der Seite Willi Münzenbergs (S. 232) beteiligte er sich in Paris an der Bildung der „Deutschen Volksfront“ und unterstützte die Arbeit des Kommunisten Walter A. Schmidt zur Gründung eines „Komitees für den Wiederaufbau der Freien Angestellten-Verbände“. Trotz enger Zusammenarbeit mit Exil-Kreisen der KPD (der Emonts bis zu seinem Ausschluss 1924 selbst angehört hatte), griff ihn die kommunistische Auslandspresse an und bezichtigte ihn der „Sabotage“ der Volksfront. Ein Untersuchungsausschuss unter der Leitung des Schriftstellers Heinrich Mann stellte die Bodenlosigkeit der Angriffe eindeutig fest,

aber Emonts illegale Kontakte nach Deutschland (zur dortigen „Deutschen Freiheitspartei“) wurden dadurch bekannt und führten zu Festnahmen durch die Gestapo (S. 232). Carl Emonts konnte vermutlich noch 1939 nach Brasilien auswandern. (1947 lebte er wieder in Belgien.)

Der Schlosser **Walter Köppe** (1891–1970) leitete von 1923 bis 1929 die Pankower KPD, die er auch in der Bezirksversammlung vertrat. Als Mitglied des Vorstandes der Berliner Kommunisten und Kassierer im Unterbezirk Nord-Ost zählte er zu den führenden Funktionären. Anfang 1933 gehörte er auch der Berliner Stadtverordnetenversammlung an. Wie allen Kommunisten wurde ihm aber noch vor der ersten Sitzung das Mandat entzogen. Er wurde bereits in der Nacht des Reichstagsbrandes (27./28. Februar) verschleppt und blieb über zwei Wochen inhaftiert. Nach seiner Entlassung arbeitete er kurze Zeit illegal und ging dann nach Prag. Von 1937–1939 nahm er am Spanischen Bürgerkrieg teil. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges zunächst in Frankreich interniert, konnte Walter Köppe bald darauf in die Sowjetunion auswandern. Dort beteiligte er sich am Kampf der „Roten Armee“. (Nach dem Krieg gehörte er zum Führungskern der Berliner KPD um Walter Ulbricht. Bis zur Pensionierung arbeitete er im Ministerium für Schwermaschinenbau.)

Wie Walter Köppe – sowie der Blankenburger Jungkommunist **Georg Thiele** und der Pankower Eisenbahner **Otto Kühn** – zählte auch der Rosenthaler Arbeitersportler **Walter Klein** auf Seiten der „Internationalen Brigaden“ zu den Teilnehmern des Spanischen Bürgerkrieges. Der Metallarbeiter (An der Priesterkoppel 13) war bereits im Februar 1933 inhaftiert worden, weil er auf einer Kundgebung auf dem Arnimplatz mit anderen Antifaschisten Parolen gegen Hitler ausgerufen hatte. Im Oktober 1933 verurteilte man ihn zu einem Jahr Gefängnis. Er sollte die Strafe im November d. J. antreten, ging aber in den Untergrund, denn er war durch Verhaftungen in einem anderen Verfahren (bei dem es um Auseinandersetzungen mit der SA an der Weißenseer Spitze ging) zusätzlich gefährdet. Walter Klein lebte bis zum Februar 1934 in der Illegalität und rettete sich danach in die Sowjetunion, wo man ihn zunächst gesundpflegte. 1937 meldete er sich zum Einsatz für die „Internationalen Brigaden“. Noch im selben Jahr verlor er bei den Kämpfen um Madrid sein Leben.

Der kommunistische Emigrant **Ernst Sasse** (Pankow, Florastraße 95) beteiligte sich an der illegalen Arbeit von Exil-Kreisen seiner Partei, geriet aber nach der Besetzung Dänemarks (1940) in die Hände der Gestapo. Man verurteilte ihn zu zwölf Jahren Zuchthaus. Er konnte die Befreiung im Zuchthaus Brandenburg erleben, verstarb aber kurz danach an den Spätfolgen von Folter und Haft.

Aus der Arosa Allee 187 floh der Maschinenbauer **Paul Knoblauch** (1907–1982). Seit 1927 in der KPD und im DMV organisiert, war der Arbeitersportler (Fichtesparte Fußball) bis 1933 in seinem Beruf bei der Firma Bergmann (S. 247ff.) bzw. bei der Hoch+Tiefbau A. G. tätig, hatte zwischenzeitlich aber wiederholt seinen Arbeitsplatz wegen der Teilnahme an Streiks verloren. Bis Juli 1933 illegal tätig, drohte ihm die Verhaftung und so ging er auch auf Anraten politischer Freunde ins Ausland.

Bis 1936 lebte er in der UdSSR und ging danach in die Tschechische Republik. Beim Ein-



Willy Kerff



Anna Kerff (spätere Kjossewa)

marsch deutscher Truppen rettete er sich in die Schweiz und von dort nach England, wo er auch das Kriegsende überlebte. Er kehrte 1946 nach Berlin zurück. In der DDR wirkte er zuletzt im Ministerium für Außenhandel.

Willy Kerff (1897–1979), bis 1933 preußischer Landtagsabgeordneter und Mitarbeiter im ZK der KPD, wurde bereits im März 1933 verschleppt und durch mehrere KZ-Lager geschleift. Im Oktober 1933 sagte er als Zeuge im Reichstagsbrandprozess aus und bewies viel Zivilcourage, als er die Anschuldigungen der Anklagevertretung zurückwies, den Brandstifter van der Lubbe gekannt zu haben.

Erst im September 1934 wieder entlassen, stand der Reinickendorfer (Brunowstraße) danach unter strenger Überwachung. Die Politische Polizei versuchte sogar, ihn als Lockvogel zu missbrauchen. Der anhaltenden Gefährdung wegen – und dadurch für die illegale Arbeit ungeeignet geworden –, ging Kerff im Juni 1935 ins Exil, zunächst in die ČSR, dann in die UdSSR. Zunächst noch an einer Liebknecht-Biographie arbeitend, geriet er im März 1938 in die Mühlen des stalinistischen Terrors. Dass er nach ein- einhalb Jahren wieder frei kam, lag vermutlich am Einsatz Dimitroffs (Angeklagter im o. g. Reichstagsbrandprozess).

Schlimmer traf es dagegen seine frühere Ehefrau **Anna Kerff** (1906–1984); als enge Mitarbeiterin des in der UdSSR 1937 erschossenen KPD-Spitzenfunktionärs Hans Kippenberger – Leiter der militärpolitischen Abteilung des ZK – wurde auch sie von Stalins Schergen beschuldigt, „NS-Spionin“ zu sein und litt von 1936–1946 unter Lager und Zwangsarbeit.

Mehrere einflussreiche Politiker der SAP hatten bis zu ihrer Emigration in der modernen Reformsiedlung „Weiße Stadt“ gelebt. Wir haben an anderer Stelle (S. 94ff.) bereits auf die herausragende Funktion des Rosa-Luxemburg-Schülers und Gewerkschafters **Jacob Walcher** (1887–1970) hingewiesen. Nach seinem Bruch mit der von ihm mitbegründeten KPD – und einem Zwischenspiel bei der KPD (O) – war er 1932 zu einem bestimmenden Faktor der kleinen Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) geworden. Gewarnt durch den Reinickendorfer Polizeibeamten Hermann Komm, konnte er 1933 der Verhaftung gerade noch rechtzeitig entgehen. Im März 1933 trat er allerdings noch als Referent auf dem illegalen Parteitag der SAP in Dresden auf. Im Exil arbeitete er

als hauptamtlicher Sekretär der SAP-Auslandsleitung und gab u. a. das auch im deutschen Untergrund (S. 105) verbreitete „Banner der revolutionären Einheit“ heraus. Durchaus im Sinne der SAP, die sich als Kristallisationskern einer einheitlichen revolutionären Arbeiterpartei begriff, beteiligte er sich aktiv an den Vorbereitungen zur Bildung einer „Deutschen Volksfront“ in Paris. Trotz guter Kontakte zu Wilhelm Pieck – der wie Walcher nach 1914 zur Antikriegsopposition und zum späteren „Spartakusbund“ zählte –, scheiterte dieses Vorhaben zur Sammlung nicht zuletzt an den Gegensätzen zwischen SAP und KPD. Nach dem Kriegsbeginn (1939) wurde Walcher wie fast alle Emigranten in Frankreich interniert. Nach der Freilassung gelang ihm aber die Flucht vor den herannahenden deutschen Truppen (mit der SS im Gefolge). Er konnte in die USA entkommen. 1946 zog er in den östlichen Teil Deutschlands, wo er bis 1949 als Herausgeber der Gewerkschaftszeitung „Tribüne“ und danach als Archivarbeiter tätig war. Wie viele andere Parteimitglieder nichtkommunistischer Herkunft schloss ihn die SED 1951 aus. Im Zuge der zunehmenden Stalinisierung verlor der verdiente Arbeiterfunktionär sogar seinen Arbeitsplatz. Erst Jahre danach nahm ihn die SED als „Gewerkschaftsveteran“ wieder auf.

Ebenfalls vor 1933 in der Reinickendorfer SAP aktiv waren **James Thomas** (Rubinstein) – genannt „Der Dicke“ – und **Hildegard Fitzgerald** (Romanshorer Weg). Im Gegensatz zu Frau Fitzgerald, einer klugen und gebildeten Sozialistin, die bis zu ihrer Auswanderung (1937) an den illegalen Zusammenkünften der SAP teilnehmen konnte, musste „James Thomas“ Deutschland bereits 1933 fluchtartig verlassen. Der Alt-Bolschewist, frühere Finanzier der westeuropäischen Kommunistischen Parteien und bekannte Mitbegründer der gemäßigten KPD-Opposition war nicht zuletzt durch seine jüdische Herkunft 1933 besonders gefährdet. Es gelang ihm im Frühjahr 1933, nach Prag zu entkommen. Als Politiker, der schon im Zarismus Erfahrungen in illegaler Arbeit hatte sammeln können, gab er der SAP im deutschen Untergrund keine Zukunft und schloss sich Exil-Kreisen von „Neu Beginnen“ (S. 87) an. Über sein weiteres Wirken ist wenig bekannt, manches blieb widersprüchlich. Er verstarb in den 50er Jahren in den USA.

Die kaufmännische Angestellte **Ruth Oesterreich** (1894–1943) lebte wie „James Thomas“ – mit dem sie zusammen ein Kind hatte – bis 1933 in der „Weißen Stadt“, Arosener Allee 189. Auch diese aktive Sozialistin (SAP), eine Freundin von Sonja Liebknecht und Hedwig Duncker, war gezwungen, Deutschland im Jahr der NS-„Machtergreifung“ zu verlassen und entkam mit ihrer jungen Tochter nach Prag. In der Tschechoslowakei, wo sie zeitweise als Sekretärin des Herausgebers der „Europäischen Hefte“ (Schlamm) arbeitete, setzte sie sich ganz besonders für die Linderung der Not der Emigrantenkinder ein. Kurz vor der Besetzung Prags durch die deutsche Wehrmacht flüchtete sie nach Paris. Da sie in Frankreich keine Aufenthaltsgenehmigung erhielt, musste sie im



Ruth Oesterreich

Frühjahr 1939 nach Belgien auswandern. Dort hielt sie ihre kleine Familie durch Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen geriet sie in die Hände der SS, die sie schließlich Anfang 1943 nach Berlin überstellte. Vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, richtete man sie am 25. Juni 1943 in Plötzensee hin.

Aus dem Abschiedsbrief an die Tochter vom 25. Juni 1943:

„Du weißt, dass alle meine Gedanken bei Dir sind, mein ganzes Herz. Dein Bild schicke ich mit diesem Brief zurück, mein letzter Kuss liegt darauf und eine Lindenblüte, die ich heute aufgelesen habe, nachdem ich so lange keinen Baum gesehen hatte.

... So viel möchte ich Dir noch sagen, aber Du musst es alles in Deinem Herzen denken. Es ist ganz ehrlich: ich bin nicht unglücklich, weil ich so sicher an Deine Zukunft und an Dein Glück glaube. Alle Freunde, die dazu beitragen werden, segne ich. Und Hans besonders, wenn er Dir zur Seite bleibt als treuer Freund, wenn es nicht anders möglich ist. Ruth, Du sollst immer wissen, dass meine Gedanken bei Dir sind und dass ich fest auf Deine Kraft baue.

Ich küsse Dich innigst und heiß mit der ganzen Kraft eines starken Herzens.

In heißester Liebe, meine Ruth,
Deine Mutschli“

Nicht weniger erschütternd als das Schicksal dieser in Plötzensee Ermordeten ist das ergreifende Los einer Reformpädagogin, die im Kampf für die Menschenrechte Benachteiligter und Verfolgter das Leben ließ:



Annemarie Wolff



Kindergruppe

Annemarie Wolff (1900–1945) leitete seit 1927 in Frohnau, Oranienburger Chaussee 53, Berlins erstes individualpsychologisches Kinderheim. Aufbauend auf den Lehren des Nervenarztes Alfred Adler, wurden etwa 30 Mädchen und Jungen, darunter Schwererziehbare und Abkömmlinge aus jüdisch-kommunistischen Kreisen, in einer ungezwungenen Atmosphäre betreut. Ende März 1933 schloss die Gestapo die Einrichtung, die Reformpädagogin geriet in Haft. Danach zog sie mit dem Heim mehrmals in Berlin um, 1936 wurde sie erneut eingesperrt. Schließlich konnte sie (auch Dank der Unterstützung von Ernst Ludwig Heuss) 1937 mit den Kindern nach Kroatien entkommen – es war eine abenteuerliche Flucht. Ohne Rücksicht auf die eigene Person schützte sie psychisch kranke jüdische Kinder. Doch nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Zagreb wurde ihre Tätigkeit immer mehr eingeschränkt, viele ihrer jüdischen Freunde verschleppt und ermordet. Sie schloss sich einem Widerstandskreis an, überließ einer Jüdin ihren Pass und „tauchte unter“. Doch 1944 wurde Frau Wolff erkannt und ins berüchtigte KZ Jasenovac eingeliefert, wo man sie im Frühjahr 1945 ermordete.

Ein weiteres politisches Schicksal offenbart den bis zuletzt funktionierenden Terrorapparat des NS-Regimes: Der Ingenieur **Wilhelm Scheller** (1893–1945) wohnte bis 1932 im Norden Berlins, übersiedelte dann aber in die UdSSR, um dort Arbeit zu finden. 1937 bürgerte ihn das Deutsche Reich aus. Im Krieg (wie viele Emigranten bzw. evakuierte Ausländer) zur Arbeitsarmee eingezogen, erklärte er sich schließlich zu einem gefährlichen Einsatz in Hitler-Deutschland bereit. Im Herbst 1944 setzte ihn die Rote Armee mit einem Fallschirm über Slowenien ab. Von dort schlug er sich nach Berlin durch, wo er am 12. Oktober ankam. Er „tauchte“ bei seiner Schwiegermutter Martha Gruhl am Eichborndamm 22 „unter“.

Dort erklärte er einer Schwägerin: „Der 20. Juli 1944 hat nicht geklappt, und so müssen wir es tun!“

Über alles Weitere schwieg er sich aus. Die Familie schwebte verständlicherweise in Angst, denn das schreckliche Ende der Familie des „Fallschirmabspringers“ Ernst Beuthke (S. 158f.) stand in Reinickendorf-West allen vor Augen. Und in der Tat, auch Schellers Anwesenheit wurde bemerkt und denunziert. Am 30. November 1944 schlug die Geheime Staatspolizei zu. Im März 1945 wegen angeblicher „Spionage“ zum Tode verurteilt – fünf Familienmitglieder wurden mit Zuchthaus bestraft –, kam Wilhelm Scheller am 18. April 1945 in der Hinrichtungsstätte Plötzensee ums Leben – sieben Tage vor der Befreiung der Haftanstalt !



Wilhelm Scheller

Ehrungen, Gedenktafeln, Gräber

(Die Zahlenangabe in der Klammer verweist jeweils auf die erläuternde Textstelle.)

Pankow

- Berliner Straße 79
Berliner Straße 120
Binzstraße 50
Bürgerpark
Elsa-Brändström-Straße
(Pankower Hoffnungskirche)
Florastraße 26
Florastraße 95
Gaillardstraße 7
Hiddenseestraße 2
Kavaliierstraße 22
Maximilianstraße 11b
Miltenerger Weg 9
Mühlenstraße 24
Mühlenstraße 77
Ossietzkystraße 24/26,
Ossietzkyplatz und
Ossietzky-Schule (Gymn.)
Pankgrafenstraße 8
Pastor Niemöllerplatz
Prenzlauer Promenade 177
Trelleborger Straße 26
Volkspark Schönholzer Heide
Hauptstraße (Wilhelmsruh)
Hauptstraße 57 (Wilhelmsruh)
Lessingstraße 32 (Wilhelmsruh)
Lessingstraße 53 (Wilhelmsruh)
- Gedenktafel für Paul Zobel (S. 162)
 - Gedenktafel zur Erinnerung an das Jüdische Waisenhaus (S. 272)
 - Gedenktafel für Georg Benjamin (Siehe die „Wedding“-Darstellung dieser Reihe.)
 - Denkmal für Julius Fučík (In Plötzensee hingerichteter tschechischer Widerstandskämpfer.)
 - Gedenktafel für Pfarrer Rudolf Jungklaus (S. 198ff.)
 - Gedenktafel für Walter Husemann (S. 153f.)
 - Gedenktafel für Ernst Sasse (S. 289)
 - Gedenktafel für Rudolf Burdt (S. 269)
 - Gedenktafel für Rudolf Dörrier (S. 275ff.)
 - Gedenktafel für Erich Baron (S. 113)
 - Gedenktafel für Bruno Macker (S. 241) – verschwunden
 - Gedenktafel für Lorenz Breunig (S. 71f.)
 - Gedenktafel für das frühere Jüdische Lehrlingsheim (S. 273)
 - Gedenktafel für das frühere Jüdische Gemeindehaus und seine Opfer
 - Zu Ehren von Carl von Ossietzky (S. 233)
 - Gedenktafel für Otto Heine (S. 269)
 - Zu Ehren von Martin Niemöller (S. 181)
 - Gedenktafel für Ernst Winter (S. 269) – entfernt
 - Gedenktafel für Anton Saefkow (S. 165f.)
 - Großes sowjetisches Ehrenmal für Zehntausende Gefallener
 - Gedenkstein („Den Opfern des Faschismus“)
 - Gedenktafel für Karl Müller (S. 270) – entfernt
 - Gedenktafel für Willy Hielscher (S. 160f.) – entwendet
 - Gedenktafel für Cäsar Horn (S. 160f.) (Siehe die „Wedding“-Darstellung dieser Reihe.)

- Lessingstraße 79 (Wilhelmsruh) – Gedenktafel zur Erinnerung an das frühere Zwangsarbeitslager
- Sachsenstraße 24 (Wilhelmsruh) – Gedenktafel für Fritz Wöhrer (S. 143f.)
- Schillerstraße 50 (Wilhelmsruh) – Gedenktafel für Anna Reinicke (S. 270) – entwendet
- An der Priesterkoppel 10 (Rosenthal) – Gedenktafel für Erich Kühne (S. 270)
- An der Priesterkoppel 13 (Rosenthal) – Gedenktafel für Walter Klein (S. 289)
- Platanenstraße (Kirche) und Pfarrer-Lenzel-Straße – Zu Ehren von Joseph Lenzel (S. 225)
- Buchholzer Straße, Friedhof (Niederschönhausen) – Grabstätte von Carl von Ossietzky (S. 233),
– Ehrengrab von Robert Uhrig (S. 151 ff.),
– Grabstätte von Dr. Wilhelm Dieckmann (1944 „auf der Flucht erschossen“)
– Gedenktafel für Willy Lange (S. 270)
- Dietzgenstraße 43/45 (Niederschönhausen)
- Wilhelm-Wolff-Straße 30/32 (Niederschönhausen) – Gedenktafel für ermordete jüdische Kinder des früheren Kinderheims (S. 273)
- Stadtrandsiedlung Blankenfelde, Birnbaumring 39 (Blankenfelde) – Gedenkstein und Gedenktafel für Emil Nehring (S. 246)
- Krankenhaus Buch (Haus 209) – Gedenktafel für Franz Schmidt (S. 270)
- Karower Straße 11
- Karower Damm, Sellheim-Brücke (Karow/Blankenburg) – Gedenktafel für Max Sellheim, der in Blankenburg, Mittelstraße 22, wohnte und zu den aktiven Kräften der „Roten Hilfe“ im Norden Berlins zählte. Vom Volksgerichtshof zu einer hohen Strafe verurteilt, litt er im Zuchthaus und im KZ. Er verlor am Kriegsende – beim Todesmarsch der Sachsenhausener Häftlinge – das Leben. (Siehe den Schriftenband über „Prenzlauer Berg/Weißensee“)
- Elstersteg 34/29 (Blankenburg, Kleingartenanlage V) – Gedenktafel für Walter Siegmund (S. 270)
- Kuckhoffstraße – Zu Ehren des Mitglieds der „Roten Kapelle“ (S. 154f.)
- Janusz-Korczak-Schule – Zu Ehren des katholischen Blutzengen, der jüdische Kinder freiwillig auf dem Weg ins Todeslager begleitete.
- Friedhof Pankow III – Ehrengrab für Anton Saefkow (S. 165f.).
Zahlreiche Einzelgräber von überlebten Widerstandskämpfern (wie Walter Klaws und Dr. Karl Steiner) in der „Gräberanlage für Antifaschisten“

Reinickendorf

- Albrecht-Haushofer-Schule – Zur Erinnerung an den von der SS ermordeten Lyriker und Dramatiker
- Alt-Hermsdorf 35 (Heimatismuseum) – Gedenkraum für Dr. Wladimir Lindenberg (S. 234, 238)
- Alt-Reinickendorf 45–47 – Gedenktafel für Dr. Max Hodann (S. 286f.)
- Berliner Straße 27–33 – Gedenktafel für Opfer der Widerstandsgruppe (Tegel) „Mannhart“ (S. 252ff.) bei der Firma Borsig
- Bernauer Straße/Ecke Seidelstraße – Zu Ehren des katholischen Blutzweigen (S. 24) (Bernhard-Lichtenberg-Platz)
- Eichborndamm 107–109 (Wittenau) – Gedenktafel für die Anhänger der Gruppe Uhrig (S.151ff.) bei den Deutschen Waffen- und Munitionswerken
- Eichborndamm 238 (Wittenau) – Gedenktafel für Kinder und Jugendliche der Nervenklinik, die Opfer verbrecherischer „Experimente“ wurden
- Falkenplatz (Konradshöhe) – Gedenkstein zu Ehren von Albert Brust (S. 256ff.) und Richard Neumann (S. 270), die Opfer des NS-Systems wurden
- Gollanczstraße 40 – Gedenktafel für den verfolgten Künstler Bernhard Hoetger (S. 234)
- Hermsdorfer Straße 14 (Wittenau) – Gedenktafel für Opfer des Widerstandes bei der Firma Teves (S. 244ff.)
- Hermann-Ehlers-Haus (Wittenau) – Zu Ehren des führenden Mitglieds der Bekennenden Kirche und späteren Bundestagspräsidenten. (Siehe die „Steglitz/Zehlendorf“-Darstellung dieser Reihe.)
- Hermann-Schulz-Grundschule sowie – Zu Ehren des Pädagogen, der im Widerstand Auguste-Viktoria-Allee 37 (Bodenplatte) sein Leben verlor (S. 103ff.)
- An der Wildbahn 33 (Heiligensee) – Gedenktafel für Hannah Höch (S. 234)
- „Seglerkopf“ (Malche) – „Archaischer Erzengel“ zur Erinnerung an Hannah Höch
- Invalidsiedlung, Kommandantenhaus – Zur Erinnerung an den ermordeten (Tafel) und Staehleweg (Frohnau) Widerstandskämpfer (S. 239f.)
- Justizvollzugsanstalt Tegel – Nicht öffentlich zugängliche Gedenktafeln erinnern (Tegel, Seidelstraße 39) an die ehemaligen politischen Häftlinge Dietrich Bonhoeffer, Alfred Delp und Carl von Ossietzky.
- Klemkestraße – Zur Erinnerung an den ermordeten Arbeiter (S. 13)
- Max-Beckmann-Schule und – Zu Ehren des vom NS-Regime verbotenen -Platz, Gedenkstein (Hermsdorf) Malers (S. 139)

- Kleingartenkolonie „Am Waldessaum“ (Tegel, Seidelstraße 23) – Eine auf einem Privatgrundstück nicht öffentlich zugängliche Gedenktafel erinnert an das ermordete Ehepaar Hilde und Hans Coppi (S. 153ff.)
- Moorweg 10 (Tafel) und Franz-Neumann-Platz Loerkesteig und Kreuzritterstraße 8 Oranienburger Chaussee 53 Oranienburger Straße 285 – Zu Ehren des Widerstandskämpfers und Berliner Nachkriegspolitikers Franz Neumann (S. 54ff.)
– Zur Erinnerung an den verfolgten Dichter (S. 235)
– Gedenktafel für Annemarie Wolff (S. 292f.)
– Gedenktafel zur Erinnerung an Tausende von Patienten der Wittenauer Heilstätten, die zwischen 1933 und 1945 NS-Verbrechen zum Opfer fielen.
- Pastor-Ehlers-Haus (Hermsdorf, Schloßstraße) Rathaus Reinickendorf (Treppenaufgang im Altbau) – Zu Ehren des Hermsdorfer Bekenntnis Pfarrers (S. 213, 215)
– Gedenktafel für jene Reinickendorfer, die zwischen 1933 und 1945 auf Grund von Terror, politischer Unterdrückung und Rassismus verfolgt wurden bzw. ihr Leben ließen.
- (Am Rathauspark) – Gedenktafel, Bodenplatte und Skulptur für Opfer der NS-Diktatur sowie jeder Gewaltherrschaft. Eine Steinplatte erinnert an das Massaker in Lidice.
- Saalmanstraße 9 (Reinickendorf-West) Scharfenberg (Schulfarm) – Gedenktafel für Opfer des Widerstandes bei der Firma Stolzenberg (S. 160ff.)
– Die Schule erinnert durch eine Gedenktafel an Hans Coppi (S. 153ff) und Hanno Günther (S. 172), die als Widerstandskämpfer ihr Leben verloren.
- Schloßstraße 17 (Hermsdorf) – Gedenktafel für Gustav Landauer. Der Sozialist jüdischer Herkunft wurde 1919 von rechtsextremen Kreisen ermordet.
- Schubartstraße 55 (Wittenau) – Gehweg-Gedenkplatte für Friedrich Lüben (S. 256ff.) und andere Mitglieder der Gruppe „Mannhart“ sowie ermordete Helfer von Ernst Beuthke (S. 158f.)
- St. Bernhard (Tegel) – Katholische Gedächtniskirche für Bernhard Lichtenberg (S. 24)
- Wilhelm-Blume-Allee(Tegel) – Zu Ehren des Pädagogen und vom NS-Regime abgesetzten Begründers der Schulfarm Scharfenberg (S. 171f.)
- Zeltinger Platz 18 (Frohnau), Evangelische Johannes-Kirche Zeltinger Straße 54 (Frohnau) – Gedenktafel (auf Sockel) für „Jüdische Nachbarn“, die verfolgt, vertrieben oder ermordet wurden.
– Gedenktafel für den Schriftsteller Carl Einstein (1885–1940), der sich beim Anmarsch deutscher Truppen im französischen Exil das Leben nahm.

Literatur

- Adolph, Walter
Im Schatten des Galgens. Zum Gedächtnis der Blutzeugen in der nationalsozialistischen Kirchenverfolgung, Berlin 1953
- Amann, Renate/
v. Neumann-Cosel, Barbara
Freie Scholle – ein Name wird Programm, Berlin 1995
- Arbeitsgruppe
„Borsigwalde - einst und jetzt“
Borsigwalde – einst und jetzt. Wohnen und Industrie, Berlin 1989
- Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik
Totgeschwiegen 1933–1945. Die Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik (Stätten der Geschichte Berlins, Band 17), Berlin 1988
- Arbeitskreis
Berliner Regionalmuseen (Hrsg.)
Zwangsarbeit in Berlin 1938–1945, Berlin 2003
- Becker, Franz
Vom Berliner Hinterhof zur Storkower Komendatura, Berlin (Ost) 1985
- Beese, Hertha u.a.
Gertrud Hass. Leben und Wirken von ihr selbst erzählt, Berlin 1956
- Beier, Gerhard
Die illegale Reichsleitung der Gewerkschaften 1933 – 1945, Köln 1981
- Bergmann, Theodor
„Gegen den Strom“. Die Geschichte der Kommunistischen Partei-Opposition, Hamburg 1987
- Berliner Geschichtswerkstatt e.V. (Hrsg.)
Zwangsarbeit in Berlin 1940 bis 1945. Erfahrungsberichte aus Polen, der Ukraine und Weißrussland, Berlin 2000
- Bethge, Eberhard
Dietrich Bonhoeffer. Eine Biographie, München 1970³
- Bonhoeffer, Dietrich
Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Herausgegeben von Eberhard Bethge, München 1962

- Bracher, Karl Dietrich Die Auflösung der Weimarer Republik.
Eine Studie zum Problem des Machtverfalls
in der Demokratie, 3. Aufl.,
Villingen 1960
- Brecht, Karen u.a. (Hrsg.) „Hier geht das Leben auf eine sehr merkwürdige
Weise weiter ...“
Zur Geschichte der Psychoanalyse in Deutschland,
Hamburg 1985
- Brüning, Elfriede Lästige Zeugen?
Tonbandgespräche mit Opfern der Stalinzeit,
Halle-Leipzig 1989
- Buber-Neumann, Margarete Kriegsschauplätze der Weltrevolution.
Ein Bericht aus der Praxis der Komintern,
Berlin 1973
- Burkert, Hans-Norbert/
Matušek, Klaus/
Wippermann, Wolfgang „Machtergreifung“ Berlin 1933
(Stätten der Geschichte Berlins, Band 2),
Berlin 1982
- Büsch, Otto/
Haus, Wolfgang Berlin als Hauptstadt der Weimarer Republik
1919–1933 (Berliner Demokratie 1919–1985, Band 1),
Berlin-New York 1987
- Coppi, Hans/Danyel, Jürgen/
Tuchel, Johannes (Hrsg.) Die Rote Kapelle im Widerstand gegen den
Nationalsozialismus,
Berlin 1984
- Dehn, Günther Die alte Zeit, die vorigen Jahre. Lebenserinnerungen,
München 1964²

Deutschland – Berichte der Sozialdemokratischen
Partei Deutschlands (Sopade) 1934–1940 (Reprint),
Frankfurt am Main 1980
- Dörner, Bernward „Heimtücke“: Das Gesetz als Waffe. Kontrolle,
Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933–1945,
Paderborn/München/Wien/Zürich 1998
- Dörrier, Rudolf Pankow. Kleine Chronik eines Berliner Bezirks,
Berlin (Ost) 1949
- Drechsler, Hanno Die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands (SAPD).
Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen
Arbeiterbewegung am Ende der Weimarer Republik,
Meisenheim am Glan 1965

Duhnke, Horst	Die KPD von 1933–1945, Köln 1972
Eichler, Willi/ Hart, Martin	Leonard Nelson. Ein Bild seines Lebens und Wirkens, Paris 1938
Evangelisches Bildungswerk Berlin (Hrsg.)	Die Widerstandsorganisation Schulze-Boysen/Harnack – Die „Rote Kapelle“ (=Dokumentation 69/90), Berlin 1990
Evangelische Kirchengemeinde Frohnau (Hrsg.)	Jüdische Nachbarn 1933–1945 verfolgt – vertrieben – ermordet vergessen?, Berlin 2001
Flechtheim, Ossip. K.	Die KPD in der Weimarer Republik. Mit einer Einleitung von Hermann Weber, Frankfurt a.M. 1973 ³
Foitzik, Jan	Zwischen den Fronten. Zur Politik, Organisation und Funktion linker politischer Kleinorganisationen im Widerstand 1933/40, Bonn 1986
Franz Neumann Archiv e.V. (Hrsg.)	Tätigkeitsbericht 1974–1978. Franz Neumann. Letztes Interview, Berlin 1978
Freundeskreis der Ev. Akademie Berlin (West)	Kommunität 1982. Gesellschaftliches Engagement der Kirche oder politische Enthaltamskeit? Aus Kirchen- und Gemeindeblättern der Jahre 1932/33, Berlin 1982
Gailus, Manfred	Bruderkampf im eigenen Haus. Studien zur nationalsozialistischen Durchdringung des protestantischen Sozialmilieus in Berlin 1930–1950, Berlin 1998 (= Habilitationsschrift, TU Berlin)
Galliner, Nicola (u.a.)	Wegweiser durch das jüdische Berlin. Geschichte und Gegenwart, Berlin 1987
Gerlach, Wolfgang	Als die Zeugen schwiegen. Bekennende Kirche und die Juden, Berlin 1987

- Geschichtswerkstatt der Berliner
Vereinigung ehemaliger Teilnehmer
am antifaschistischen Widerstand,
Verfolgter des Naziregimes u.
Hinterbliebener (BV VdN) e.V. (Hrsg.)
Widerstand in Berlin gegen das
NS-Regime 1933–1945.
Ein biographisches Lexikon,
Berlin 2002ff.
- Goldberg, Bettina
Schulgeschichte als Gesellschaftsgeschichte:
die höheren Schulen im Berliner Vorort
Hermsdorf (1893–1945),
Berlin 1994
- Griebel, Regina/Coburger, Marlies/
Scheel, Heinrich
Erfasst? Das Gestapo-Album zur Roten Kapelle.
Eine Foto-Dokumentation. Hrsg. in Verbindung mit
der Gedenkstätte Deutscher Widerstand,
Halle 1992
- Hamann, Christoph
Learning by going. Stadterkundungen zum
Widerstand 1933–1945 in Berlin-Reinickendorf.
Herausgeber: Berliner Institut für Lehrerfort- und
-weiterbildung und Schulentwicklung,
Berlin 1996
- Hanke, Erich
Erinnerungen eines Illegalen,
Berlin (Ost) 1980³
- Herbert, Ulrich
Fremdarbeiter. Politik und Praxis des
„Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft
des Dritten Reiches,
Berlin-Bonn 1985
- Herlemann, Beatrix
Auf verlorenem Posten. Kommunistischer Widerstand
im Zweiten Weltkrieg. Die Knöchel-Organisation,
Bonn 1986
- hildebrandt, b + r/
Knop, Christiane
Gartenstadt Frohnau. Frohnauer Bürger erforschen
ihren Ortsteil von der Gründung bis heute,
Berlin 1985
- Hildebrandt, Bernd/
Schlickeiser, Klaus
Dalldorf-Wittenau. Bürger erforschen ihren Ortsteil,
Berlin o.J. (1987)
- Hochmuth, Ursel
Illegale KPD und Bewegung Freies Deutschland in
Berlin und Brandenburg 1942–1945.
Biographien und Zeugnisse aus der Widerstands-
organisation um Saefkow, Jacob und Bästlein,
Berlin 1998

- Institut für Marxismus-Leninismus
beim Zentralkomitee der SED (Hrsg.) Deutsche Widerstandskämpfer 1933–1945.
Biographien und Briefe, 2 Bände,
Berlin (Ost) 1970
- Kaiser, Jochen-Christoph/
Greschat, Martin (Hrsg.) Der Holocaust und die Protestanten.
Analysen einer Verstrickung,
Frankfurt a.M. 1988
- Kasper, Barbara/
Schuster, Lothar/
Watkinson, Christof Arbeiten für den Krieg. Deutsche und Ausländer
in der Rüstungsproduktion bei
Rheinmetall-Borsig 1943–1945,
Hamburg 1987
- Kliem, Kurt Der sozialistische Widerstand gegen das Dritte Reich,
dargestellt an der Gruppe „Neu Beginnen“,
Phil.Diss.masch.,
Marburg 1957
- Kloß, Klaus-Peter Siedlungen der 20er Jahre
(Berliner Sehenswürdigkeiten Bd. 4),
Berlin 1982
- Koehn, Ilse Mischling zweiten Grades. Kindheit in der Nazizeit,
Reinbek bei Hamburg 1979
- Koischwitz, Gerd Sechs Dörfer in Sumpf und Sand. Geschichte
des Bezirkes Reinickendorf von Berlin,
Berlin, o.J.
- Komitee der Antifaschistischen
Widerstandskämpfer der DDR.
Kreiskomitee Berlin-Prenzlauer Berg Zur Geschichte des Kampfes gegen den
Faschismus in Berlin-Prenzlauer Berg 1933 bis 1945,
Berlin (Ost) 1987
- Kraushaar, Luise Berliner Kommunisten im Kampf gegen den
Faschismus 1936 bis 1942.
Robert Uhrig und Genossen,
Berlin (Ost) 1981
- Kroh, Ferdinand David kämpft.
Vom jüdischen Widerstand gegen Hitler,
Reinbek bei Hamburg 1988
- Kurtz, A. Bekennende Kirche,
Berlin 1946
- Küstermeier, Rudolf Der Rote Stoßtrupp,
Berlin 1981 (Beiträge zum Thema Widerstand, Heft 3,
hrsg. von der Gedenkstätte Deutscher Widerstand)

- Lammel, Inge Jüdische Lebenswege. Ein kulturhistorischer Streifzug durch Pakow und Niederschönhausen, Berlin 2007
- von Lang, Jochen Und willst du nicht mein Bruder sein ... Der Terror in der Weimarer Republik, Wien-Darmstadt 1989
- Leuner, A. Als Mitleid ein Verbrechen war. Deutschlands stille Helden, Wiesbaden 1967
- Lewyn, Bert/Saltzman-Lewyn, Bev Versteckt in Berlin. Eine Geschichte von Flucht und Verfolgung 1942–1945, Berlin 2009
- Lian, Hsi-Huey Die Berliner Polizei in der Weimarer Republik (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 47), Berlin 1977
- Lindenberg, Wladimir Himmel in der Hölle. Wolodja als Arzt in unseliger Zeit, München-Basel 1983
- Link, Werner Die Geschichte des Internationalen Jugend-Bundes (JJB) und des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK), Meisenheim am Glan 1964
- Mason, Timothy W. Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft, Opladen 1977
- Meier, Kurt Der evangelische Kirchenkampf, Gesamtdarstellung in drei Bänden, 2. Auflage (unveränd. Nachdruck der 1. Auflage), Göttingen 1984
- Mielke, Siegfried (Hrsg.) Gewerkschafter in den Konzentrationslagern Oranienburg und Sachsenhausen. Biographisches Handbuch, 3 Bände, Berlin 2002ff.
- Mommsen, Hans Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918 bis 1933, Frankfurt a.M.-Berlin 1989

- Moraw, Frank Die Parole der „Einheit“ und die Sozialdemokratie. Zur parteiorganisatorischen und gesellschaftspolitischen Orientierung der SPD in der Periode der Illegalität und in der ersten Phase der Nachkriegszeit 1933–1948, Bonn-Bad Godesberg 1973
- Müller, Johannes/
Weckerling, Rudolf „Die Mehrheit des deutschen Protestantismus hatte einen Januskopf“, in: 1933: Wie die Deutschen Hitler zur Macht verhalfen. Ein Lesebuch für Demokraten, hrsg. von Ingke Brodersen, Klaus Humann und Susanne v. Paczensky, Reinbek bei Hamburg 1983
- Museumsverbund Pankow (Hrsg.) Die Schönholzer Heide. Von einer Vergnügungsstätte zum Gedenkort, Berlin 2007
- Neuhof, Peter Als die Braunen kamen, Bonn 2006
- Niesel, Wilhelm Kirche unter dem Wort. Der Kampf der Bekennenden Kirche der altpreußischen Union 1933–1945, Göttingen 1978
- Pegler, Klaus Es geschah in Frohnau - Frohnauer Geschichten 2, Berlin 2006
- Pfeiffer, Arnold (Hrsg.) Religiöse Sozialisten (Dokumente der Weltrevolution, Band 6), Frankfurt a.M.-Wien-Zürich 1976
- Philosophisch-Politische Akademie e.V., Sitz Kassel Leonard Nelson Gedenkfeier. Aus Anlass des 50. Todestages am 29. Oktober 1977 in Göttingen, Kassel 1978
- Pikarski, Margot Jugend im Berliner Widerstand. Herbert Baum und Kampfgefährten, Berlin (Ost) 1978
- Poelchau, Harald Die letzten Stunden. Erinnerungen eines Gefängnispfarrers, aufgezeichnet von Graf Alexander Stenbock-Fermor, Berlin 1949

- Poelchau, Harald Die Ordnung der Bedrängten. Autobiographisches und Zeitgeschichtliches seit den zwanziger Jahren, Berlin 1963
- Rat des Stadtbezirkes Berlin-Pankow (Hrsg.) Pankow. Chronik eines Berliner Stadtbezirks, Berlin (Ost) 1971
- Reichhardt, Hans J. Möglichkeiten und Grenzen des Widerstandes der Arbeiterbewegung, in: Der Widerstand gegen Hitler, herausgegeben von Walter Schmitthenner und Hans Buchheim, Köln und Berlin 1966, S. 169 - 213
- Richter, Karl (Hrsg.) Erinnerungen Reinickendorfer Sozialdemokraten, Berlin 1987
- Rohe, Karl Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1966
- van Roon, Ger Wilhelm Staehle. Ein Leben auf der Grenze 1877–1945, München 1969
- Sandvoß, Hans-Rainer Widerstand in Wedding und Gesundbrunnen, Berlin 2003
- ders. Die »andere« Reichshauptstadt. Widerstand aus der Arbeiterbewegung in Berlin von 1933 bis 1945, Berlin 2007
- Scheer, Regina Im Schatten der Sterne. Eine jüdische Widerstandsgruppe, Berlin 2004
- Schilde, Kurt/
Tuchel, Johannes Columbia-Haus. Berliner Konzentrationslager 1933–1936, Berlin 1990
- Schimmler, Bernd Recht ohne Gerechtigkeit. Zur Tätigkeit der Berliner Sondergerichte im Nationalsozialismus, Berlin 1984
- Schmidt, Erich R. Meine Jugend in Groß-Berlin, Triumph und Elend der Arbeiterbewegung 1918–1933, Bremen 1988

- Schottlaender, Rudolf
Trotz allem ein Deutscher.
Mein Lebensweg seit Jahrhundertbeginn,
Freiburg im Breisgau 1986
- Schulze, Hagen (Hrsg.)
Anpassung oder Widerstand? Aus den Akten des
Partei Vorstandes der Sozialdemokratischen Partei
Deutschlands 1932/33, in: Archiv für Soziale Fragen,
Beiheft 4,
Bonn-Bad Godesberg 1975
- Schulze, Hagen
Otto Braun oder Preußens demokratische Sendung,
Frankfurt a.M. 1977
- SED-Kreisleitung Berlin-Pankow
und Komitee der Antifaschistischen
Widerstandskämpfer der Deutschen
Demokratischen Republik,
Kreiskomitee Berlin-Pankow (Hrsg.)
Kämpfer und Sieger. Geschichte des Widerstands-
kampfes in Berlin, Stadtbezirk Pankow, gegen
Faschismus und Kriegspolitik, für Demokratie, Frieden
und Sozialismus 1933 bis 1945. Autor: Walter Klawns,
Berlin (Ost) o.J.
- See, Wolfgang/
Weckerling, Rudolf
Frauen im Kirchenkampf. Beispiele aus der Bekennenden
Kirche Berlin-Brandenburg 1933 bis 1945,
Berlin 1984
- Severing, Carl
20. Juli 1932, in: Die Gegenwart, 2. Jahrgang
Nr. 13/14, S. 14 - 17
- Szende, Stefan
Zwischen Gewalt und Toleranz.
Zeugnisse und Reflexionen eines Sozialisten,
Frankfurt a.M.-Köln 1975
- Tuchel, Johannes /
Schattenfroh, Reinhold
Zentrale des Terrors. Prinz-Albrecht-Straße 8:
Das Hauptquartier der Gestapo,
Berlin 1987
- Tuchel, Johannes
Kontakte zwischen Sozialdemokraten und
Kommunisten im Sommer 1944.
Zur historischen Bedeutung des 22. Juni 1944,
in: Dachauer Hefte 11 (1995)
- Uhlmann, Walter (Hrsg.)
Sterben um zu leben. Politische Gefangene im
Zuchthaus Brandenburg-Görden 1933 - 1945,
Köln 1983
- Verein Aktives Museum e.V. (Hrsg.)
Vor die Tür gesetzt. Im Nationalsozialismus
verfolgte Berliner Stadtverordnete und
Magistratsmitglieder 1933 - 1945,
Berlin 2006

- VVN (Hrsg.) Aus der Reinickendorfer Geschichte. Naziterror und Widerstand, Berlin 1983
- Weber, Hermann Die Wandlung des deutschen Kommunismus. Die Stalinisierung der KPD in der Weimarer Republik, 2 Bände, Frankfurt a.M. 1969
- ders. Hauptfeind Sozialdemokratie. Strategie und Taktik der KPD 1929 - 1933, Düsseldorf 1982.
- Weber, Hermann/Herbst, Andreas Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 - 1945, Berlin 2008 (2. Auflage)
- Weiss, Peter Notizbücher 1971 - 1980 (1. Band), Frankfurt a.M. 1981
- Weltlinger, Siegmund Hast Du es schon vergessen? Erlebnisbericht aus der Zeit der Verfolgung, Berlin 1954
- Wendland, Walter Kirchenkampf in Berlin (unveröffentlichtes Manuskript im Evangelischen Zentralarchiv Berlin), Berlin o.J
- Winkler, Heinrich August Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin-Bonn 1987
- Zahlbaum, Willi Aufrecht gehen. Aus der Lebensreise des Kreuzberger Arbeiterjungen Willi Zahlbaum, Neu Zittau 2000
- Zimmermann, Wolf-Dieter (Hrsg.) Kurt Scharf. Brücken und Breschen. Biographische Skizzen, Berlin 1977
- Zimmermann, Wolf-Dieter Gerechtigkeit für die Väter. Einsichten und Erfahrungen, Berlin 1983

Quellennachweis der hervorgehobenen Zitate

Erklärung der Abkürzungen:

BA = Bundesarchiv, BVVdN = Berliner Vereinigung Verfolgter des Naziregimes, EZA = Evangelisches Zentralarchiv in Berlin, GDW = Gedenkstätte Deutscher Widerstand/Belegarchiv zur Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, IfZ = Institut für Zeitgeschichte (Hrsg.), Mikrofiche-Edition: Widerstand als „Hochverrat“ 1933 - 1945, LA = Landesarchiv Berlin, LE = Landesverwaltungsamt Berlin, Abt. III - Entschädigungsbehörde, LK = Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg

S. 17	(Döblin)	Alfred Döblin, Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte des Franz Biberkopf, München 1965 (dtv), S. 8
S. 18	(NSDAP)	LK, Bestand 14/1375
S. 18	(Präsident)	a.a.O., Bestand 14/1375
S. 19	(Justiz)	a.a.O., Bestand 14/1375
S. 19	(Kürschner)	a.a.O., Bestand 14/1375
S. 20	(Poelchau)	Harald Poelchau, Die Ordnung der Bedrängten, Berlin 1963, S. 37
S. 21	(Strafanstalt)	LK, Bestand 14/1349
S. 22	(Schilp)	a.a.O., Bestand 14/1349
S. 25	(Zahlbaum)	GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 11. November 1983 sowie Aufzeichnungen (siehe auch die Literaturliste)
S. 25	(Drucker)	a.a.O., Unveröffentlichter Bericht von Erich Drucker (Leo Baeck-Institut, New York + Liselotte Drucker)
S. 26	(Zahlbaum)	a.a.O., Interview des Verfassers am 11. November 1983 (siehe auch die Literaturliste)
S. 26	(SOPADE)	„Deutschland-Berichte“ (siehe auch die Literaturliste), Band 1936, S. 53
S. 27	(Zahlbaum)	GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 11. November 1983 sowie Aufzeichnungen (siehe auch die Literaturliste)
S. 28f.	(Drucker)	a.a.O., Unveröffentlichter Bericht von Erich Drucker (Leo Baeck-Institut)

- S. 29 (Drucker) a.a.O., Unveröffentlichter Bericht von Erich Drucker (Leo Baeck-Institut)
- S. 29 (Zahlbaum) a.a.O., Interview des Verfassers am 11. November 1983 (siehe auch die Literaturliste)
- S. 29 (Utzelmann) a.a.O., Vortrag (Tonbandmitschrift) Utzelmann 1967 (durch L. Corper)
- S. 30 (Drucker) a.a.O., Unveröffentlichter Bericht von Erich Drucker (Leo Baeck-Institut)
- S. 30 (Lange) a.a.O., Interview des Verfassers am 31. Mai 1985
- S. 31 (Zahlbaum) a.a.O., Interview des Verfassers am 11. November 1983 (siehe auch die Literaturliste)
- S. 31 (Poelchau) Harald Poelchau, Die Ordnung der Bedrängten, Berlin 1963, S. 40 f.
- S. 33 (Zahlbaum) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 11. November 1983 (siehe auch die Literaturliste)
- S. 33 (Poelchau) Harald Poelchau, Die Ordnung der Bedrängten, Berlin 1963, S. 41
- S. 35 (Urner) a.a.O., Gespräch des Verfassers am 14. März 1990
- S. 35 (Latte) GDW/Berlin, Interview von Barbara Schieb mit Konrad Latte († 2005) am 16. Januar 1989
- S. 36 (Bethge) Eberhard Bethge, Dietrich Bonhoeffer. Theologe-Christ-Zeitgenosse, München 1970, S. 897
- S. 37 (Poelchau) H. Poelchau, Dietrich Bonhoeffer im Gefängnis, in: Berliner Sonntagsblatt vom 3. April 1955, S. 2
- S. 37 (Bonhoeffer) Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, München/Hamburg 1970, S. 184
- S. 38 (Bonhoeffer) a.a.O., Widerstand und Ergebung, S. 180
- S. 38 (Poelchau) H. Poelchau, Dietrich Bonhoeffer im Gefängnis, S. 2
- S. 39 (Poelchau) ders., Die letzten Stunden. Erinnerungen eines Gefängnispfarrers, Berlin 1949, S. 34 ff.
- S. 42 (F. Neumann) Franz Neumann Archiv (FNA), Franz Neumanns letztes Interview

- S. 42 (M. Wolf) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 28. Mai 1984
- S. 42f. (P. Haßforth) a.a.O., Interview des Verfassers am 15. Mai 1991
- S. 43 (E. Scheil) a.a.O., Interview des Verfassers am 20. Januar 1983
- S. 44 (Zimmermann) a.a.O., Interview des Verfassers am 3. November 1982
- S. 45 (Breitzke) a.a.O., Interview des Verfassers am 2. März 1983
- S. 45 (M. Wolf) a.a.O., Interview des Verfassers am 28. Mai 1984
- S. 45f. (Düttchen) Pankower Heimatchronik, Unterlagen von Kurt Düttchen
- S. 46f. (Hinz) LE, Entschädigungsakte von Kurt Hinz Nr. 14757
- S. 47 (Haßforth) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 15. Mai 1991
- S. 47 (Craatz) a.a.O., Interview des Verfassers am 20. September 1983
- S. 48 (Schwabedal) LE, Entschädigungsakte von Karl Reichel Nr. 23054
- S. 48f. (Reichel) a.a.O., Entschädigungsakte Nr. 23054
- S. 50 (E. Stahl) Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich Ebert Stiftung (Bericht Emil Stahl)
- S. 51 (K. Schwarz) LE, Entschädigungsakte von Karl Schwarz Nr. 22961
- S. 52 (Deutschmann) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 26. November 1990
- S. 53 (Landgericht) LE, Entschädigungsakte Karl Schwarz Nr. 22961;
BA, R 58/3316
- S. 54 (F. Neumann) (FNA), Franz Neumanns letztes Interview
- S. 55 (E. Rehfeldt) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 2. Dezember 1983
- S. 55 (G. Sonnemann) a.a.O., Interview des Verfassers am 28.3.1984
- S. 56 (W. Höppner) a.a.O., Interview des Verfassers am 19. Oktober 1982
- S. 56 (A. Hübner) LA, C Rep. 118-01/A 5760
- S. 57 (F. Neumann) LE, Entschädigungsakte von Franz Neumann
Nr. 120084 und LA, C Rep. 118-01/A 2138
- S. 57 (W. Höppner) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 19. Oktober 1982
- S. 60 (G. Sperling) LE, Entschädigungsakte von Georg Sperling Nr. 24797
- S. 61 (R. Deutschmann) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 26. November 1990
- S. 62 (W. Meseck) LA, C Rep. 118-01/A 10275 (als Bürge für Wilhelm Riese)

- S. 62 (P. Haßforth) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 15. Mai 1991
- S. 62 (E. Scheil) a.a.O., Interview des Verfassers am 20. Januar 1983
- S. 63 (Breitzke) a.a.O., Interview des Verfassers am 2. März 1983
- S. 63 (I. Rehfeldt) a.a.O., Interview des Verfassers am 2. Dezember 1983
- S. 63 (D. Schrön) a.a.O., Interview des Verfassers am 24. Oktober 1989
- S. 64 (G. Sonnemann) a.a.O., Interview des Verfassers am 28. März 1984
- S. 65 (E. Hahn) LE, Entschädigungsakte von Erich Hahn Nr. 15291
- S. 66 (E. Hoffmann) a.a.O., Entschädigungsakte von Erich Hoffmann Nr. 10944
- S. 67 (H. Schlimme) LA, C Rep. 118-01/A 8931
- S. 69 (Kammergericht) BA, NJ 1973 (Kammergericht Berlin)
- S. 71 (B. Thurow) LE, Entschädigungsakte von Bernhard Thurow Nr. 22306
- S. 76 (Düker) Heinrich Düker, Gedenkworte für Leonard Nelson,
in: Leonard Nelson Gedenkfeier
(siehe die Literaturliste), S. 46
- S. 78 (Irmer) GDW/Berlin, Schreiben von Erich Irmer (Australien)
an den Verfasser (1984)
- S. 78 (K. Kulse) a.a.O., Interview des Verfassers am 14. Dezember 1981
- S. 79 (K. Kulse) a.a.O., Interview des Verfassers am 11. Januar 1984
- S. 80 (E. Irmer) a.a.O., Schreiben von Erich Irmer (Australien)
an den Verfasser (1984)
- S. 80 (K. Mietke) a.a.O., Interview des Verfassers am 20. April 1983
- S. 80 (E. Irmer) a.a.O., Schreiben von Erich Irmer (Australien)
an den Verfasser (1984)
- S. 82 (Anklageschrift) BA, ZC 16630
- S. 82 (Nr. 14) a.a.O., NJ 2263
- S. 82f. (Küstermeier) Rudolf Küstermeier, Der Rote Stoßtrupp
(siehe auch die Literaturliste)
- S. 83 (W. Rüdiger) LA, C Rep. 118-01/A 23485
- S. 85 (K. Düttchen) Pankower Heimatchronik, Unterlagen von Kurt Düttchen
- S. 85 (F. Krüger) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 22. Oktober 1981
und 25. Oktober 1983

- S. 86 (Schrön) a.a.O., Interview des Verfassers am 24. Oktober 1989
- S. 86f. (Domke) a.a.O., Unterlagen Friedrich Krüger (Roter Stoßtrupp)
- S. 88 (Anklageschrift) BA, NJ 14505
- S. 90 (G. Hein) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 22.1.1985
- S. 90 (Ch. Bergemann) a.a.O., Interview des Verfassers am 29.11.1982
- S. 91 (H. Borsky) a.a.O., Interview des Verfassers am 12.10.1981
- S. 92 (H. Emmelmann) a.a.O., Interview des Verfassers am 15.7.1982
- S. 95 (H. Komm) a.a.O., Interview des Verfassers am 27.10.1982
- S. 96 (G. Sperling) LE, Entschädigungsakte von G. Sperling Nr. 24797
- S. 96f. (H. Komm) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 27.10.1982
- S. 97 (W. Pöppel) a.a.O., Schreiben von Walter Pöppel (Schweden) an den Verfasser (1982)
- S. 99 (F. Benke) a.a.O., Interview des Verfassers im Januar 1984
- S. 100 (A. Schulz) a.a.O., Interview des Verfassers am 8.10.1991
- S. 101 (L. Köhler) a.a.O., Interview des Verfassers am 11.11.1981
- S. 101f. (E. Fähling) a.a.O., Kopie der Niederschrift vom 14.4.1959 (durch Dr. H. J. Reichhardt)
- S. 102 (W. Voß) LE, Entschädigungsakte von W. Voß Nr. 222324
- S. 103 (O. Seiffert) a.a.O., Entschädigungsakte von O. Seiffert Nr. 25758
- S. 103 (H. Borsky) GDW/Berlin, Schriftliche Mitteilung von Herbert Borsky an den Verfasser
- S. 104 (H. Komm) a.a.O., Niederschrift von Herbert Komm über Hermann Schulz (1983)
- S. 106 (F. Benke) a.a.O., Interview des Verfassers im Januar 1984
- S. 107 (H. Komm) a.a.O., Mitteilung an den Verfasser am 3.12.1983
- S. 108 (Resolution) Zitiert lt. Margarete Buber-Neumann, Kriegsschauplätze der Weltrevolution (siehe die Literaturliste), S. 343
- S. 109. (K. Elgaß) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 12.2.1982
- S. 110 (R. Rothkamm) a.a.O., Kopie der Niederschrift vom 18.6.1959
- S. 111 (K. Salzsieder) Pankower Heimatchronik, Unterlagen von Karl Salzsieder

S. 113	(A. Baier)	LA, C Rep. 118-01/A 549
S. 113	(G. Richter)	LE, Entschädigungsakte von Georg Richter Nr. 11319
S. 114	(R. Sachs)	LA, C Rep. 118-01/A 23767
S. 115	(G. Gossa)	GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 23.3.1983
S. 117	(P. Wepler)	LA, C Rep. 118-01/A 10838
S. 117	(Prozess)	GDW/Berlin, Kopie der Anklageschrift beim Kammergericht vom 31.8.1934
S. 117	(Eilanweisung)	a.a.O., Kopie der Anklageschrift beim Kammergericht vom 31.8.1934
S. 118	(RFB)	a.a.O., Kopie des Urteils des Kammergerichts vom 12.4.1935
S. 120	(Passow)	a.a.O., Kopie einer Niederschrift von Heinz Passow
S. 122ff.	(Hanke)	Erich Hanke, Erinnerung eines Illegalen, S. 18 ff.
S. 126	(E.V.M.B.)	BA, NJ 13322
S. 126f.	(H. Köschwitz)	LA, C Rep. 118-01/A 23193 (Karl Bienert)
S. 128f.	(Kammergericht)	BA, ZC 5627 (Anklageschrift C vom 9.5.1935)
S. 129ff.	(Mickin)	GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 22.11.1990
S. 132f.	(A. Baier)	LA, C Rep. 118-01/A 549
S. 134	(G. Richter)	LA, C Rep. 118-01/A 27566
S. 134	(IAH)	IfZ (Hrsg.), WaH, Mikrofiche Nr. 0054/0508f. (Anklageschrift vom 26.3.1936)
S. 135	(IAH)	a.a.O., (Anklageschrift vom 26.3.1936)
S. 135	(B. Zimmer)	LE, Entschädigungsakte von Georg Richter Nr. 11319 (Zimmer als Bürge)
S. 137	(G. Richter)	LA, C Rep. 118-01/A 27566
S. 137	(Urteil)	BA, VGH/Z, Kammergerichtsurteil vom 12. Juni 1940 gegen Alfred Mudrack
S. 139	(B. Garling)	LA, C Rep. 118-01/A 3053
S. 140	(W. Hausotter)	GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 8.12.1983
S. 140	(Dumke)	LA, C Rep. 118-01/A 13732 (Artur Faber)

- S. 141 (Hausotter) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 8. Dezember 1983
- S. 141f. (Schröder) a.a.O., Interview des Verfassers am 13. November 1990
- S. 143 (Steiner) LA, C Rep. 118-01/A 4279
- S. 143 (Intres) a.a.O., C Rep. 118-01/A 2660
- S. 144 (Hausotter) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 8. Dezember 1983
- S. 145 (Reicheneder) LA, C Rep. 118-01/A 7292
- S. 147 (Frenzel) a.a.O., C Rep. 118-01/A 2547
- S. 147 (Sonnemann) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 28. März 1984
- S. 148 (Böhm, 1945) LA, C Rep. 118-01/A 957
- S. 148 (Böhm) Karl Richter, Erinnerungen Reinickendorfer Sozialdemokraten, Berlin o.J., S. 28
- S. 150 (Staatsanwalt) BA, VGH/Z, Ermittlungsverfahren Frieda Wagenknecht u. andere (v. 20. Mai 1940)
- S. 150 (Wagenknecht) LA, C Rep. 118-01/A 23233
- S. 152 (Budeus) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 4. Januar 1984
- S. 154 (Husemann) IML beim ZK der SED (Hrsg.), Deutsche Widerstandskämpfer (Band 1), Berlin 1970, S. 440
- S. 155ff. (Neuhof) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 9. Dezember 1983
- S. 158 (Wernecke) Pankower Heimatchronik, Henriette Wernecke über „Die illegale Arbeit von Dora Baumann“
- S. 159 (Reiff-Hundt) Zitiert nach: Tuchel/Schattenfroh, Zentrale des Terrors (siehe die Literaturliste), S. 256
- S. 160 (Fähling) GDW/Berlin, Kopie einer Niederschrift vom 14. April 1959 (durch Dr. H. J. Reichardt)
- S. 164 (Reisler) a.a.O., Unterlagen von Erwin Reisler
- S. 167 (Flugblatt) a.a.O., Unterlagen Gruppe Sredzki (durch E. Reisler)
- S. 168 (E. Forst) a.a.O., Interview des Verfassers am 7. April 1992
- S. 169f. (Schrön) a.a.O., Interview des Verfassers am 24. Oktober 1989
- S. 170f. (Gaulke) a.a.O., Interview des Verfassers am 8. November 1990
- S. 171 (Humboldt-Banner) Zitiert lt. Tagesspiegel v. 7. Februar 1984 („Sein Scharfenberg war ein Modell der Bildungsreform“)

- S. 172 (Scheel) Heinrich Scheel, Von der Schulfarm Scharfenberg zur „Roten Kapelle“ (Gemeinschaftsbildung im Widerstand), in: Evangelische Akademie Berlin (West), Die Widerstandsorganisation (siehe auch die Literaturliste)
- S. 174 (Laukant) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 9. September 1983
- S. 174ff. (Meißler) a.a.O., Schreiben von Gerhard Meißler an den Verfasser (18. Dezember 1983)
- S. 177 (Wafner) a.a.O., Interview des Verfassers 1991 und am 10. März 1998
- S. 177f. (Brunke) a.a.O., Interview des Verfassers am 19. Oktober 1990
- S. 178 (Craatz) a.a.O., Interview des Verfassers am 20. September 1983
- S. 179 (Omankowsky) a.a.O., Interview des Verfassers am 7. Januar 1988
- S. 180 (Schmidt) a.a.O., Interview des Verfassers am 4. September 2001
- S. 184ff. (Beschoren) a.a.O., Kopie der Aufzeichnungen von Wilhelm Beschoren (3 Hefte) durch Familie Beschoren
- S. 190 (Beyerhaus) Archiv der Kirchengemeinde Borsigwalde (durch Pfarrer Karl Johann Rese)
- S. 191 (Becker) GDW/Berlin, Schreiben von Ilse Becker geborene Glasomersky an den Verfasser (12. Februar 1990)
- S. 191f. (Protokoll) Archiv der Kirchengemeinde Borsigwalde (Kopie)
- S. 192 (Auersch) GDW/Berlin, Schriftliche Mitteilung von Hans-Hermann Auersch am 18. Oktober 1981
- S. 192f. (Wentzlaff-Eggebert) EZA, Bestand 7/11628
- S. 193 (Sup. Dr. Fritsch) Archiv der Kirchengemeinde Borsigwalde (Kopie)
- S. 194 (Beyerhaus) Archiv der Kirchengemeinde Borsigwalde (Bericht Beyerhaus)
- S. 196 (Jungklaus) GDW/Berlin, Kopie eines Berichts von Sieghild u. Dietrich Jungklaus (durch S. Jungklaus)
- S. 196 (Bluhm) a.a.O., Kopie der Aufzeichnungen von Pfarrer Bluhm (durch Hans-Dieter Bluhm)
- S. 198 (Jungklaus) a.a.O., Kopie des Berichts von S. u. D. Jungklaus
- S. 199 (Scharf) a.a.O., Mitschrift eines ZDF-Interviews (Dr. Guido Knopp) vom 18. Juli 1984

S. 201	(Beschoren)	a.a.O., Kopie der Aufzeichnungen von Wilhelm Beschoren
S. 201	(Jungklaus)	a.a.O., Kopie des Berichts von S. u. D. Jungklaus
S. 202	(S. M. Klatt)	a.a.O., Interview des Verfassers mit Senta Maria Klatt am 18. Juli 1990
S. 203f.	(Jungklaus)	a.a.O., Kopie des Berichts von S. u. D. Jungklaus
S. 204	(Bluhm)	a.a.O., Schreiben von Hans-Dieter Bluhm an den Verfasser vom 25. August 1990
S. 204	(S. Bluhm)	a.a.O., Aufzeichnungen von Siegfried Bluhm (Kopie durch Hans-Dieter Bluhm)
S. 205	(Jungklaus)	a.a.O., Kopie des Berichts von S. u. D. Jungklaus
S. 206	(Pf. Jungklaus)	EZA, Bestand 50/674
S. 208	(Westphal)	a.a.O., Bestand 7/11750
S. 209	(Konsistorium)	a.a.O., Bestand 7/12474
S. 209	(Fahland)	a.a.O., Bestand 7/12474
S. 210	(Blankenburg)	a.a.O., Bestand 7/12474
S. 211	(DC)	a.a.O., Bestand 7/11771
S. 214	(Visitation)	a.a.O., Bestand 50/159
S. 215	(Pohle)	GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 22. März 2007
S. 215f.	(Gaede)	a.a.O., Interview des Verfassers am 18. April 2007
S. 217	(Hunsche)	EZA, Personalakte Klara Hunsche (Kopie durch Elisabeth Stephani)
S. 219ff.	(Dannenberg)	GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 10. Oktober 1983
S. 221f.	(Beschoren)	a.a.O., Kopie der Aufzeichnungen von Wilhelm Beschoren
S. 227	(Kuczewski)	LE, Entschädigungsakte Nr. 12261 (A. Kuczewski)
S. 228f.	(Anklageschrift)	a.a.O., Entschädigungsakte Nr. 24426 (H. Ventzke) mit der Kopie der Anklageschrift (1944)
S. 230f.	(J. Rehwald)	GDW/Berlin, Schreiben von Josef Rehwald an den Verfasser (1984)
S. 232	(G. Walter)	Georg Walter, „NSKK-Obersturmführer Walter“, ein Angehöriger der Schwarzen Front, in: W. Uhlmann (Hrsg.), Sterben um zu leben, Köln 1983, S. 140ff.; GDW/Berlin, Schreiben von Georg Walter an den Verfasser (1986)

- S. 235 (Koischwitz) Gerhard Koischwitz, Sechs Dörfer in Sumpf und Sand, Berlin o.J. (1984), S. 238
- S. 237f. (Langrock) GDW, Kopien von Aufzeichnungen von Werner Langrock mit Belegen über die mehrmalige Haft des Vaters
- S. 239 (v. Roon) Ger van Roon, Wilhelm Staehle. Ein Leben auf der Grenze 1877 - 1945, München 1969, S. 37
- S. 241f. (Kowalewsky) GDW/Berlin, Interview des Verfassers im Mai 1990
- S. 242 (Neuhof) a.a.O., Interview des Verfassers am 9. Dezember 1983
- S. 242ff. (Kowalewsky) a.a.O., Interview des Verfassers im Mai 1990
- S. 248 (Scheil) a.a.O., Interview des Verfassers am 20. Januar 1983
- S. 248 (Kozlowski) BA (SAPMO), FBS 278/12628
- S. 249f. (Scheil) GDW, Interview des Verfassers am 20. Januar 1983
- S. 257 (Braun) a.a.O., Interview des Verfassers am 21. August 1981
- S. 257 (Kollat) a.a.O., Interview des Verfassers am 26. November 1982
- S. 258 (Anklageschrift Dressler) BA, VGH/Z, Dressler, Otto und andere vom 9. Juni 1944 (S. 7 der Anklageschrift)
- S. 259 (Wittek) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 20. November 1984
- S. 259 (Anklageschrift) BA, VGH/Z, Dressler, Otto und andere v. 9. Juni 1944 (S. 5 der Anklageschrift)
- S. 259ff. (Wittek) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 20. November 1984
- S. 260 (Anklageschrift) BA, VGH/Z, Dressler, Otto und andere v. 9. Juni 1944 (S. 7 der Anklageschrift)
- S. 261 (Kolbasan) Zitiert lt. Dokumentarfilm v. B. Kasper/L. Schuster „Arbeit im Krieg. Rheinmetall-Borsig 1939–1945“ (Mitschrift GDW/Berlin, Unterlagen zur Gruppe „Mannhart“)
- S. 261 (Urteil) BA, VGH/Z, Dressler, Otto und andere vom 25. Juli 1944 (S. 1 des Urteils)
- S. 262f. (Wittek) GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 20. November 1984
- S. 264f. (Flugblatt) LA, C Rep. 118-01/A 16066 (Dr. Klesse)
- S. 265 (Albrecht) GDW/Berlin, Schreiben v. L. Albrecht-Jokiell an den Verfasser (1992)
- S. 266 (Dünnebacke) a.a.O., Interview des Verfassers am 21. März 1983

S. 267	(Neuland)	LE, Entschädigungsakte Nr. 23547
S. 273	(Weltlinger)	S. Weltlinger, Hast Du es schon vergessen? Erlebnisbericht aus der Zeit der Verfolgung, Berlin 1954, S. 8 f.
S. 274	(Kantelberg)	BVN-Berlin/Archivunterlagen des Berliner Verbandes der Opfer des Nationalsozialismus (O.d.N.)/ Hedwig Kantelberg
S. 275	(Weltlinger)	S. Weltlinger, Hast Du es schon vergessen?, S. 26
S. 276f.	(Dörrier)	GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 14. September 1990
S. 278	(Gerson)	LE, Entschädigungsakte Nr. 1834
S. 282	(Riede)	LE, Entschädigungsakte Nr. 22822 sowie Leonard Gross, Versteckt, Hamburg 1983, S. 105 ff.
S. 283	(Weltlinger)	S. Weltlinger, Hast Du es schon vergessen?, S. 26 f.
S. 284	(Gebauer, Friedrich)	LE, Entschädigungsakte Nr. 392
S. 284f.	(Gebauer, Frieda)	GDW/Berlin, Interview des Verfassers am 20. Oktober 1983
S. 285	(Schwersenz)	Jizchak Schwersenz, Flucht am Hohentwiel, in: Ferdinand Kroh (siehe die Literaturliste), S. 134 f.
S. 287	(Ackerknecht)	GDW/Berlin, Schreiben von Erwin Ackerknecht an den Verfasser (1981)
S. 292	(Abschiedsbrief)	aa.O., Unterlagen über Ruth Oesterreich

Bildnachweise

Amerika-Gedenkbibliothek	1	Landesarchiv Berlin	12
Archiv für die Geschichte der Arbeiterbewegung	11	Morus Verlag	1
Bildarchiv der Jüdischen Gemeinde zu Berlin	1	Omanowsky, Manfred	1
Bund der Antifaschisten (Pankow)	2	Pöppel, Walter	2
Bundesarchiv	2	Weber, Hermann	2
Dr. Grunwald, Christiane	1		
Heimatismuseum Reinickendorf (Archiv)	2		
IVVN Berlin (Geschichtskommission)	1		
Kirchengemeinde Borsigwalde	2		
Kirchengemeinde Hermsdorf	1		
Kirchengemeinde Pankow (Hoffnungskirche)	1		
Konsistorium der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg	2		

Personenverzeichnis

A

Ackerknecht, Dr. Erwin 287f.
Ackermann, Anton 124
Ackermann, Walter 131f.
Ackert, Karl 119
Adler, Alfred 293
Agatz, Wilhelm 126
Albertz, Martin 23f., 182, 217
Albrecht, Gustav 91
Albrecht, Lisa 50
Albrecht-Jokiel, L. 265
Alexander, Lola 280
Alket (Firma) 161, 162
Almstadt, Bernhard 162
Alten, Paul 253, 254
Amberger, Gertrud 74
Amberger, Otto 247
Ammon, Fritz 70
Amtsberg, Helene 35
Andreas-Friedrich, Ruth 34
Andrek, Willy 153
Anlauf (Polizeioffizier) 116
Arendsee, Martha 111
Argus (Firma) 160, 163, 242, 245, 279, 285
Asmussen, Hans (BK) 212
Ast, Frieda 229f.
Auersch, Erich 192
Auersch, Hans-Hermann 192
Ausländer, Dr. Fritz 112

B

Bach, Friedrich 119
Badke, Werner 54
Bahn Müller (Buchhändler) 35
Baier, Alfred (KPD) 113, 124, 132f.
Baier, Karl (SAP) 23
Baranowski (SS) 230
Baron, Erich 113
Barteleit, Emil 243

Barthel, Marie 267
Bartsch, Erika 74, 180
Bartsch, Heinrich 124
Bartsch, Martin 180
Baruch, Siegfried und Ilse 272
Bästlein, Bernhard 160ff.
Bauer, Arnold 17
Baumann, Dora 158f.
Beck, Ludwig (Generaloberst) 239
Becker, Erwin (RFB) 118
Becker, Franz (KPD) 122, 135
Becker, Ilse (geb. Glasomersky) 191
Beckmann, Max 139
Beese, Hertha 73
Behr, Kurt 253, 255, 264f.
Behr, Wilhelm (Rosenthal) 136ff., 281
Behrend, Kurt 73
Behrendt (SPD, Hermsdorf) 139
Behrendt, Helmuth (KPD) 131f.
Beiersdorf, Hermann 115
Beldner, Hans 23
Bendt, Wilhelm 45
Benke, Fritz 98f., 105f.
Bergemann, Charlotte 90
Berger, Fritz 89ff.
Berger, Leonhard 224
Bergmann Elektrizitätswerke (Firma) 11, 160f., 247ff., 289
Bergmann, Hans 124
Bergtel, Rudolf 137
Berli, Lieselotte (BK) 217
Beschoren, Wilhelm 182ff., 190ff., 203, 221f.
Bethge, Eberhard 36ff., 215
Beuthke (Familie) 115, 158f., 293
Beuthke, Ernst 13, 45, 115, 158f., 248, 293
Beuttel, Wilhelm 157ff.
Beyer, Gerhard 102
Beyerhaus, Siegfried (BK) 183, 190ff.
Beyermann 167
Biberkopf, Franz (Romangestalt) 17
Bielbuch (BK) 186
Bielefeld, Wilhelm 125ff.

Bielig, Fritz 63
Bienert, Karl 125ff.
Biereigel, Hans 202
von der Biesen (Ehepaar) 253
Bilke, Walter 119
Birnbaum, Karl (Psychiater) 14
Bischoff, Georg 79, 81
Blankenburg (BK-Pfarrer) 183, 208
Blenke, Conrad 147
Bloch, Margot 277f.
Bloch, Werner 140ff., 144
Bluhm, Hans-Dieter (Pfarrer) 204
Bluhm, Siegfried (BK-Pfarrer)
183, 196ff., 200, 202ff.
Blume, Wilhelm 171f.
Blumenstock, Kurt 61
Bock, Arthur 218f.
Boesler, Willi (DC) 211
Bogdan, Herbert 167, 261
Böhm, Erich (KPD) 147f.
Böhm, Walter (SPD) 92
Böhnke, Cläre (Helferin) 281
Böhnsel (Pfarrer) 192
Bolte, August 125ff.
Bonhoeffer, Dietrich 24, 36ff., 209, 215
Bönisch, Hans 253, 265
Borbe, Gustav 124
Boremski, Willi 23
Borsig (Firma) 11, 44, 154, 163, 252, 255ff.
Borsky, Herbert 55, 91, 103
Bösch, Amandus 108
Boesler (DC) 211
Böb, Gustav 14
Bothe, Adolf 23
Böttcher, Karl 115
Bouillot, Paul 263
Brachmann, Erwin 23
Branden, Oskar 191
Brandes, Alwin (DMV) 245f.
Brandt, Willy 96f., 99, 106, 233
Braun, Arno 257
Braun, Otto 41

Braune, (Pfarrer) 205
Brehm, Eugen 98
Breihahn, Otto 22
Breitzke, Frieda 45, 63
Brenning, Hans 23
Brenning, Gerhard (Pfarrer) 212, 220
Breslauer (Häftling) 17
Breunig, Lorenz 71f.
Brome, Hermann 46
Brück (Verfolgte) 216
Brüning, Elfriede 288
Brüning, Heinrich 40, 93
Brunke, Heinz 177f.
Bruske, Paul 263
Brust, Albert 256ff., 261
Buchholz, Peter (Pfarrer) 225
Buchweitz, Johannes (SPD) 43, 61
Budeus, Horst 152
Budeus, Walter 151ff.
Bührig, Erich 67
Bukowski (Obsthändler) 280
Burckhardt (BK-Pfarrer) 217
Burckhardt, Hans 23, 125ff.
Burdtt, Rudolf 269
Burgwitz, Else (BK) 211, 219
Busch, (SPD) 47
Buttke, Carl 74, 180
Büttner, Kurt 95

C

Caballero 134
Castan, Rudolf 70
Chalaski, Wanda 136
Chambon (BK-Pfarrer) 214
Cichocki, Erich 58
Cohn (Ehepaar) 278, 281
Collin, Walter (Pfarrer) 207
Coppi, Hans 153ff., 171f.
Coppi, Hilde 153ff.
Craatz, Franz 178
Craatz, Heinz 47, 178
Crohn, Kurt 272

D

Daene, Margarete 280
Daene, Wilhelm 244ff., 279f.
Danileit (SPD) 63
Dannenbaum, Hans (BK-Pfarrer) 37, 220
Dannenberg, Hans (Pfarrer) 219ff., 285
Dannenmann, Arnold (Pfarrer) 220
Danzmann, Karl 115
Dawideit, Erich 160, 165, 168
Debba, Bruno 22f.
Deckers, Werner 160, 163
Dehn, Günther 24
Delp, Alfred 24
Deppner, Anna (BK) 202
Deutsche Waffen- u. Munitionswerke
11, 151ff., 160, 167, 241, 254
Deutschmann, Max 61
Deutschmann, Rudolf 52f., 61
Devrient (Theologe) 19
Dewald (Café) 140
Dewald, Herbert 23
Diamant, Max (SAP) 97
Dibelius, Dr. Otto (BK) 223
Dickmann, August CZJ) 230
Dieckmann, Wilhelm (OdF) 294
Diederich, Ludwig (SPD) 232
Diestel, Max (BK-Pfarrer) 182, 217
Dimentstein 158
Dimitroff 175, 290
Döblin, Alfred 17
Dobslaw, Emil 267
Dohrmann (Feldbischof) 220
Domke, Erich (Prenz. Berg, SPD) 86f.
Domke, Erich (Pankow, SAP) 99f., 107
Dönch, Fritz 79
Döring (Hilfsprediger) 213
Dorow (Pfarrer) 219
Dörrier, Rudolf 275ff.
Dosquet (Ärzte) 233
Dreher (Lokal) 140
Dreier (SPD) 61
Drescher, Max 153

Dressel, Wilhelm 72
Dressler, Otto 253, 255ff., 264
Drogolaw, Willi 174
Drucker, Erich 23, 25, 28ff.
Drzymala, Heinz 246
Dühning (Pfarrer) 209
Düker, Heinrich 76
Dumke, Georg 140, 144
Dumke, Hilde (s. Ott)
Duncker, Hedwig 291
Dünnebacke, Adele 266
Dünnebacke, Adolf 266
Dürener Metallwerke 151ff.
Düttchen, Kurt 45f., 56, 61f., 84f.
Dysterdik (Dipl.-Ing.) 185f.

E

Ebeling, Dr. Gerhard (BK) 183, 214ff.
Eckert (Propst) 187, 193
Eckert, Otto 83
Eggert, Hans 23
Ehlers (Familie) 240
Ehlers, Wilhelm (BK-Pfarrer) 213, 215
Ehrhardt, H. (BK-Pfarrer) 200, 206, 214
Eichler, Otto 67
Eichler, Willi 77
Eichner, Reinhold 61
Einenkel, Emil 161
Eisenstein, Julius 284
Eisfeld (SS) 230
Eisinger, Walter 90
Elgaß, Karl 93, 108f.
Eliasberg, Dr. (NB) 88f.
Eliassohn, Marga 121
Elsner (KPD) 144
Elsner, Kurt (SPD) 23
Elter, Gustav 124
Emmelmann, Horst 92
Emonts, Carl 232, 288f.
Engel (BK) 218f.
Engel (Prof.) 220
Engel, Fritz 256

Engel, Otto 253
Engel, Paul 59
Engler (DC) 222
Erich & Graetz (Firma) 161f.
Erler, Fritz 61, 89, 92f.
Ernst, Karl (SA-Führer) 46, 113, 129
Erxleben (Pfarrer) 225, 239

F

Faber, Artur 140ff., 144
Faber, Wilhelm 125ff.
Fageb (Firma) 64, 73
Fahland (Konsistorialrat) 209, 222
Fähling, Erich 98, 101f., 160f., 165
Fangauf, Karl (Pfarrer) 207
Feige (Erzpriester) 198, 225
Fenske, Hilde 123
Finke, Ursula 280
Fitzgerald, Hildegard 291
Flohr (Firma) 176, 278
Forst, Dr. Erwin 168, 225
Forst, Richard 139
Forstreuther, Siegfried 162
Fraenkel, Ernst 51, 97
Frank, Otto (SPD) 50ff.
Franz, Paul, 59
Frayssinet, Paul 263
Freisler (NSDAP) 19, 262, 269
Freitag (Familie) 220
Frenzel, Max 64, 112, 135, 146f.
Frese, Wilhelm 22
Freud, Siegmund 286
Friebel (Hilfsprediger) 221
Friedel, Wilhelm 59
Friedländer, Dr. Hans 274
Friedlein (NSDAP) 274
Friedrich-Ebert-Siedlung 14, 34
Fritsch, Dr. Paul (BK, Sup.) 182f., 187, 193
195ff., 200, 202f., 206, 208f., 211, 214, 216
Fritsche, Elisabeth und Franz 228ff.
Fübinger, Karl 246
Fuchs (Pfarrer) 61

G

von der Gablentz, Otto Heinrich 236f.
Gaede, Else 215f.
von Galen, Graf 205
Garbaty (Firma) 123f.
Gardei (Rotsport) 131f.
Garling, Bernhard 139ff., 144
Garske (KPD) 157
Gaßner, Werner 228
Gau, Erich (SAP) 105
Gauche, Fritz 253
Gaulke, Günther 61, 170f.
Gaulke, Johannes 61
Gebauer, Frieda 284f.
Gebauer, Friedrich 284f.
Gehann (BK-Pfarrer) 183, 214
Geissler (Gestapo) 98
Geldermann (Bäcker) 225
Gembitzky (BK) 202
George, Herbert (SAP) 94
George, Walter 253
Gerson (Pädagoge) 170
Gerson, Alfons (Dipl.-Ing.) 212, 243, 278
Geschke, Ottomar 168, 240
Geyer (SPD) 61
Glameyer, Ernst 58
Glasomersky, Hermann (BK) 183, 190ff.
Glühse, Erich 92
Göbel, Walter (Borsig) 263
Goerdeler, Carl 237, 238ff.
Goertz, Robert (Borsig) 257
Goetz, Herbert 274f.
Gohtow, Richard (BK) 210
Goltz, Fritz 160ff., 164f.
Gondeck 156
Gossa, Gerhard 110, 114f.
Gostomsky, Hans 100f., 107
Grabow, Max 133
Gräfe, Paul 146
Gransee, Eduard 59
Gresens, Otto 23
Grieb, Marta 152

Grieb, Rudolf 152f.
 Grigers, Herbert 172
 Grob, Fritz 76ff., 90
 Grosch, Annemarie (BK) 213, 217
 Groß, Nikolaus 24
 Groß, Wilhelm (BK) 201f.
 Große, Dr. A. (Pfarrer) 219
 Grossek (Lokal) 178
 Großmann, Else 114
 Grüber, Heinrich 156, 203, 220, 239
 Grubert, Willy 229f.
 Gruhl, Martha 293
 Grumm (Ehepaar) 277
 Grün (Ehepaar) 282
 Grünberg, Karl 234
 Grünfeld (Firma) 150
 Grundke, Herbert 149, 246
 Grundwald (Waisenhaus-Ltg.) 198
 Grunert, Bernhard 140
 Grunwald, Max (Maler, BK) 201, 212f., 218f., 234
 Grützke, Dr. Rose 145f.
 Grzeschik, Paul 124
 Grzesinski 42
 Grzywotz, Erna 95f.
 Gsellius (Buchhandlung) 104
 Guddorf, Wilhelm 104, 154
 Günther, Hanno 172
 Günther, Hans 288
 Guthmann, Wilhelm 271
 Gutjahr, Karl 29
 Guzinski (KPD) 132

H

Haase, Otto (KPD) 256ff., 262
 Hackradt (SA) 49
 Hähnel, Hermann 160
 Hahn, Erich 65ff.
 Hahn, Karl 170
 Hahn, Walter 174
 Hanke, Erich 121ff.
 Hannemann 165
 von Hanstein, Otfried 139

Harder, Harry 162
 Harnack, Arvid 154f., 172
 Härtig, Hugo 263
 Harwardt, Heinrich 132
 Hasche, Paul 98
 von Hase, Paul 37, 220
 Haß, Gertrud 73
 Haß, Johannes 50, 73
 Hasse & Wrede (Firma) 64, 124, 162
 Haßforth, Hermann 47
 Haßforth, Karl 47
 Haßforth, Paul 42f., 47, 62, 235
 Haubach, Theodor 64ff.
 Haupt (Rektor) 44
 Hausotter, Willi 140ff., 144f.
 Hauswald, Bruno 138ff., 144, 146, 225
 Heerklotz, Herbert 98, 102
 Heidemann, Ella 276f.
 Heimannsberg 42
 Hein, Gerhard 89ff., 92
 Heine, Otto 269
 Heinrich (Polizeimajor) 64ff., 74
 von Heinz (Geheimrat) 189
 Helbig (BK-Pfarrer) 206
 Hellige, Heinrich 155f.
 Hellige, Hertha 155f.
 Hellige, Martha 155f.
 Hellige, Walter 155f.
 Helmy, Dr. med. 280
 Hempel, Erich 165
 Henkel, Erwin 119
 Hensel, Willy (BK) 214
 Hentze, Waldemar 162
 Herscher, Arno 119
 Herz (Firma Lindner) 242
 Herz, Martha 111
 Herzog, Julius 119
 Hesse, Eberhard 23
 Heuss, Ernst Ludwig 293
 Heyde (BK-Pfarrer) 206
 Heydrich (SS) 268
 Heymann (Ehepaar) 281

Hiege, Werner 61
Hielscher, Helene 160f.
Hielscher, Willy 160f.
Hildebrand, Walter (BK) 217
Hildebrandt, Franz (BK) 209
Hildenbrand (SPD) 50
Hilgenfeld (Ehepaar) 277
Himmel (Vikar) 192
Himmel, Hermann (BK) 212
Himmeler (SS) 192, 268
Hindenburg, Paul von 219
Hindrichsen, Ida 254f.
Hinz, Helmut (SPD) 13, 45ff.
Hinz, Johann (KPD) 125f.
Hinz, Kurt (SPD) 45ff.
Hinze, Paul (KPD) 253, 263
Hirschfeld, Carl Magnus 286
Höch, Hannah 234
Hodann, Max 14, 77, 252, 286f.
Hodapp, Ludwig 54, 58
Hoefs (Buchhändler) 63
Hoernle, Alfred 91, 138ff., 143, 145, 160, 245
Hoetger, Bernhard 234
Hoeven, Bernhardt 52, 61
Hoffmann (Lehrer) 191
Hoffmann, Alice (KPD) 144
Hoffmann, Erich (SPD, Treptow) 56ff., 66f., 70
Hoffmann, Erich (SPD, Pankow) 56, 58
Hoffmann, Oskar (KPD) 124
Hohl, Felix 13
Höhne, Fritz (SPD) 64
Hohnstädter, Albert 54, 58
Holstein (BK-Anwalt) 189
Höppner, Walter 22, 56ff., 63, 86
Horlitz (SPD) 50
Horn, Cäsar 160f., 163
Horstmeier, Otto 35, 61, 84, 280f.
Höbler, Albert 154
Huber, Michael 97f.
Hübner, Armand 42, 56ff., 60
Hübsch, Gerhard 106
Huhn (BK-Pfarrer) 206

Hundt, Charlotte 158f., 243
Hundt, Willy 79, 159
Hunsche, Klara (BK) 217f.
Husemann, Frieda 123
Husemann, Walter 129, 153f.

I

Iffland (Bildhauer) 139
Intres, Georg 140f., 143f.
Irmer, Erich 77ff.
Iwanik, Bruno 47

J

Jacob, Franz (KPD) 159ff., 166
Jacobi, Gerhard (BK-Pfarrer) 198, 217
Jadasch, Anton 148
Jagdmann, Willi 218f.
Jahn, Trude 245
Jahn, Willi (OdF) 137, 245
Jankowski, Gustav 119
Janzen, Johann 153
Jänicke, Theodor (BK) 192, 213, 215
Jendretzky, Hans 121f.
Jeremias, Dora 78
Jerneitzig 282
Jiro, Herbert (BK) 210
Junge, Hermann 119
Jungklaus, Dietrich 198ff.
Jungklaus, Rudolf 182f., 193, 195ff., 203ff.
Jungklaus, Sieghild 198ff., 204, 206, 218

K

Kadler, Fritz 23
Kaleschke, A. (BK) 214
Kaleske, Reinhold 117f.
Kaminski, Joh. 119
Kantelberg, Erwin 274f.
Kantelberg, Hedwig 274f.
Kapelle, Heinz 23, 84f.
Kapteina, Hugo 162
Karlein 244
Karow, Dr. (Bischof) 186

Kasper, Barbara 252, 261
Kasper, Emma 280
Kassel, Dr. Ilse 139ff., 142, 144ff.
Kauf (KPD) 133
Kaufmann, Georg 253, 265
Kaulisch (Kaufmann) 191
Kautz, Walter 125ff.
Kay, Ella 55
Kellotat, Gerhard 117
Kerff, Anna 290
Kerff, Willy 290
Kersten, Ilse 34f., 217f.
Kienast 42
Kiesow, Dr. (BK) 202
Kießling (Restaurant) 187
Kippenberger, Hans 232, 290
Kirschner, Selma 279
Kjossewa, Anna (siehe Kerff)
Klatt (NSDAP) 186
Klatt, Senta Maria (BK) 202
Klatt, Werner (SAP) 98
Klausener, Erich 224
Klaws, Walter 119ff.
Klein, Hermann (Lehrer) 277
Klein, Walter 289
Kleist, Walter 245f.
Klemke, Fritz 13
Klemstein, Friedrich 132
Klesse, Dr. Maria 252ff., 265
Klesse, Dr. Max 15, 252ff., 264f., 286
Klesse, Sophie 264f.
Klesse, Dr. Renate 265
Klingenberg (BK) 216
Klippenstein, Otto 152ff.
Klubach, Otto 245f.
Kluge, Hildegard 106f.
Kluge, Walter 95, 97f., 105ff.
Klühs, Franz 22, 25, 51, 54
Knoblauch, Paul (KPD) 289
Knobloch (Wärter) 37
Knöchel, Wilhelm 157f.
Knodt (Pfarrer) 21
Knopf, Max 267f.
Kobler, Dr. (Arzt) 278
Köbis, Albin 114
Koch, Otto 72f.
Koch, Paul 140, 144
Kochanowski, Gottlieb 278
Kochmann, Martin 278
Köhler, Luise 101
Köhler, Max 23, 101
Kohls, Friedrich 140
Koischwitz, Gerd 235
Kolbasan, Alexander 259ff.
Kollat, Horst 257
Kolwitz, Arthur 67, 70
Komm, Herbert 94ff., 104ff.
Komm, Hermann 95, 290
Konietzky, Georg 243f., 266
König, Karl 23
König, Max 163
Köppe, Walter 111, 289
Korn, Kurt 144
Korn, Käthe 136, 255
Köschwitz, Hugo 126f.
Kowalewsky, Herbert 241ff.
Kowalke, Alfred 157
Kozlowski, Eberhardt 248
Kramer, Friedrich 61
Krämer, Gustav 119f.
Kranz, Hermann 134, 137f.
Kranz, Willi 115
Krause, Artur (Borsig) 257
Krause, Dr. (DC) 196ff., 207f.
Krautmann (Familie) 154
Krebs, Alfred 268f.
Krebs, Martin 67
Kreuzberg, Willi 117f.
Kreuziger, Max 111
Kroeger, Otto 246
Kroh, Robert 135f.
Krüger (Lehrer, NS) 169
Krüger, Friedrich (SPD) 85, 87
Kubath, Josef 136

Kubel, Alfred 79
Kubick (SA-Schönholz) 120f.
Kuckhoff, Adam 154
Kuczewski, Albert 226f.
Kuhl, Agnes 59
Kühn, Alfred 23, 25
Kühn, Otto 289
Kühne, Erich 270
Kuhr, Otto 102f.
Kulse, Kurt 78f., 81
Kulse, Werner 79, 81
Künstler, Franz 49, 73, 83
Kunter, Albert 23
Kuntz, Albert 108
Kupke, Dr. J. (Arzt) 235
Kürschner, Erich 18ff., 44, 92f., 208
Kurz, Hans (Spitzel) 152, 261
Kusitzky (Helfer) 281
Küstermeier, Elisabeth 97
Küstermeier, Rudolf 82ff.
Kuttig, Hans 59
Kutzera, Berta 281

L

Labuszewski, Georg 229f.
Ladewig 243
Landauer, Gustav 139
Lange, Ernst (KPD) 123
Lange, Franz 24, 29, 30
Lange, Heinrich 250
Lange, Willy 270
Langner, Kurt 133
Langrock, Otto 237f.
Latte, Konrad 35, 281
Laukant, Agnes 34
Laukant, Willi 173f.
Lautenschläger, Hans 173
Lauterbach, Paul (BK) 183, 208
Lawerenz, Lieselotte (BK) 217
Leber, Julius 166
Leder, Felix 139
Leder, Willy 61, 74

Lees, Moritz 275
Lehmann, Paul (Borsig) 263
Leirer, Hans 110
Leiser, Alfred 278
Lenk (Polizeioffizier) 116
Lentzsch, Rudolf 124ff.
Lenz, Erwin 271
Lenzel, Joseph 225
Leo, Emil 158
Leow, Willi 116
Lerm, Paul 176f.
Less, Moritz 275
Lesser, Gerda 280
Leuschner, Bruno (KPD) 136, 255
Leuschner, Wilhelm (SPD) 67, 87, 238
Levi, Paul 103
Levy (Familie) 281
Lewin (Verfolgte) 281
Lichtenberg, Bernhard 24, 224
Lichtenstein (Familie) 203
Liebelt, Karl 67
Liebknecht, Karl 113, 290
Liebknecht, Sonja 291
Liebold, Gerhard 228
Liermann 133
Linden, Vera 279
Lindenberg, Wladimir 234, 238, 250, 265
Lindhorst, Johannes 169f.
Lindner (Firma) 73, 159, 241ff., 258
Lindner, Herbert 241f.
Lindner (Pankow) 196
Lippert (NSDAP) 111
Litten, Hans 13
Loerke, Oskar 235
Lorenz (Firma) 71
Lorenz, Erich (SPD) 59
Löschke, Wilhelm 116
Lowack, Alfred 53
Löwe, Horst 256
Löwenheim, Walter 87ff.
van der Lubbe, M. 290
Lubczyk, Paul 119f.

Lüben, Friedrich 256ff., 262f.
Lüdtke, Karl 162
Lumma, Arno und Johanna 282
Luscher, August 112
von Lutzki, (BK) 24
Lux, Erich 279
Luxemburg, Felix 279
Luxemburg, Rosa 94f., 103, 290

M

Maaß (Offizier) 221
Macker, Bruno 270
Maddalena 134
Mademann 42
Mader, Wilhelm 140, 144
Mägdefrau (Firma) 113
Mahlow, Paul 253ff.
Malon (NS-Lehrer) 171
Mammach, Erich 253ff.
Mammach, Käthe 253ff., 264f.
Mann, Heinrich 288
Maresch, Martin (BK-Pfarrer) 183, 195ff., 202
Mariaschk (Vikar) 214
Markiewicz, Lotte 280
Markus, Hans 253
Markwitz, Alfred 50ff.
Marlinghaus (SPD) 49
Maschke, Walter 67
Masuch, Wilhelm 69f.
Matthes (SPD) 53
Mattick, Kurt 90
May, Walter (Arbeiter, KPD) 91
May, Walter (Pädagoge, SPD) 170
Megelin, Else 87
Megelin, Kurt 53, 73, 83ff., 85
Meißler, Gerhard 174ff.
Meißler, Herbert 174ff.
Mende, Fritz 95
Mendelson, Paul (BK-Pfarrer) 203
Meseck, Wilhelm 61f.
von Metnitz, Charlotte 278
Mett, Franz 123

Meyer, Willi 131ff.
Michael, Dr. (BK) 183, 211
Michaelis (Rechtsanwalt) 55
Mickin, Walter 122, 129ff., 167
Mickinn, Hans 130f.
Mielke, Erich 116
Mierendorff, Carlo 134
Mieritz (BK-Pfarrer) 183, 207f., 214
Miertschke, Paul 59
Mietke, Kurt 80
Milkert, Heinz und Marie 278
Minia (DC) 189, 192
Mittelstedt 243
Moebs (Helferin) 280
Möhring, Dorothea 283
Möhring, Georg 283
von Moltke, Helmuth James Graf 236f.
Mudrack, Alfred 137
Mühlmann, Josef 52, 61ff.
Mülle, Karl 23
Müller, Dr. (Arzt) 220
Müller (Pfarrer) 210
Müller (Reichsbischof) 191, 194, 211
Müller, E. (OdF) 270
Müller, Georg (NB) 93
Müller, Karl 270
Müller, Kurt (Dreher, OdF) 143
Müller, Lina und Heinrich 159
Müller, Minna (Wilhelmsruh) 280
Müller-Gorden, Wilhelm 278
Münchhagen (BK) 210
Mundiens (RFB) 119
Munter, Arnold 132
Munter, Hanne Lore 281
Münzenberg, Willi 232, 288
Muths, Erwin 23

N

Natteroth, Hermann 173
Nau, Emma und Walter 59
Naujoks, Ewald 174
Naujoks, Friedrich 23, 32

Nehring, Emil 246
Neidhardt, Arthur 41
Nelson, Leonard 76, 286
Nemack, Wilhelm 22
Neuengart, Otto 253
Neuhof, Gertrud 155ff.
Neuhof, Karl 155ff., 242
Neuhof, Peter 155ff., 242
Neuland, Hedwig 267f.
Neumann, Alfred („Ali“) 129
Neumann, Franz (SPD) 22, 42, 54ff, 63f., 73, 148
Neumann, Richard (OdF) 270
Neunzig (Prof., SPD) 139
Neutert, Eugen 138ff., 144, 146, 154, 225
Nicke, Alfons 133
Niedrig, Oswald 140ff., 144f.
Niemöller, Martin 181, 195, 202, 212, 217
Noack, Martha (Helferin) 280
Noack, Kurt (SPD) 74
Note, Richard 26

O

Oesterreich (DC) 200
Oesterreich, Ruth (SAP) 291f.
Omankowsky, Manfred 63, 178f.
Omankowsky, Meta 63, 148
Osram 162
von Ossietzky, Carl 17, 134, 233
von Ossietzky, Maud 233
Ostrowsky, Dr. Herbert 235
Ott, Emil 144f.
Ott, Hilde 140, 144f.

P

Paasch, Alwin 213, 220
Pahl, Walter 245f.
Palmedo, Dr. (Pfarrer) 183ff., 190
Pankow, Hermann (BK) 183, 195, 200, 202, 214
von Papen 41
Parde(r)mann 113
Passow, Heinz 119ff.
Patzig (SPD) 63

Patzschke (Ehepaar) 277f.
Paul, Alfred 59, 63
Paul, Hildegard 89f.
Paul-Gerhardt-Stift 34
Pehl (KPD) 91, 144
Peltzer, Dr. Otto 23
Perels, Friedrich Justus 37
Pfeiffer, Hans 108
Philipp, Johanna 59
Philippson, Julius 79
Pickert, Erich 247
Pieck, Wilhelm 108, 291
Pieper, Franz 270
Pisternik, Walter 88ff., 92
Pitteroff, Hans 74
Podgorsky, Helmut 23
Pohle, Ingeborg 215
Poeck, Bruno 23
Poelchau, Harald 19ff., 31, 33ff., 61, 218, 219ff., 281
Poelchau, Dorothee 34
Possehl, Franz 247
Pöppel, Walter 97f.
Preuss, Alfred 119
von Preysing (Bischof) 224, 225
Priewe 148
Prometheus (Firma) 91, 143, 153
Protz, Minna 124
Prüfer 157

Q

Quade, Erich 131ff., 163

R

von Rabenau (BK-Pfarrer) 217
Raddatz, Karl (KPD) 168
Radde (BK) 214f.
Radoch, Fritz 159
Radoch, Wally geb. Hundt 159
Radtke, Gertrud 144
Rakosi 133
Rambow, Ernst 164, 166f.
Rätsch, Wilhelm 140

Reckzeh, Dr. 240
Redmann, Otto 23, 68
Reffert, Anna 114
Rehfeld, Herbert (Neukölln) 23
Rehfeldt, Herbert (Tegel) 55
Rehfeldt, Irma 55, 63, 75
Rehwald (Familie, ZJ) 230
Reich, Hermann 23
Reichel, Karl 48f., 55, 64, 139
Reicheneder, Florian 140ff., 145, 254, 255
Reichhardt, Dr. H. J. 42, 60, 101, 110, 125, 160
Reichpietsch, Max 114
Reichwein, Adolf 166
Reiff-Hundt, Marianne 159
Reinecke, Otto 229
Reinicke, Anna 270
Reinisch, Franz 24
Reisler, Erwin 160f., 163f., 256
Resch (Prof.) 133
Retzlaff, Walter 279
Reuter, Kurt 89
Rexin, Ernst 91, 270
Reymann, Andreas (Theologe) 22
Rheinmetall-Borsig (Firma) (siehe Borsig)
Richter, Eva 137
Richter, Georg („Rote Hilfe“) 113, 133ff., 136f.
Richter, Ilja 137
Richter, Max 133
Richter, Paul (Firma Teves) 246
Richter, Reinhold 115
Richter, Trude (KPD) 288
Richter, Willy („Rote Kämpfer“) 241
Riede, Kurt 282
Riedel, Fritz 152, 167
Riese, Wilhelm 61, 73
Rikowski (Gestapo) 53, 57
Röder, Anna 246
Roestel, Ida 144
Roggenbuck, Helene (s. Hielscher)
Rohde, Otto (sen.) 63
Röhm, Ernst (SA) 129
Romenat, Otto 140

Römer, Dr. Josef 151ff., 167
van Roon, Ger 239
Rosadzinski, Franz 118
Rose, Charlotte (BK) 217
Rosenau, Hugo (BK-Pfarrer) 183, 208
Rosenberg (NSDAP) 198
Rosenberg, Hans und Werner 124
Rosenfeld, Dr. Kurt (SAP) 93
Rosenstern, Iwan 14
Rothkamm, Rudolf 109f., 131f., 163
Rottke, Heinz 161
Rubinstein („Der Dicke“) 95, 291
Rudner, Berthold 17, 23
Rüdiger, Werner 52, 83ff.
Ruhnke (BK-Pfarrer) 183
Ryneck, Elfriede 50

S

Saar, Fritz (SPD) 288
Sachs (Familie) 280
Sachs, Hans 114
Sachs, Ruth 114
Saefkow, Anton 102, 148, 149, 159ff., 246, 270
Sahnwald, Heinz 137
Salzsieder, Karl 111f.
Sämisch, Paul (BK) 195, 198, 202, 206
Sander, Artur 253ff.
Sass (KPD) 165
Sasse, Ernst 289
Sauer, Max 161f.
Scaruppe, Alexander 79ff., 90
Scaruppe, Otto 23, 79ff.
Schad, Karl (Diakon) 206
Schäfer, Maria 121f.
Schallamach, Georg (SPD) 139
Schamedatus, Albert 125ff.
Scharf, Kurt (BK) 199, 202, 214, 221
Scharfschwerdt, Otto 15, 64ff., 74
Scheel, Heinrich 172f.
Scheer, Paul 62
Scheil, Erwin 43, 62, 247ff.
Scheller, Karl (NSDAP) 185

Scheller, Wilhelm (OdF) 293
 Scherchen (Rektor) 285
 Schermer-Grünberg, Hella 171
 Scheunemann, Kurt 62
 Schicke, Erich 63
 Schiep-Samizadeh, Barbara 35
 Schilp, Emil (Pfarrer) 18ff.
 Schirdewan, Karl 168
 Schlamkow, Rudolf 133
 Schlamm, W. S. 291
 Schlegelmilch, Helmut 95f.
 Schlenther (Ehepaar) 280
 Schliestädt, Heinrich 245
 Schlimme, Hermann 66ff., 70
 Schmeer, Heinrich 150
 Schmeier, Hans 47, 61
 Schmeling, Max 31
 Schmidt, Bruno (Pfarrer) 24
 Schmidt, Emil (Vorsteher) 31
 Schmidt, Emilie (Helferin) 135
 Schmidt, Erich (SAJ) 89
 Schmidt, Franz (Buch) 270
 Schmidt, Fred 74, 180
 Schmidt, Fritz (ISK) 77, 253
 Schmidt, Horst-Günther (ZJ) 24, 228
 Schmidt, Jutta (Helferin) 283
 Schmidt, Kurt (SAJ) 92f.
 Schmidt, Margarete (Helferin) 277
 Schmidt, Pauline 165
 Schmidt, Peter 180
 Schmidt, Richard (SPD) 51 ff., 73
 Schmidt, Walter A. (KPD) 288
 Schmidt, Walter (SAJ) 89f.
 Schmidt, Wilhelm (Teves) 246
 Schmiedecke (BK) 215
 Schmirgal, Otto 153
 Schmulz, Werner 23
 Schneider, Hans R. 253, 264f.
 Schneider, Hilde 253, 264f.
 Schock, Ella und Emil 278, 281
 Scholz, Paul 59, 139
 Schöneck, Grete 164
 Schönian, Margarete 246
 Schönwald, Friedrich 74
 Schottlaender, Rudolf 250
 Schowalter, August 183ff., 190
 Schröder, Gerhard (KPD) 110, 140ff., 146
 Schröder, Dr. Karl 95f.
 Schröder, Willi (SPD) 58
 Schrön, Doris 63, 86, 169f.
 Schuch, Rudolf 23
 Schüler, Herta 174
 Schulz, Alfred (SAP) 100f.
 Schulz, Ellen (SAP) 104f.
 Schulz, H. (KPD) 132
 Schulz, Hans (Rotsport) 114, 132, 162
 Schulz, Hermann (SAP) 95ff., 103ff., 169
 Schulz, Käthe 281f.
 Schulze, Frieda 280
 Schulze-Boysen, Harro 153ff., 172
 Schünemann (Arzt) 180
 Schureck, Georg 113
 Schurich, Erwin 118
 Schuster, Lothar 252, 261
 Schwab, Dr. Alexander 29, 95f.
 Schwabedal, Gustav 48f.
 Schwarz, G. (Ingenieur) 59
 Schwarz, Karl (SPD) 51 ff., 86
 Schwarz, Rudolf 23
 Schwenk, Paul 111
 Schwersenz, Jizchak 285
 Sedow, Leon 287
 Seemann, Gustav 267
 Seidel (NSDAP) 193
 Seiffert, Otto (SAP) 102f.
 Selbiger, Heinrich 272
 Senf (Pfarrer) 205
 Senftleben, Bruno 83
 Senk, Willi 131
 Severing, Carl 41f.
 Seydewitz, Max 93
 Siebert, Artur 118
 Siebert, Dr. (Pfarrer) 206
 Siedentopf, Fritz und Martha 261

Sieg, John 154
Sieg, Ruth 281f.
Siegle, Karl 22
Siemund, Walter 270
Sietmann (Helfer) 281
Silber, Alfred 73
Simmel, Ernst 14, 286f.
Snell, Frieda 71
Sodtke, Artur 153
Solf, Hanna 225, 239f.
Sommer, Dr. Margarete 224
Sonnemann, Grete 55, 64, 75, 147
Sosnowski (Familie) 281
Specht (KPD) 132
Specht, Minna 76
Sperling, Georg 59f., 95f., 169
Spieler, Sigmund 121f.
Splanemann, Herbert 246
Spliedt, Heinrich 23
Springer, Julius (Verlag) 276
Sredzki, Gerhard 164f., 167f.
Staehle, Hildegard 239f., 274
Staehle, Wilhelm 239f., 274
Staewen, Gertrud 35, 215f.
Stahl, Emil 50f.
Stalin 111, 137, 288, 290
Stechert, Otto 55, 63f.
Steffelbauer, Kurt 135
Stegemann, Ella 281
Stein, Martin 22, 53, 58
Steinbrückner, Willi 142
Steiner, Ilse 139ff., 144f.
Steiner, Dr. Karl 70, 139ff., 142, 144f.
Stenig (Jurist) 13
Stennes (SA) 232
Sternberg, Dr. Fritz 93
Stöhr, Hermann 24
Stolzenberg (Firma) 160ff.
Strase, Herbert 23
Strauch, Rudolf 263
Streich, Gustav (BK) 186
Streiber, Kurt 171

Stretefeld, Fritz 243
Strinz, Willi 83
Strohmann, Walter 153
Strotzyk, Peter 245f., 279f.
Stuckatz, Franz 143
Stuckatz, Hilde 141
Stude, Edmund 136
Studer 143
Styppa, Helmut (BK) 213
Suhr, Dr. Otto 97
Sünderhauf, Ernst 59, 91
Süßbach, Willi (BK) 203, 208ff.
Szpitter (DC) 185f.

T

Tappe (Personalchef) 285
Tegeler Gaswerke 161
Temme (SPD) 53
Tenner, Eva 149, 245f.
Teves (Firma) 72, 73, 149f., 160, 244ff., 258, 279f.
Thalheimer, Dr. August 93, 108
Thäle, Ernst 119
Thälmann, Ernst 57, 80, 116f., 134, 175
Theek, Karl 253ff.
Theuerkauf, Arthur 211
Thiele, Georg (KPD) 289
Thiele, Georg 23
Thiele, Hans (KPD) 23
Thiele, Theo (SPD) 23, 55, 90f., 93, 163
Thierfelder, Cäsar 67, 70
Thon, Rudolf 23
Thurack, Hans 99f.
Thurm (SPD) 50
Thurow (Familie) 70
Thurow, Bernhard 49, 70
Timm, Fritz 102f., 107
Todten, Walter 63
Tönjes (BK-Pfarrer) 183, 214
Tops, Hermann 153, 162, 243f.
Trebe, Ella 159
Tremblay, Edouard 260ff.
Treptow, Ella 267

Trotzki, Leo 93, 108, 287f.
Tschäpe, Herbert 149
Tuchscherer, Hans 225
Tünker, Wilhelm 27

U

Uecker, Maximilian 136
Uhrig, Robert 146, 151ff., 162, 167, 243, 270
Ulbricht, Walter 108, 289
Ulfert, Gustav 147
Ullstein 162
Umrath, Dr. Oskar 92f.
Unger, Erwin 23
Urban, Erich 119f.
Urban, Wilhelm 23
Urich, Max (DMV) 245f., 257, 266
Urner, Hans (Theologe) 34f.
Urner, Johann Christoph 35
Utzelmann, Franz Peter 23, 29

V

Vehdelmann, Albert 253
Veltener Maschinenfabrik 161
Venus, Karl 245f.
Villwock, Willy 127f.
Violet, Dr. Bruno (BK-Pfarrer) 212
Voffrei, Karl 23
Vogel (BK-Pfarrer) 214
Voigt (DC-Pfarrer) 213, 215
Voigt, Willi 124
Volta-Werke (Firma) 163
Voß, Albert (SPD) Titelfeld, 22
Voß, Ernst (Reichsbanner) 23
Voss, Otto (DMV) 266
Voß, Willi (SAP) 23, 102
Vötter, Georg 135

W

Wafner, Kurt 176f.
Wagenfeld, Heinrich 63f., 251
Wagenknecht, Erwin (KPD) 119f.
Wagenknecht, Frieda 150

Wagenknecht, Helmut 121
Wagenknecht, Paul 149f., 245
Wagner, Helmuth (KPD) 23
Wagner, Oskar 233
Wahsilkowsky, Herbert 118
Walcher, Jacob 94ff., 290f.
Wald, Edu 146
Walter, Elisabeth 149
Walter, Georg (KPD) 23
Walter, Georg (Schwarze Front) 232f.
Walter, Margarete 129, 149
Walz, Oskar (KPD) 125ff.
Walz, Reinhold (SPD) 73
Wandke, Karl 62
Waren, Albert 115
Wassmund, Ehepaar (OdF) 275
Weber, Hermann (KPD) 119
Weber, Gustav (SPD) 22, 55, 58
Wedel, Kurt 63
Weenen (SPD) 61
Wegener, Karl 130
Weidner 133
Weiher, Johanna 133
Weise, Reinhold 70
Weiß, Gerhard 155
Weiss, Peter 287
Weißensteiner, Richard 153ff.
Weitkus, Gustav 102f., 107
Welke, Walter 59
Weltlinger, Siegmund 273, 275, 282f.
Wentzlaff, Paul 229f.
Wentzlaff-Eggebert (DC) 192f., 200, 211f., 213
Wepler, Paul 117f.
Wernecke, Henriette 158
Werner, Dr. (E.O.K.) 210
Westphal (Pfarrer) 207f.
Widmann, Kurt 179
Wiechert, Theo 54, 56
Wiele (DC-Pfarrer) 194, 221
Wienig, Erich 65ff.
Wiersich, Oswald 67
Wilimzig, Wilhelm 212

Wille, Dr. Gerhard 92
Wille, Werner 92
Winkler, Fritz (ZJ) 226f.
Winter, Ernst 269
Wittek, Martha 259ff.
Wittek, Max 259ff.
Wirkus (Helfer) 282
Wöhler, Fritz 141, 143f., 270
Wolf, Erwin (Trotzkist) 287
Wolf, Max (SPD) 42, 45
Wolf, Margot 277
Wolff, Alfred (OdF) 275
Wolff, Annemarie 292f.
Woserow (SPD) 91
Wuessing, Fritz 253
Wurm (Bischof) 220

Y

Yorck von Wartenburg, Peter Graf 236f.

Z

Zahlbaum, Willi 23, 25ff.
Ziechert, Arnold 170
Ziehmann, Karl 269
Ziemann, August 251
Zimmer, Bruno 135, 175
Zimmermann, Georg 44, 92
Zinn, Carl 83
Zobel, Paul 162
Zobel, Walter 23
Zweiling, Dr. Klaus 23

Straßen- und Ortsverzeichnis

A

Achtermannstraße 124ff.
Afrikanische Straße 14, 20
Akkordeonstraße (Buchholz) 281
Alexanderplatz (Polizeipräsidium) 25, 29, 55, 57,
78, 80, 114, 115, 121, 127, 204, 212, 227, 268
Allmendeweg 58, 114
Alt-Tegel 187
Alt-Wittenau 169, 212f.
Amalienpark 11
Am Fließ (Blankenburg) 267
Am Hirschwechsel (Heiligensee) 252ff.
Am Hügel (Wittenau) 159
Am Priesteracker (Wittenau) 278
Am Rosensteg (Tegel) 163
Am Waldpark (Hermsdorf) 278
An der Buche (Frohnau) 214
An der Priesterkoppel (Rosenthal) 136, 281, 289
An der Schneise (Heiligensee) 255, 282
An der Wildbahn (Heiligensee) 234, 254
Angerweg (Rosenthal) 43
Anhalter Straße 59
Antonienstraße 114, 176
Auguste-Viktoria-Allee (Reinickendorf)
114, 169, 174f., 218
Arnimplatz 89, 289
Aroser Allee 14, 51f., 94ff., 119, 136, 255, 289, 291

B

Badstraße 92
Bahnweg 131
Barfusstraße 35
Barnabasstraße (Tegel) 277f.
Baseler Straße 218
Baummardersteig (Konradshöhe) 270
Behmstraße 92
Benekendorffstraße 281
Berliner Straße (Hermsdorf) 59
Berliner Straße (h: Ollenhauerstraße) 174

Berliner Straße (Pankow) 123f., 162, 167f., 272f., 280, 281
Berliner Straße (Tegel) 59, 133
Berner Straße 59, 149
Bertramstraße (Hermsdorf) 215, 254
Beyschlagsiedlung 234, 238, 250f.
Bieselheider Weg (Frohnau) 236f.
Bismarckstraße (Hermsdorf) 142f.
(h: Hermsdorfer Damm)
Bismarckstraße (Niederschönhausen) 170
(h: Hermann-Hesse-Straße)
Bismarckstraße (Tegelort) 256
(h: Friederikestraße)
Blankenburger Straße (Heinersdorf) 92
Blankestraße 134
Blomberger Weg (Wittenau) 244ff.
Bondickstraße 112
Borkumstraße 99f.
Bornholmer Straße (S-Bhf.) 121
Brehmestraße 129f.
Breite Straße (Pankow) 196
Breitkopfstraße 124
Brosepark 62
Brunowstraße 183ff., 290
Buchholzer Straße 42, 234
Büchsenweg 13
Bungestraße (Heinersdorf) 88 (h: Hödurstraße)

C

Columbiadamm (KZ) 57, 115, 121, 127, 227

D

Damerowstraße 113, 136
Davoser Straße 114, 211
Diedenhofer Straße 86
Dietzgenstraße 235, 270

E

Egellsstraße 133, 150
Egidystraße 279
Eichbornstraße 58, 63, 151, 174, 293
(h: Eichborndamm)

Eichenstraße 61
Elsa-Brändström-Straße 198ff., 218, 288
Elstergasse (Konradshöhe) 253
Elsterweg 133
Engelmannweg 47
Erholungsweg 56, 58, 112, 153f.
Ernststraße 114

F

Fellbacher Straße 140f.
Fichtestraße (Hermsdorf) 142
Figarostraße 283
Finnländische Straße 136
Florastraße 11, 58, 153, 208ff., 289
Flottenstraße 163f., 279
Föhler Straße 49ff.
Fontanepromenade (Kreuzberg) 156
Fontanestraße (Wilhelmsruh) 141, 249
Freienwalder Straße 178
Freiherr-vom-Stein-Straße (Hermsdorf) 214
Freilandweg 55
Friedrichsthaler Weg 141ff., 168
Friedrichstraße (Mitte) 179
Frohnauer Straße (Hermsdorf) 140f., 144, 225
Fürstendamm 214

G

Gabrielestraße 189
Gärtnerstraße (Friedrichshain) 229
Gaillardstraße 269
Galenusstraße 61
Gamsbartweg 246
Gemündener Straße 72
General-Barby-Straße 13, 59, 176
General-Pape-Straße (KZ) 47, 114f.
General-Woyna-Straße 176
Genfer Straße 58
Gesundbrunnen (S-Bhf.) 123, 175
Glienicke Straße 140
Gnesener Straße (Prenzlauer Berg) 86
(h: Erich-Boltze-Straße)
Görschstraße 47

Gollanczstraße 234
Graf-Roedern-Allee (s. Roedernallee)
Granatenstraße 110
Granitzstraße 64
Grindelwaldweg 105f.
„Grüner Stern“ (Buchholz) (siehe Kolonie)
Grünrockweg 125
Grüntaler Straße 178

H

Hallandstraße (Pankow) 146f., 281
Harzburger Straße 111
Hatzfeldallee 73
Hauptstraße (Reinickendorf-Ost) 91, 218
(h: Alt-Reinickendorf)
Hausotterstraße 218
Hedemannstraße 55, 129
Heinsestraße 138, 140
Helmholtzplatz 263
Hennigsdorfer Straße 95f., 216
Hermsdorfer Damm 215, 254, 264f.
Hermsdorfer Straße 244ff.
Hiddenseestraße 275f.
Hinter der Dorfaue (Reinickendorf) 211
Holländerstraße 77, 97
Humboldtstraße 59
Humannstraße 59

I

Idunastraße (Heinersdorf) 158
Im Amseltal (Frohnau) 214
Invalidensiedlung (Frohnau) 225, 239f.

J

Jahnstraße 147

K

Kaiser-Friedrich-Straße (Pankow) 71 (h:
Thulestraße)
Kaiserin-Augusta-Straße (Niederschönhausen)
125, 273 (h: Tschaikowskistraße)
Kattowitzer Straße 281

Kavaliierstraße 113
Kettelerpfad 218
Kienhorststraße 133
Kirchallee (Heiligensee) 255
(h: Heiligenseestraße)
Kissingenstraße 46, 61, 113, 282f.
Klaushager Weg (Hermsdorf) 140
Klaustaler Straße (Pankow) 61, 73
Kolonie „Am Karpfenteich“ 151f.
Kolonie „Am Waldessaum“ 153ff.
Kolonie „An der Höhe“ 158f.
Kolonie „Deutscher Fleiß“ 81
Kolonie „Eigene Scholle“ 131
Kolonie „Felseneck“ 13, 119
Kolonie „Friedrichshöhe II“ 167
Kolonie „Frühauf“ 131
Kolonie „Gartenfreund“ 47, 115, 118f., 158
Kolonie „Grüner Stern“ 128
Kolonie „Güntershorst“ 229
Kolonie „Hoffnungstal“ 229
Kolonie „Heinersdorf“ 283
Kolonie „Reiche“ 267
Kolonie „Rosenthaler Höhe“ 280
Kolonie „Saarland“ 102
Kolonie „Schönholz“ 164, 229
Königsbacher Zeile 155
Kopenhagener Straße 174, 284
Krantorweg (Heiligensee) 267f.
Kreuzritterweg 235
Kurze Straße 249

L

Lehrter Straße 38, 133, 145, 220f., 227, 240
Lessingstraße (Rosenthal) 160f.
Lindauer Straße (h: Allee) 59
Lindenberger Weg (Buchholz) 280
Lindenpromenade 288
Lindenstraße 49, 149
Lohmestraße 84f.
Lotosweg 48f., 140
Lübarser Straße (Wittenau) 241ff.
Lüderstrasse (Pankow) 59

Luisenweg 52, 72, 232f., 288

M

Mäckeritzbrücke 38
Marthastraße (Wilhelmsruh) 59
Mauschbacher Steig 158
Maximilianstraße 270
Medebacher Weg 187
Miltenberger Weg 71
Mohrenstraße 179
Moltkestraße (Niederschönhausen) 273
(h: Wilhelm-Wolff-Straße)
Moränenweg 59
Mühlenfeldtstraße (Hermsdorf) 277
Mühlenstraße (Pankow) 273
Müllerstraße (Wedding) 35, 165, 217
Münzstraße (Mitte) 129

N

Neue Hochstraße 48f.
Nordbahnstraße 218f.
Nußhägerstraße (Konradshöhe) 280

O

Oggenhauser Straße 280
Oranienburger Chaussee 293
Oranienburger Straße (Wittenau) 50
Oraniendamm (Waidmannslust) 237f.

P

Pankgrafenstraße 269
Pankower Allee (Reinickendorf-Ost) 257
Pannwitzstraße (Bors.) 176f.
Papierstraße (Schönholz) 102f.
Parkstraße (Blankenburg) 132f.
Parkstraße (Buchholz) 124
Pfählerstraße (Reinickendorf) 277
Philippstraße (Mitte) 78
Platanenstraße 225
Poststraße (Mitte) 77
Prenzlauer Allee 86
Prenzlauer Promenade 269, 282

Prinz-Albrecht-Straße
38, 51, 57, 60, 62, 71f., 80, 104f., 121, 159
(h: Niederkirchnerstraße)
Prinz-Heinrich-Straße (Pankow) 51f.
(h: Westerlandstraße)
Prinzenallee 47
Provinzstraße 76f., 119f.

R

Raschdorffstraße 226f., 229
Raumentaler Straße (Frohnau) 270, 271
Reinickes Hof 137
Residenzstraße 13, 89f., 274f., 280
Rettigweg 47
Retzbacher Weg (Pankow) 135
Ringstraße 139
Ritterlandweg 163f.
Roedernallee 11, 13, 137, 169, 249f., 266
Romanshorner Weg 103f., 291
Rosensteg 163
Rütlistraße (Reinickendorf) 136

S

Saalmannstraße 161f.
Saatwinkel 131f., 178f.
Sachsenstraße (Wilhelmsruh) 141, 271
Scharnweberstraße 13, 42f., 45, 63, 114f., 158, 174
Scheffelstraße (Reinickendorf-West) 133f.
Scheringstraße 269
Schildower Straße (Hermsdorf) 140
Schillerring 59
Schillerpromenade (später Arosener Allee)
Schillingstraße 63
Schlieperstraße 57, 277
Schlosspark Niederschönhausen 62
Schloßstraße (Hermsdorf) 139f.
Schloßstraße (Tegel) 59
Schmidtstraße 125 (h: Kattegatstraße)
Schönhauser Allee 11, 121ff.
Schönholz (Lager) 225, 279
Schönholzer Heide 249, 251
Schönholzer Straße (Pankow) 277

Schönholzer Weg 13, 194
Schollenhof 85f.
Schollenweg 55, 114
Schonensche Straße 11
Schubartstraße 256, 260, 263
Schulendorfer Straße (Hermsdorf) 215
Schulzestraße (Pankow) 133, 281
Seebadstraße 140
Seestraße (Hermsdorf) 140
Seestraße (Wedding) 58
Seidelstraße 115
Siedlung 18 (Buch) 111
Simmelstraße 147f.
Solquellstraße 70
Spandauer Straße (Tegel, h: Holzhauser Straße) 18
Sternstraße 234
Straße 48 (Karow) 99f.
Straße 56 (Reinickendorf) 58
Straße 112 (Wittenau) 282
Straße 131 (Wittenau) 280
Straße 152 (Wittenau) 268
Straße 172 (Waidmannslust) 137
Straße 303 (Heiligensee) 117
Suderoder Straße 84, 280

T

Tegeler Straße (Hermsdorf) 140
Thulestraße 11, 56, 58, 267
Tile-Brügge-Weg 256, 261
Tiroler Straße 124
Togostraße 98
Trelleborger Straße 165f.
Treskowstraße (Hermsdorf) 280
(h: Oggenhauser Straße)

V

Veitstraße 18

W

Wacholderstraße 114 (h: Zobelnitzstraße)
Wackenbergsstraße 235
Waidmannsluster Damm 42, 54f.

Waldstraße 278
Wickhofstraße 215
Wilhelmstraße (SW 68) 101
Wilkestraße 76
Wittenauer Straße 18
Wollankstraße 11, 281
Wuhlheide (Straflager) 225, 284f.

Z

Zehntwerder Weg 144
Zeisendorfer Weg (Heiligensee) 253, 256ff.
Zeltinger Straße (Frohnau) 155ff.
Zermatter Straße 266
Zitherstraße (Buch) 281
Zobelnitzstraße 114

Orte bei Berlin

Bergfelde 64ff.
Bernau 124, 177
Birkenwerder 64ff., 238, 281
Brandenburg (KZ) 13, 46
Brandenburg (Zuchthaus) 20, 24, 34, 84, 89, 143,
147, 152, 162, 167, 220, 263, 270, 276, 289
Eden 201f.
Glienicke 155ff., 242
Großbeeren (Arbeitslager) 153, 270
Hellsee (bei Lanke/Bernau) 135
Hennigsdorf 182f., 208
Hohen Neuendorf 15, 64ff., 71f., 74, 160f., 182f., 208
Liebenwalde 64ff.
Lindenberg/Blankenburg 183, 208f.
Oranienburg (KZ) 65, 127, 164
Oranienburg (Stadt) 202
Ravensbrück (KZ) 158, 240, 270
Sachsenhausen (KZ) 71ff., 85, 128, 146, 148,
152f., 158, 159, 227, 230, 275, 282
Sachsenhausen (Ort) 214
Schildow/Mühlenbeck 183
Schönow 98, 101f.
Stolpe 182f.
Werder 165f.
Woltersdorf 280

Abkürzungen

ADGB	Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund
BK	Bekennende Kirche
DC	Deutsche Christen
DDP	Deutsche Demokratische Partei
DMV	Deutscher Metallarbeiter-Verband
DNVP	Deutschnationale Volkspartei
DStP	Deutsche Staatspartei
DVP	Deutsche Volkspartei
E.V.M.B.	Einheitsverband der Metallarbeiter Berlins
HJ	Hitlerjugend
KJVD	Kommunistischer Jugendverband Deutschlands
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPO	Kommunistische Partei (Opposition)
KZ	Konzentrationslager
NB	Neu Beginnen
NKFD	Nationalkomitee „Freies Deutschland“
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
OKH	Oberkommando des Heeres
OKW	Oberkommando der Wehrmacht
RB	Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold
RGO	Revolutionäre Gewerkschafts-Opposition
SA	Sturmabteilung
SAJ	Sozialistische Arbeiterjugend
SAP	Sozialistische Arbeiterpartei
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
Sup.	Superintendent (Kirchenkreisvorsteher)
Z	Zentrum (Partei)

Band 6 der Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945 (3. Auflage)

Herausgeber: Gedenkstätte Deutscher Widerstand

Verantwortlicher: Hans-Rainer Sandvoß

Text: Hans-Rainer Sandvoß

Gestaltung: Karl-Heinz Lehmann

Druck: allprint media GmbH, Berlin

Copyright 2009 by Gedenkstätte Deutscher Widerstand

Printed in Germany

ISBN 978-3-926082-35-0

Die Broschüre wird unentgeltlich abgegeben und ist nicht zum Verkauf bestimmt.

Rückbild:
Reinickendorf, Strafanstalt Tegel,



Widerstand in Pankow und Reinickendorf